Ein Soldaten-Leben.

Erinnerungen

aus den

napoleonischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algerischen Feldzügen.

Herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Dritter Theil.

Feldzüge in Griechenland, Polen, Algerien und Spanien.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1854.

Digitized by Google

Inhalt des dritten Theils.

Seite

Erſtes Kapitel. Zerſtörung der Hacienda und Ermordung von Frau und Kind durch eine Indianerbande. Rachezug gegen dieſelbe. Gefechte. Verlauf der Pflanzung. Reiſe nach New-York. Einſchiffung nach Griechenland 1

Zweites Kapitel. Ankunft in Griechenland. Erſte Eindrücke daſelbſt. Leben in einer griechiſchen Familie. Aegyptiſche Truppen und franzöſiſche Officiere 30

Drittes Kapitel. Abſchied aus Nauplia. Leidenſchaftlichkeit einer ſchönen Griechin. Gefährliche Fahrt nach der Inſel Hydra. Empfang beim Admiral Miaulis. Waffenübungen. Einſchiffung nach der Feſtung Miſſolunghi. Belagerung derſelben. Leichte Verwundung bei einem Gefechte mit den Türken. Entbehrungsvolles Leben in Miſſolunghi . . . 50

Viertes Kapitel. Häufige Beſtürmungen auf der Land- und Seeſeite von Miſſolunghi, abermalige Verwundung. Scenen des Elendes und der Verzweiflung. Fall der Feſtung. Gefecht beim Durchſchlagen durch die Feinde. Rettung. Ehrenvoller Einzug in Nauplia 69

Fünftes Kapitel. Verheirathung. Leben im Felde. Häufige Gefechte. Mangel an größeren Erfolgen wegen der geringen Disciplin im griechiſchen Heere. Wiederholte Beweiſe von Tapferkeit meiner Frau. Lord Cochrane. Niederlage vor Athen. Tod von Karaiskaki. Gefechte unter Ypſilanti. Verluſt meiner Frau durch einen Sturz in den Abgrund . 88

Sechstes Kapitel. Austritt aus griechiſchen Dienſten. Duell mit einem ruſſiſchen Oberſten. Franzöſiſche Truppen in Griechenland. Reiſe nach Aegypten. Audienz bei Mehemed-Ali. Reiſe in das Innere des Landes zum Ankaufen edler Pferde. Nachricht von der Juli-Revolution im Jahre 1830. 110

Digitized by Google

Seite

Siebentes Kapitel. Ankunft in Paris. Begeisterung in der französischen Armee für den polnischen Unabhängigkeitskampf. Einschiffung über London nach Danzig. Ankunft in Warschau. Zustände daselbst. Audienz beim General Chlopicki. Anstellung als Escadrons-Chef in einem Uhlanen-Regiment. Militärische Verhältnisse. Ausmarsch gegen die russischen Truppen 129

Achtes Kapitel Gefecht bei Stoßeck. Adjutantendienst beim General Chlopicki. Schlacht bei Wawre. Wiederfinden eines früheren Bekannten als russischen General. Mörderische Schlacht bei Grochow. Verwundung in derselben . . . 151

Neuntes Kapitel. Zug mit dem General Dwernicki nach Wolhynien. Heftiges Reitergefecht bei Boremel. Uebertritt des Corps nach Wolhynien. Uebertritt des Corps nach Galizien. Entkommen nach Polen. Verwundung. Zustand des polnischen Heeres. Einnahme von Warschau durch die Russen. Uebertritt der letzten polnischen Truppen nach Preußen . . 171

Zehntes Kapitel. Fahrt durch Deutschland. Wiederfinden eines alten Bekannten. Aufenthalt in Paris. Anstellung als Capitain in der Fremdenlegion. Ankunft in Algerien. Leben daselbst. Einschiffung der Legion nach Spanien 190

Eilftes Kapitel. Zustand der Legion in Spanien. Gefechte. Ueberfälle. General Bernelle. - Errichtung eines Uhlanen-Regiments. Tod des Generals Conrad 211

Zwölftes Kapitel. Leben in einer spanischen Familie. Adjutantendienst beim General Iribarren. Tod desselben bei Huesca. Verwundung. Fernere Dienstleistung bei der spanischen Cavallerie. General Don Diego Leon. Rückkehr nach Frankreich und Algerien. Schluß 229

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Zerstörung der Hacienda und Ermordung von Frau und Kind durch eine Indianerbande. Rachezug gegen dieselbe. Gefechte. Verkauf der Pflanzung. Reise nach New-York. Einschiffung nach Griechenland.

Etwa dritthalb Jahre hatten wir auf unserer Hacienda nun schon in friedlicher Stille verlebt. Die Jagd der verschiedensten Thiere und die Oberaufsicht über unsere Heerden bildeten meine Hauptbeschäftigungen, während meine Frau der Besorgung des inneren Hausstandes mit eben solchem Eifer, wie Geschick sich unterzog. Unsere Felder, durch zwei treue Neger bearbeitet, lieferten immer reicheren Ertrag an allen Früchten, die unser Hauswesen brauchte, während die Zahl unserer Rinder und Pferde sich alljährlich zu vergrößern anfing. So ward unser Leben immer behaglicher, und wir konnten uns noch immer mehrere kleine Annehmlichkeiten verschaffen, auf die wir beim Anfang unserer Niederlassung ganz hatten verzichten müssen. Von gesellschaftlichem Umgang lebten wir fast gänzlich getrennt, hatten uns aber schon so daran gewöhnt, daß weder meine Frau noch ich dies sehr entbehrten. Die nächste Hacienda, wo eine ganz angenehme und gebildete spanische Familie wohnte, lag etwas über fünf deutsche Meilen des beschwerlichsten Waldweges von unserem Hause entfernt. Einigemal im Jahre ritten wir wohl zu dieser spanischen Familie und blieben dann 1—2 Tage bei derselben und ebenso oft erwiederte diese unsern Besuch; dies war auch der ganze Umgang, den wir hatten. Die übrigen Leute, mit denen wir sonst in unserer Hacienda verkehrten,

waren halbwilde Gauchos (Hirten), Tigreros (Panterjäger), und Arbeiter, größtentheils von der Race der Halbindianer, bei denen von großer, geistiger Unterhaltung grade keine Rede sein konnte, wenn sie auch sonst meist als sehr tüchtige und dabei rechtliche Leute sich zeigten. Mich führten aber Geschäfte alljährlich zweimal nach der Stadt Leon. Ich verkaufte daselbst den Theil meiner Heerden, der zum Absatz dahin bestimmt war, wie auch einige Felle der von mir erlegten Thiere, die mühsam auf dem Rücken von Pferden, denn an eine Fahrstraße durch die Wälder war natürlich nicht zu denken, dahin transportirt wurden. Für den Erlös, den ich von diesem verkauften Vieh einnahm, wurden Leinwand und grobe Tücher zur Kleidung für mich und meine Leute, einige Putzgegenstände für meine Frau, häusliche Geräthschaften, die wir uns nicht selbst verschaffen konnten, dann Rum, Aguardiente (Branntwein), Thee, Kaffee, einige Gewürze, kurz alle solche Sachen, die wir für unseren einfachen Haushalt bedurften, wieder eingekauft. In Ballen von 40—50 Pfund wurden diese Waaren verpackt, dann auf Packpferde verladen, und so in unsere Hacienda gebracht. Bei einer solchen Anwesenheit in Leon hatte ich mir die Bibliothek eines dort verstorbenen französischen Kaufmanns, die doch Niemand haben wollte, für wenige Francs gekauft. Es waren an 100 Bücher, meist Geschichtswerke, die mir viel Unterhaltung gewährten, und aus denen ich Manches lernte. Während der schlimmen Zeit der Temporals (Regenstürme), oder auch in den Abenden habe ich oft manche Stunde an unserem Heerdfeuer gesessen und mir mit Lesen die Zeit so vertrieben, daß ich gar nicht wußte, wie schnell dieselbe verging. Auch holte ich mir stets halbjährig alte Zeitungen in Leon, und folgte so einigermaßen dem Gang der Weltbegebenheiten, obgleich freilich die Nachrichten, wenn ich sie in unserer Hacienda las, oft schon verjährt waren. Nun, das schadete nichts, ich erfuhr sie für

Digitized by Google

meine Verhältnisse immer noch früh genug. Einen gerechten Schmerz hatte ich, als ich auf diese Weise sehr verspätet den Tod meines großen Kaisers Napoleon auf St. Helena in den Zeitungen las. Alle die kriegerischen Scenen, die ich unter seinen Adlern mit erlebt hatte, traten mir bei dieser Nachricht wieder recht lebhaft vor die Seele, und mit Trauer gedachte ich des Augenblickes, als mir der Kaiser das Ehrenlegionskreuz gab. Welche kühne Hoffnungen hatte ich damals, und jetzt — war ich ein einfacher Viehbesitzer in einer amerikanischen Wildniß. Wenn aber dann meine Maria-Dolores in ihrer unvergleichlichen Schönheit zu mir trat, und, in mein finsteres Gesicht schauend, besorgt fragte, was mir fehle, und mein kleiner Napoleon, der so eben laufen lernte, auf mich zugekrochen kam, da freute ich mich doch innig meines gegenwärtigen Glückes, und segnete dankbar das Geschick, das mir ein solches gegeben. Viel Unterhaltung gewährte uns auch eine Guitarre und ein Waldhorn, welche ich einst von Leon mitgebracht hatte. Meine Frau hatte eine treffliche Stimme, und konnte, wie alle Spanierinnen, auch die Guitarre spielen, und so haben wir uns denn manche Stunde mit Musiciren sehr angenehm vertrieben.

Im Allgemeinen waren übrigens diese Ritte nach Leon, wohin mich meine Frau einigemale zu Pferd begleitete, beschwerlich genug, und ich freute mich stets, wenn ich sie überstanden und wieder glücklich zurückgekehrt war. Das Treiben der wilden Rinder und Pferde durch die Waldwildniß bis Leon war eine sehr unangenehme und anstrengende Arbeit, und erforderte stets 7—8 Tage; auch in der Stadt selbst war mir das Feilschen und Handeln beim Verkauf der Thiere und dem Einkauf der Waaren stets ein sehr peinliches Geschäft. Ich fühlte dabei recht, wie sehr ich zum Handeln und Schachern verdorben sei, und möchte kein Kaufmann oder Banquier werden, und wenn ich alljährlich

Digitized by Google

auch eine Million dabei gewinnen könnte. Grade, um mir bei diesem Geschäfte im Verkaufen und Kaufen beizustehen, nahm ich stets sehr gern meinen Louis mit nach Leon, der wie in allen Sachen, auch hierin gewandt sich zeigte.

So war ich denn auch wieder in diesen Geschäften nach Leon hingezogen, um an 200 junge Rinder daselbst zu verkaufen. Suchte ich schon stets diese Reisen so viel als möglich abzukürzen, denn ich sehnte mich immer nach meiner Frau und Häuslichkeit zurück, so war dies jetzt noch mehr als sonst der Fall. Meine Maria war guter Hoffnung und konnte ihre Niederkunft bald erwarten; es war mir daher peinlich, sie in diesem Zustand ohne mich allein in der Hacienda zu wissen. Ich hatte daher anfänglich schon den Plan gehabt, meinen Louis allein nach Leon zu schicken, war aber besonders auf Anrathen meiner Frau wieder davon abgegangen, da ich grade diesmal ziemlich wichtige und umfängliche Geschäfte daselbst zu besorgen hatte. Ein eigenthümliches, mir sonst ganz ungewohntes Gefühl der Unruhe quälte mich übrigens während der ganzen Zeit in der Stadt und das Pflaster derselben brannte mir oft wie Kohlen unter den Füßen. Doppelt unangenehm war es mir daher, daß der spanische Kaufmann, an den ich meine Rinder zu einem diesmal besonders hohen Preis verkauft hatte, mich nicht sogleich bezahlen konnte, so daß ich noch einen Tag länger in der Stadt bleiben mußte, als ich mir anfänglich vorgenommen. Was meine Unruhe, über die ich mir bisher keinen besonderen Grund angeben konnte, übrigens noch mehr steigerte, war die Nachricht, die ich in Leon hörte, daß eine Bande verlaufener Sioux-Indianer, mit einigen Mestizen vermengt, sich in der Provinz umhertreiben und Unfug aller Art anrichten solle. Man sprach schon davon, eine Streifschaar auszusenden, um dies Gesindel zu vernichten oder doch zu vertreiben. Früher sollten solche umherstreifende Indianer-Banden arge Verwüstungen

Digitized by Google

in diesen Gegenden angerichtet haben, seit ich aber im Lande wohnte, hatte man nichts mehr von denselben gehört. Ich war in dieser Hinsicht auch bisher ohne Besorgniß gewesen und hatte geglaubt, daß meine Frau unter dem Schutze der beiden Neger, die freilich nichts weniger als Helden waren, und der besten und zuverlässigsten Gauchos sicher genug sei. Wie ich übrigens diese Nachricht von den Sioux-Indianern hörte, schickte ich Louis auf meinem schnellsten Pferde allein zur Hacienda voraus, während ich selbst nur die beiden Gauchos, die unsere Packpferde und Maulesel treiben sollten, bei mir behielt. Endlich konnte ich selbst die verwünschte Stadt verlassen, und wenn ich stark antrieb, so hoffte ich den Weg bis zur Hacienda in drei Tagen zurücklegen zu können. Es war am Nachmittag des dritten Tages und noch ungefähr zwei deutsche Meilen hatten wir nach Hause zu reiten, so daß ich bald dort anzukommen hoffte, als plötzlich ein Reiter in vollem Galopp seines Pferdes auf uns angesprengt kam. Schon aus der Ferne erkannte ich den Schimmel, den Louis immer ritt, und bald auch diesen selbst. Eine Unglücksbotschaft befürchtend, denn umsonst wäre mein treuer Diener auf dem schlechten Waldweg nicht in so unbändiger Eile angejagt gekommen, sprengte ich demselben sogleich entgegen. Vor Schrecken blaß und ganz zerstört sah das Gesicht des alten Canadiers aus, und es mußte schon nicht ganz was Gewöhnliches sein, was diesen festen, abgehärteten Jäger in einen solchen Zustand versetzen konnte. „Ein furchtbares Unglück, Herr Major", rief er mir in seinem fremdartigen canadischen Französisch, das er stets zu mir sprach, entgegen. „Die Schufte von Sioux-Indianern haben vor drei Tagen die Hacienda überfallen, sie ausgeplündert und dann niedergebrannt." „Und meine Frau, mein Sohn, wo sind diese", rief ich aus, innerlich noch dabei auf eine günstige Antwort über das Schicksal derselben hoffend. „Sie sind

Digitized by Google

verſchwunden, die Sioux haben Beide mitgenommen", gab mir Louis zur Antwort, „die zwei Hirten liegen erſchlagen bei der Brandſtätte des Hauſes, den anderen Neger fand ich ſchwer verwundet unfern davon im Holze liegen, wo er ſich verſteckt hatte." Bei dieſer Schreckenskunde ſpornte ich ohne Weiteres meinen Hengſt zum ſchnellſten Laufe an, und jagte, alles Geſtrüpp, umgefallene Baumſtämme und was mir ſonſt in den Weg kam, nicht achtend, der Gegend meiner Wohnung zu. Wie es mir möglich war, mich und mein Pferd auf dieſe Weiſe durch all' die Hinderniſſe des Waldes, denn den etwas gebahnten, aber dafür viel weiteren Reitweg, verſchmähte ich, durchzuarbeiten, habe ich nie begreifen können. Es war wirklich, als habe die Verzweiflung mir ungewöhnliche Kräfte gegeben, die ſich auch meinem Thiere mittheilten. Welcher Anblick ward mir aber, als ich endlich meinen über und über mit weißem Schaum bedeckten keuchenden Hengſt anhalten konnte. Mein Haus, in dem ich ſo viele frohe und zufriedene Stunden verlebt hattte, war mit allen Nebengebäuden ein Hauſe Kohlen und Aſche, das kleine Gärtchen, das wir uns in den letzten Jahren daneben angelegt hatten, völlig zerſtört, die ganze Anlage vernichtet. Doch, was kümmerte mich dies Alles, wenn ich nur erſt Weib und Kind wieder hatte; ihr Schickſal mußte ich erfahren, alles Uebrige war mir vollkommen gleichgültig. Von einem halben Dutzend Gauchos und Arbeitern, unter denen ich meine bei den Heerden zurückgelaſſenen Leute bemerkte, umringt, lag der eine Neger unter einem Dache, das man in der Eile aus einigen Brandtrümmern für ihn aufgebaut hatte. Ich ſprang ſogleich vom Pferde und auf den Liegenden zu, um nähere Auskunft von demſelben über das, was mein Auge ſah, zu erhalten. Mit vielen Abſätzen und großer Anſtrengung, denn er war ſchwer verwundet und ſtarb ſchon wenige Stunden darauf, erzählte mir nun der Neger, daß vor drei Tagen in der Abend-

Digitized by Google

dämmerung plötzlich ein Haufe von 16—18 Sioux-Indianern, unter denen jedoch auch 3—4 Mestizen gewesen, von allen Seiten mit wildem Geheul sich auf die Hacienda gestürzt hätten. Ein Widerstand wäre natürlich von ihnen, zwei Negern und einem Gaucho, die sich im Hause befanden, nicht möglich gewesen, noch dazu, da man sie so plötzlich grade beim Verzehren des Abendessens überrascht hätte. Der Gaucho hätte zwar nach seiner Flinte greifen wollen, wäre aber auf der Stelle von einem Mestizen, der überhaupt der Anführer der Bande gewesen zu sein schien, niedergehauen worden. Meine Frau, die sich grade in ihrem Gemache befunden, als die Bande einstürzte, hatte mit großem Muthe eine Pistole mitten zwischen die Räuber abgeschossen und Einen derselben auch am Arm verwundet, bis sie von anderen Kerlen gewaltsam niedergerissen und an Armen und Füßen gebunden worden wäre. Ein Gleiches hätte man auch mit den beiden Negern und der Negerin gethan. Die Bande hätte nun das ganze Haus gründlich ausgeplündert und dann es angezündet, nachdem die Beute auf die theils mitgebrachten, theils auch auf die 6 Pferde von mir, die man bei der Hacienda gefunden, verladen worden wäre. Die Gefangenen wären gebunden und dann am andern Morgen, als die Bande wieder aufgebrochen sei, um mehr in das Innere des Landes zu ziehen, mit fortgeschleppt worden. Meine Frau, die schon mehr todt, als lebendig gewesen sei, da man sie aus Rache über den von ihr gethanen Schuß arg mißhandelt habe, sei bei dieser Gelegenheit auf ein Pferd festgebunden worden. Bei diesem Marsche nun war es dem Neger gelungen, zu entwischen, da er Mittel gefunden hatte, sich der Stricke, mit denen man seine Arme gebunden, zu entledigen. Mehrere Räuber waren dem Fliehenden aber sogleich nachgesetzt und hatten ihm noch Schüsse aus ihren Büchsen, an denen er jetzt litt, beigebracht, ohne jedoch ihn selbst in dem dichten Waldgebüsch

Digitized by Google

wieder einfangen zu können. Sehr durch Blutverluſt geſchwächt, hatte der Neger ſich mit vieler Anſtrengung langſam bis an die Brandſtätte der Hacienda geſchleppt, wo ihn mein Louis am heutigen Nachmittag gefunden.

Mit furchtbarem Schmerz, dem aber bald ein wilder Zorn ſich beimiſchte, hörte ich dieſe Erzählung des treuen Negers, der mehrere Stunden dazu gebrauchte, da er aus Schwäche nur langſam ſprechen konnte, an. Kurze Zeit darauf, nachdem er uns noch den Weg, den die Bande eingeſchlagen hatte, beſchrieben, ſtarb derſelbe an den Folgen ſeiner Verwundung. Nachdem der Neger ſeine Erzählung beendigt hatte, war mein erſter Gedanke, mich auf das nächſte Pferd zu werfen und allein den Räubern nachzujagen. Bald aber ſah ich das Thörichte dieſer Handlung ein, zumal die tiefe Dunkelheit, die jetzt am Abend eintrat, es auch ſchon unmöglich gemacht hatte, den Weg zu verfolgen, den die Bande eingeſchlagen. Auf Anordnung Louis, der in vielfachen Kämpfen gegen die Indianer erprobt, den beſten Anführer unſerer ferneren Unternehmungen gegen dieſelben abgeben konnte, wurden nun in der Nacht noch Boten nach dem Waideplatz meiner Heerde geſchickt, dort friſche Pferde zu holen. Die unſrigen, mit denen wir von Leon gekommen waren, befanden ſich noch in zu erſchöpftem Zuſtande für eine ſo lange Verfolgung, wie die jetzige wahrſcheinlich werden konnte. Auch einige Gauchos meiner und der benachbarten Heerden, alle vollſtändig bewaffnet, wurden in der Nacht noch zuſammengeholt. Die große Thätigkeit aller meiner Leute, die mit mir den Eifer theilten, die Räuberbanden zu verfolgen, machte es möglich, daß wir ſchon am andern Morgen mit ſo gut berittenen und wohlbewaffneten Männern zur Verfolgung der Bande abreiten konnten. Mit unbeſchreiblicher Langſamkeit vergingen mir die Stunden bis zu dem Augenblick, wo ich mich auf das Roß ſchwingen konnte, und gern wäre ich allein, ſo raſch mein Pferd nur

Digitized by Google

laufen konnte, der Spur nachgejagt. Hatte ich doch noch Hoffnung, daß meine Frau und mein Kind noch am Leben sein würden und ich so auf eine oder die andere Art dieselben retten könne. Oft freilich überfiel mich eine unendliche Angst, daß dem nicht mehr so wäre und ich sie für immer verloren hätte.

Zwei Tage waren wir nun schon so der Spur der Sioux-Bande gefolgt, und da dieselbe fast ebenso gut als wir beritten und dazu im Vorsprung von einigen 40 Stunden war, so hatten wir sie, trotz aller unserer Anstrengungen, noch immer nicht einholen können. Ohne fast nur die mindeste Nahrung zu mir zu nehmen, saß ich diese ganze Zeit im Sattel, so sehr bewegten mich Furcht und Hoffnung, und auch in den Stunden, die wir nothgedrungen, schon unserer Pferde wegen, rasten mußten, vermochte ich vor innerer Aufregung nicht zu schlafen. Es war am Abend des zweiten Tages und wir hatten uns durch einen Waldpfad mühsam bis auf eine kleine Wiesenfläche durchgearbeitet, als der alte, vielerfahrene Gaucho, der gewöhnlich als Führer einige hundert Schritte voranritt, plötzlich sein Pferd anhielt und einen lauten Ruf hören ließ. Hoffend, derselbe würde ein günstiges Zeichen für uns entdeckt haben, spornte ich meinen Hengst heftig an und war in wenigen Secunden an seiner Seite. Ein Anblick, der mir vor Schrecken das Blut in den Adern erstarren machte, ward mir nun. An einem kleinen Baume hing die völlig entkleidete Leiche meiner Frau und dicht daneben zu ihren Füßen die meines kleinen Sohnes. Der Schädel war Beiden durch einen Hieb mit dem Tomahawk (Beil) zerschmettert und dann die Skalphaut des Kopfes abgezogen worden, wie denn auch der Körper meiner Frau noch die blutigen Spuren mehrfacher Verwundungen und Mißhandlungen zeigte. Wie ein Wahnsinniger, und dies war ich in der That vor Schmerz, stürzte ich auf diese blutigen Ueberreste des Theuer-

Digitized by Google

sten, was ich jemals auf Erden beſeſſen, hin, riß dieſelben von dem Baume, warf mich über ſie und bedeckte ſie mit meinen Küſſen. So ſoll ich, wie mir mein Louis ſpäter erzählte, eine ganze Nacht in wilder Raſerei zugebracht haben. Am andern Morgen brachten mich die Zuſprüche dieſes treuen Menſchen und meiner Gauchos wieder ſo weit zu mir ſelbſt, daß ich der Beſtattung der beiden Leichen, die nothwendig wurde, da in dieſem heißen Klima die Verweſung ſchon innerhalb 24 Stunden eintritt, ziemlich gefaßt beiwohnen konnte. Mit unſeren Handbeilen gruben wir unter einer ſchönen Cederpalme, die allein auf der Wieſe ſtand, ein ziemlich tiefes Grab und legten die beiden Leichen, ganz in grüne Blätter gehüllt, hinein, worauf wir dann einen möglichſt hohen Hügel darüber wölbten. In den Palmbaum wurde ein großes Kreuz und der Name der hier Begrabenen von Louis eingeſchnitten. Jetzt endlich konnte ich weinen, und weinte und weinte ſo viel, wie ich es niemals früher für möglich gehalten hätte. Waren doch auch dieſe rohen, nur in der Wildheit bei ihren Thieren lebenden Gauchos von dem entſetzlichen Unglück, das mich getroffen hatte, ſo bewegt, daß ſich ihr Mitgefühl deutlich auf ihren, von der Sonne gebräunten Geſichtern ausdrückte. Mein treuer Louis, der meine Frau, die ſtets ſehr freundlich und gütig gegen ihn geweſen, ungemein verehrte, ſprach ſeinen großen Schmerz auf die kräftige Weiſe, die ihm eigen war, aus. Auf dem noch friſchen Grabhügel der ſo Gemordeten that ich nun den feierlichen und lauten Schwur, ihren Tod an ihren grauſamen Mördern vollſtändig zu rächen. Nicht raſten und ruhen wollte ich, und weder Leben noch Geld ſcheuen, bis ich die Mörderbande aufgeſpürt, eingeholt und dann bis auf den letzten Mann vertilgt hätte. Und ſollten Monden und Jahre darauf hingehen, bis mir dies endlich gelungen war, ſo ſchwur ich doch, ſo lange weder zu raſten noch zu ruhen, und in keinem Hauſe früher auch

Digitized by Google

nur eine Nacht wieder zu ſchlafen, bis ich dieſe Rache ausgeführt hatte. Mein treuer Louis, der dieſen feierlichen Schwur hörte, ſchwur nun ebenfalls, mich auf allen meinen Streifzügen zu begleiten und mich nie zu verlaſſen, bis ich mein Verſprechen erfüllt habe. Wie es einem Manne geziemt, hat dieſer, für mich ſo ungemein ſchätzbare Menſch auch ſein Verſprechen gehalten.

Nachdem ich dieſen Schwur gethan hatte, war meine körperliche Kraft gebrochen, und ich ſank beſinnungslos zuſammen. An 10 Tage habe ich nun in heftigem Fieber geraſt, und weiß nicht mehr, was ich in dieſer Zeit gethan. Die Sorge und Umſicht meines treuen Dieners hat ſich auch gerade bei dieſer Krankheit für mich auf recht ſchätzbare Weiſe gezeigt. Er hat mich in Decken eingehüllt, mit vieler Mühe durch den Wald in ein Rancho (Anſiedlung), die ungefähr 6 deutſche Meilen davon lag, zu einem Anſiedler, den er kannte, tragen und dort der Frau deſſelben zur weiteren Pflege übergeben laſſen. Zwei der Leute, abgehärtete Waldbewohner und Jäger, aus unſerer Begleitung, die ſich freiwillig dazu erboten, hatte Louis gegen das Verſprechen einer hohen Belohnung dazu bewogen, auf heimliche Weiſe unausgeſetzt ſogleich zu Fuß der Spur der räuberiſchen Sioux-Bande zu folgen. Verſchiedene Zeichen, durch welche ſie uns den von ihnen eingeſchlagenen Weg bemerkbar machen ſollten, waren von ihm mit dieſen Leuten verabredet worden. Da die Gauchos, die uns begleitet hatten, auf lange Zeit bei ihren Heerden nicht vermißt werden durften, ſo waren dieſelben von Louis zurückgeſandt worden. Auch die Oberaufſicht über die Heerden meiner Hacienda war von ihm angeordnet und ein alter und zuverläſſiger Hirt als Oberaufſeher eingeſetzt worden. Der von mir ſchon genannte alte Spanier aus unſerer Nachbarſchaft hatte dazu verſprochen, von Zeit zu Zeit meine Heerden zu beſuchen und das Nöthige anzuordnen. Um uns aber auf unſerem Streifzug gegen die Sioux-Bande

Digitized by Google

zu begleiten, hatte Louis in Leon und in der Umgegend ein Dutzend entſchloſſene und tüchtige Geſellen angeworben. Es waren theils Tigreros (Pantherjäger), theils andere Waldbewohner, alle abgehärtet und an die Beſchwerden und Gefahren, die ein ſolcher Streifzug mit ſich bringen konnte, von Jugend auf gewöhnt. Mit Büchſen, Munition und ſonſtigen Bedürfniſſen für einen ſolchen Streifzug waren dieſelben reichlich ausgeſtattet, wie man auch alle mit jungen und kräftigen Pferden aus meiner Heerde beritten gemacht hatte. Mit einem Dutzend ſo ausgeſtatteter verwegener Geſellen läßt ſich nun ſchon etwas ausrichten, und ſo zweifelte Louis und ich nicht daran, daß es uns bei gehöriger Ausdauer gelingen werde, die ganze Bande einzuholen und bis auf den letzten Mann zu tödten. Dies Gelübde, und uns bis zu deſſen Erfüllung nicht die mindeſte Raſt mehr zu gönnen, ſchwuren wir beim Beginn unſeres Streifzuges wieder auf's Neue.

Am 16ten Tage, nachdem ich die Leiche meiner Frau gefunden hatte, traten wir unſeren Zug an. Ich ſelbſt war von meiner Krankheit noch ſo geſchwächt, daß ich mich nur mit Mühe im Sattel halten konnte. Nur das glühende Verlangen nach Rache gab mir die nöthige Kraft, um all die vielen Beſchwerden, die mir bevorſtanden, ertragen zu können. Da wir die Spur der Räuberbande verfolgen mußten, ſo führte uns unſer Weg wieder an dem Platze, auf dem meine Frau und Kind begraben lagen, vorbei. Eine lange Zeit kniete ich nochmals auf dem Grabhügel derſelben, dann ſchwang ich mich auf's Neue, gegen alle möglichen Strapazen gerüſtet, in den Sattel. Eine langwierige Verfolgung der Bande begann jetzt, und nur unſer eiſerner Wille, dieſelbe zu erreichen, und ſollten auch Monate darauf vergehen, konnte uns endlich an das Ziel bringen. Die Räuber, voll Furcht, daß ihnen ihre letzte Frevelthat nicht ungeſtraft hingehen werde, hatten die Zeit, welche durch meine Krankheit

Digitized by Google

ihnen geworden war, wohl benutzt, uns einen tüchtigen Vorsprung abzugewinnen. Sie hatten ihren Weg in der Richtung gegen Mexico genommen, um so tief in das Innere des Landes zu gehen. An zehn bis zwölf Tage waren wir schon fortgeritten und es hatte oft große Mühe gemacht, unsere Pferde durch den ganz unwegsamen Wald durchzuarbeiten, als wir unsere beiden, voraus geschickten Späher fanden. Die Indianer hatten sich an diesem Platze getheilt, und ein Theil derselben mit den Mestizen sich rechts gewandt, während die Andern mehr geradeaus gezogen waren. Da unsere Pferde, denen wir bisher das äußerste Maß von Anstrengung zugemuthet hatten, völlig erschöpft waren, so mußten wir nothgedrungen schon hier einen Rasttag halten. Wir benutzten denselben, unsern Vorrath an Lebensmittel, der schon sehr gelitten hatte, wieder zu ergänzen und schossen zu diesem Zwecke einige Hirsche, deren Fleisch wir in lange Streifen schnitten und dann am Feuer rösteten, so daß es sich leicht zu Pferde mitnehmen ließ. Nach sorgfältiger Berathung ward nun beschlossen, zuerst der Spur, die links führte, und wahrscheinlich von den Mestizen herrührte, zu folgen. Mit dem fast unglaublich scharfen Spürtalent, das diesen Jägern, die ihr ganzes Leben im Walde zubringen, eigen ist, hatte Louis ausgekundschaftet, daß nach einigen sicheren Anzeichen der gefangene Neger sich noch bei dieser Abtheilung befinden mußte. Wir wollten uns aber wo möglich zuerst in den Besitz desselben setzen, da er uns als Führer dienen konnte, den übrigen Rest der Bande aufzusuchen.

Mit noch ziemlich müden Pferden brachen wir am andern Morgen wieder auf, unsere Verfolgung auf's Neue fortzusetzen. Etwa 4 Tage waren wir jetzt wieder geritten und die Sonne wollte eben untergehen, als ein mexikanischer Jäger, den ich für diese Expedition mit angeworben hatte, und der mit Louis und noch zwei anderen sogenannten „Waldläufern" abwechselnd den Vortrab machte, eiligst wieder zu

Digitized by Google

uns zurückgetrabt kam. In der Entfernung von einer halben Meile hatte er nämlich einen schwachen Rauchstreifen, der von einem Wachtfeuer im Walde herzurühren schien, entdeckt und kam jetzt, uns dies zu melden, indem er die Vermuthung äußerte, daß wir hier wahrscheinlich die von uns gesuchten Kerle finden könnten. Das war denn eine gar schöne Nachricht! Wir ließen jetzt unsere Pferde unter der Aufsicht von zwei Männern zurück und schlichen uns zu Fuß leise der Gegend zu, in der dies Feuer sein sollte. Es war unterdeß ganz dunkel geworden, da im Süden Tag und Nacht schnell aufeinander folgen, und so konnten wir denn auch bald den Schein eines Feuers zwischen den hohen Bäumen hindurchschimmern sehen. Jetzt mußten wir auf Anordnung von Louis, unter dessen Befehl ich unseren ganzen Zug gestellt hatte, da er in diesen Waldstreifereien viel mehr Erfahrung als ich selbst besaß, Halt machen. Mit der Geräuschlosigkeit einer Katze schlich sich derselbe jetzt dem Feuer näher, um zu erspähen, was für eine Gesellschaft an demselben sitze. Nach ungefähr einer Stunde, die mir unendlich lange gedauert hatte, kam er ebenso geräuschlos wieder zurück, und meldete, daß er sieben Mestizen und zwei Indianer an dem Feuer sitzen gesehen habe. Nicht weit davon habe er auch den Neger von unserer Hacienda mit gebundenen Füßen, sitzen gesehen. Es schien also kein Zweifel, daß wir jetzt endlich einen Theil der schändlichen Räuberbande eingeholt hatten und die Stunde der Rache gekommen war. Damit keiner der Schufte entwischen könne, was sonst in der nächtlichen Dunkelheit in dem dichten Wald leicht war, ordnete Louis an, daß wir noch einige Stunden warten sollten, wo dann alle sich wahrscheinlich dem Schlafe hingegeben haben würden. Nur ungern fügte ich mich dieser Anordnung, denn ich konnte es kaum erwarten, dies Gezücht von der Erde zu vertilgen.

Gegen Mitternacht endlich, als das Wachtfeuer nur noch schwach glimmte, brachen wir leise auf und umzingelten

Digitized by Google

vorſichtig von allen Seiten den Platz, wo die Bande lag. Hinter einem Baume und fünf Schritt von dem nur noch matt brennenden Feuer angekommen, konnte ich die ganze Scene überſchauen. In ihre Ponchos gehüllt lagen alle Kerle mit den Füßen gegen das Feuer gekehrt, in feſtem Schlafe. Nur Einer derſelben, der als Poſten diente, ſaß aufrecht mit dem Rücken gegen einen Baum und ſchaute in die dunkle Nacht hinein, ſchien aber dem Faß mit Aguardiente, das neben ihm lag, ſtark zugeſprochen zu haben, denn ſein Kopf ſank oft ſchläfrig vornüber. Da der Schein des Feuers grade auf ihn fiel, ſo konnte ich das rothe, wüſte Geſicht des Meſtizen mit ſeinen herunterhängenden ſchwarzen Haaren recht deutlich erkennen. Der Gedanke, daß dieſer Kerl vielleicht der Mörder meiner Frau ſein könne, und daß ſie vor ihm niedergekniet ſei, um vergeblich für ihr und ihres Kindes Leben zu bitten, übermannte mich ſo, daß ich das Signal, was Louis für den gemeinſammen Ueberfall gegeben hatte, nicht abwarten konnte. Ich riß meine Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß ohne Weiteres die Kugel dem Kerl durch den Kopf, ſo daß er augenblicklich todt zuſammenſtürzte. So wie der Schuß gefallen war, ſprangen auch meine Leute von allen Seiten auf die überraſchten Räuber los, bevor dieſelben noch recht Zeit hatten, ſich zur Wehre zu ſetzen oder zu entfliehen. Zwei derſelben, die zu entlaufen verſuchten, wurden ſogleich zuſammengeſchoſſen, die Anderen lagen bald feſt an Händen und Füßen zuſammengeſchnürt im Graſe und harrten ihres Schickſales, über welches ſie nicht mehr zweifelhaft ſein konnten. Die Banden des Negers wurden nun ſogleich gelöst, und in ſeiner lebhaften Dankbarkeit warf ſich derſelbe mir zu Füßen, und wollte Hände und Knie küſſen. Er mußte mir nun alsbald die ganze Geſchichte des Ueberfalles erzählen und ſagen, ob die eigentlichen Mörder meiner Frau und meines Kindes ſich unter den von uns Gefangenen befänden. Das war nicht

Digitized by Google

der Fall, ſondern dieſelben waren bei dem anderen Theil der Bande; die von uns gefangenen Kerle hatten aber dabei Unheil genug verübt, um zehnfach den Tod verdient zu haben. Der ward ihnen denn auch bald zu Theil. Beim Scheine von brennenden Holzſcheitern, ließ ich alle dieſe Schufte, Einen nach dem Andern, an den nächſten Bäumen aufhängen, was mit großer Schnelligkeit und Geſchicklichkeit von meinen Leuten geſchah. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo hatte die ganze Bande mit Ausnahme eines jungen Meſtizen aufgehört zu leben. Mit der trotzigen Standhaftigkeit, die Alle, in deren Adern indianiſches Blut rinnt, bei ſolchen Gelegenheiten zeigen werden, erlitten ſämmtliche Kerle die Todesſtrafe, bei deren Vollziehung der Neger eine beſonders freudige Geſchäftigkeit zeigte. Man ſah es ſeinem vor Luſt fletſchenden Geſicht recht an, wie ſehr es ihn freute, bei dieſen Kerlen, von deren grauſamen Mißhandlungen ſein Körper noch viele Spuren trug, jetzt den Henker machen zu können. Dem einen Gefangenen, dem wir das Leben vorläufig gelaſſen hatten, damit er uns als Führer zu dem Aufenthaltsort der übrigen Räuber dienen möge, banden wir Arme und Füße ſo feſt, daß er uns nicht entwiſchen konnte, und ließen ihn dann liegen. Nach Ausübung dieſes Strafactes ließen ſich meine Leute die Speiſevorräthe der Räuber trefflich ſchmecken und legten ſich dann, nachdem ein Wachtpoſten ausgeſtellt war, zur Ruhe. Die Pferde, Waffen, wie alle anderen Sachen und Gelder, die wir bei den von uns ſo geſtraften Räubern gefunden hatten, ſchenkte ich meinen Leuten.

Am andern Morgen brachen wir wieder zur Verfolgung des übrigen Theiles der Bande auf. Der junge Meſtize, dem wir vorläufig das Leben gelaſſen hatten, damit er uns zum Führer diene, weigerte ſich anfänglich, dies zu thun. Als er aber von Louis einige Dutzend Hiebe mit dem zuſammengerollten Laſſo auf ſeinen bloßen Rücken erhalten hatte, ward

Digitized by Google

er bald gefügiger. Er sagte uns übrigens, daß die Indianer sich noch mit andern Kriegern ihres Stammes verbunden und jetzt wohl an 30 Mann stark ungefähr 40 deutsche Meilen von uns entfernt sich einen Lagerplatz ausgewählt hätten. Durch diese Nachricht schreckte er uns aber vor unserer Verfolgung nicht ab, sondern regte uns im Gegentheil noch zu immer größerem Eifer an. Waren wir doch zusammen an 14 wohl bewaffnete, herzhafte Männer und konnten also immerhin den Kampf mit ungefähr 30 Indianern wagen. Und wenn es Hundert gewesen wären, so hätte ich nicht gerastet, bis ich sie erreicht, so lange ich noch wußte, daß der Mörder meiner Frau sich ungestraft unter ihnen befände. Je mehr wir übrigens von diesen rothen Schuften, die doch nur auf neues Unheil für die friedlichen Ansiedler sannen, vertilgten, desto besser war dieß für das Land.

Auf sehr beschwerlichen Wegen, die uns nur gestatteten, langsam vorzurücken, setzten wir nun unsere Verfolgung weiter fort. Außer wenigem getrockneten Fleisch bestand unsere Nahrung nur aus einigen Brocken von Tortillas (Maiskuchen), da wir aus Furcht, uns etwa herumschweifenden indianischen Spähern zu verrathen, nicht mehr auf das viele Wild, was wir sonst wohl hätten erreichen können, zu jagen wagten. Alle Jäger, wie überhaupt fast alle Südamerikaner, sind aber, was Essen und Trinken anbelangt, von einer Mäßigkeit, die einen Europäer in gerechtes Erstaunen versetzen kann, und auch ich hatte mir diese Eigenschaft auf allen meinen Kriegszügen schon angewöhnen müssen. Uebrigens setzten wir unseren Weg mit allen nur möglichen Vorsichtsmaßregeln fort, damit uns nicht am Ende die Indianer überfallen könnten, statt daß wir dieß bei ihnen thun wollten. Sowohl mein Louis, wie auch noch einige Andere von meinen Leuten, waren auch mit dieser Art Kriegsführung gegen die herumstreifenden Indianerbanden vollkommen vertraut. So hatten wir einen alten Jäger bei uns, der sich

Digitized by Google

rühmte, allein schon an 18 Indianer auf allen seinen Kriegszügen gegen dieselben erschossen zu haben. Freilich hatte er dieß mit dem Verlust seiner Ohren bezahlen müssen; denn einst in Gefangenschaft indianischer Krieger gerathen, hatten diese ihm schon die Ohren abgeschnitten und wollten eben die Nase folgen lassen, als glücklicher Weise seine Gefährten heranstürmten und ihn und seine Riechwerkzeuge aus der drohenden Gefahr befreiten. Trotz dieser schlechten Erfahrung war der alte Antonio Perez, so hieß der Jäger, ein unermüdlicher Verfolger aller Indianer.

Ungefähr 8—9 Tage mochten wir so schon wieder fortgezogen sein, als Louis, der als Späher voraus war, hocherfreut zurück kam und meldete, daß er glaube, das Lager der Indianer entdeckt zu haben. Das waren denn gar schöne Worte für uns, die alle bisher bestandenen Beschwerden vergessen machten und uns mit neuem Kampfeifer erfüllten. Da es nicht gegangen wäre, das indianische Lager zu Pferde zu beschleichen, so ließen wir diese, an den Füßen wohl gekoppelt, in einer engen Thalschlucht, unter der Aufsicht des Negers zurück. Auch der gefangene Mestize, dem meine Leute einen tüchtigen Knebel in den Mund gesteckt hatten, daß er nicht schreien konnte und dann an Händen und Füßen fest mit Lederriemen zusammenschnürten, ward der Obhut des Negers übergeben. Antonio flüsterte demselben noch einige Worte in's Ohr, worauf der Schwarze sein breites Maul zu einem freudigen Grinsen verzog und auf das scharfe Dolchmesser, das er im Gürtel trug, hindeutete. Seitdem die Räuber ihn so grausam mißhandelt und ihm aus reinem Muthwillen z. B. ein glühendes Eisen, womit wir das Vieh der Hacienda stempelten, auf seine beiden Hinterbacken eingebrannt hatten, hätte man dem Neger gar kein größeres Vergnügen bereiten können, als wenn man ihn zum Henker sämmtlicher Rothhäute gemacht. Wir Uebrigen schütteten nun noch frisches Pulver auf die Pfannen unserer Büchsen, lockerten unsere

Digitized by Google

breiten Jagdmesser in der Scheide und folgten dann mit leisen Schritten dem voranschleichenden Louis. Nach dem vorsichtigen Marsch von ungefähr 2 Stunden, wobei wir häufig, dem Beispiele unseres Führers folgend, uns der Länge nach auf den Boden niederwarfen, sahen wir die Feuer der Indianer in der nächtlichen Dunkelheit glänzen. Vorsichtig auf dem Bauche rutschend und jedes noch so leise Geräusch möglichst vermeidend, näherten wir uns den Feuern bis auf die Entfernung eines Büchsenschusses. Eine Reihe mächtiger Mahagonibäume, hinter deren breite Stämme wir uns anschmiegten, verbarg uns hier. Von unserem Standpunkte aus konnten wir genau die rothen Körper dieser Indianer erkennen, welche zwischen den Bäumen im Feuerschein glänzten. Wir zählten deren 38 Männer, eine starke Zahl für uns 14 Jäger, und doch hatte gewiß Keiner von uns auch nur eine Sekunde den Gedanken, den Kampf jetzt aufzugeben. Besonders bei mir war die Sucht nach Rache an diesen verruchten Mördern so groß, daß sie fast die nothwendigste Klugheit übertäubt hätte. Wohl an zwanzig Mal legte ich meine Büchse an den Backen, um dem heftigen Verlangen nachzugeben, einen dieser rothen Hunde niederzuschießen, aber stets drückte Louis, der neben mir stand, mit seiner ruhigen Besonnenheit mir den Büchsenlauf wieder nieder. Ich mußte seinem klugen Rath, noch nicht zu schießen, da ich Alles dadurch verderben würde, nachgeben und meinen ungeduldigen Eifer dämpfen, was mir freilich schwer genug wurde. Die Indianer, die eine treffliche Jagdbeute gemacht zu haben schienen, waren nach ihrer Art sehr lustig und guter Dinge und hielten eine reiche Mahlzeit, denn wir konnten recht deutlich sehen, wie bald der Eine, bald der Andere ein großes Stück Fleisch vom Feuer nahm und gierig mit seinen Zähnen zu bearbeiten anfing. Wir hatten nun die Absicht, dieselben erst ihre Mahlzeit beenden zu lassen, und sie dann, wenn sie sich der Verdauung und dem Schlafe hingeben würden,

Digitized by Google

ſchnell zu überfallen. Es ward aber anders. Zwei der Indianer, die wahrſcheinlich auf Kundſchaft ausgehen ſollten, kamen gerade auf den Platz, wo wir uns hinter den Bäumen verborgen hatten, zugegangen. Wie eine Schlange ſo raſch und geſchickt kroch Louis im hohen Graſe dem einen Indianer entgegen, während der alte Antonio ein Gleiches gegen den zweiten Feind that. Plötzlich ſprang Louis auf, hatte den Indianer, der gar nicht auf einen ſo unerwarteten Angriff vorbereitet war, mit beiden Händen an der Kehle gepackt, ihm dieſe zugedrückt, daß er nicht ſchreien konnte, und ſo zu Boden geworfen. Dem Liegenden hielt er dann mit der einen Hand die Kehle noch zu, und ſtieß ihm mit der andern das Meſſer tief in die Bruſt, ſo daß lautlos ſogleich todt war. Leider gelang Antonio das gleiche Verfahren mit dem zweiten Indianer nicht ſo gut. Dieſer, der ſeine Gefahr bemerkt haben mußte, ſprang mit lautem Geſchrei zurück und alarmirte ſo ſeine Gefährten, die ſogleich von ihren Feuern aufſprangen und zu den Waffen griffen. Da unſer Plan des heimlichen Ueberfalles nun doch verunglückt war, ſo hielten wir einen raſchen und entſchloſſenen Angriff für das Beſte. Jeder nahm nun einen Indianer feſt auf's Korn ſeiner Büchſe und dann ſchoſſen wir los, und 9—10 Feinde wälzten ſich todt, oder doch tödtlich getroffen in ihrem Blute. Bevor wir aber noch Zeit hatten, unſere Büchſen wieder zu laden, ſtürzten die Indianer mit furchtbarem Wuthgeheul auf uns zu, den Tod ihrer Kameraden zu rächen. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann, begann jetzt. Ein rieſiger Indianer, wahrſcheinlich ein Häuptling, ſtürzte mit hochgehobener Streitaxt auf mich los, mir den Todesſtoß zu verſetzen. Mit meinem rechten Arm hielt ich mit aller Kraft ſeine hochgehobene Fauſt feſt, während ich in der Linken die Büchſe kurz am Lauf faßte und mit aller Kraft den ſchweren Kolben derſelben ſo auf den nackten Schädel meines Angreifers niederkrachen ließ, daß dieſer

Digitized by Google

zu Boden ſtürzte und für die nächſte Zeit wenigſtens unſchädlich war. Kaum hatte ich mich aber dieſes Feindes entledigt, als ein anderer Indianer auf mich zuſprang und mir mit ſeinem Meſſer einen Stich in die Bruſt verſetzte. Die Gewalt des Stoßes war ſo groß geweſen, daß ich durch denſelben auf die Erde fiel, wenn ich auch fühlte, wie meine Wunde nur leicht ſein könne. Die Spitze des Meſſers war auf einem großen Metallknopf meiner Lederjacke abgeglitten und hatte mich ſo nicht viel geritzt. So wie der Indianer mich niederfallen ſah, ſprang er ſogleich auf mich zu, um mir das Lebenslicht vollends auszublaſen. Ich packte ihn aber an ſeinen Knieen und warf ſeinen Körper mit der äußerſten Anſtrengung aller meiner Kräfte von mir ab, worauf wir Beide im Graſe liegend mit einander zu ringen anfingen. Es war ein furchtbares Geringe zwiſchen uns, da wir Beide an Kräften ſo ziemlich gleich ſein mochten, denn Jeder fühlte, daß es ſich hierbei um Leben und Tod handelte. Bereits war es meinen faſt krampfhaften Anſtrengungen geglückt, mich über meinen Gegner, der ſich vor Wuth mit ſeinen ſcharfen Zähnen in meinen linken Arm verbiſſen hatte, aber nicht recht durch das dicke Hirſchleder des Aermels durchdringen konnte, zu werfen, als plötzlich ein zweiter Indianer, mit geſchwungener Streitaxt zu mir hinſtürzte. Schon hatte er dieſelbe zum Todesſtreiche bereit, da knallte unmittelbar neben mir ein Piſtolenſchuß, und mit zerſchmettertem Schädel ſank mein Feind zuſammen. Der alte Antonio, der meine doppelte Gefahr bemerkt hatte, that gerade im letzten Augenblick der höchſten Noth für mich den rettenden Schuß. Mit unendlicher Anſtrengung gelang es mir nun, mich mit der rechten Hand des Meſſers, das ich im Gürtel trug, zu bemächtigen und es dem Indianer, auf deſſen Bruſt ich jetzt mein Knie geſetzt hatte, in die Gurgel hineinzuſtoßen. Im letzten Todeskampf biß derſelbe übrigens mich noch ſo heftig in den Arm, daß ſeine ſpitzigen Zähne ſelbſt durch mein dickes

Digitized by Google

Ledergewand durchdrangen und mich nicht unbedeutend verletzten. Ich hatte ſpäter noch mehrere Monate nicht geringe Schmerzen an dieſer Bißwunde des ſterbenden Indianers gehabt. Nach Beſiegung auch dieſes Feindes richtete ich mich mühſam wieder auf, um zu ſehen, wie der Kampf den eigentlich ſtände. Drei von unſeren Jägern lagen todt oder ſchwer verwundet am Boden, dabei aber auch ſchon eine tüchtige Anzahl von Feinden, während der Reſt derſelben ſich in eine unfern davon liegende Höhle geflüchtet hatte, um ſich aus derſelben heraus beſſer vertheidigen zu können. Der alte Antonio, der ſelbſt ſchon mehrfach verwundet zu ſein ſchien, wußte aber einen Rath, um die Indianer in dieſer Höhle vollends alle zu vernichten. Es wurde Gras, dünnes Geſtrüpp und Aeſte von einem Baume, deſſen Blätter beim Brennen einen beſonders ſtinkenden Dampf machten, in großen Haufen vor der Höhle zuſammengetragen und nun angezündet. Der Rauch, der darauf in die Höhle drang, nöthigte die Indianer, dieſelbe wieder zu verlaſſen, da ſie ſonſt alle hätten erſticken müſſen. So wie ſie nun Einzelne herausſpringen wollten, ſchoſſen die Jäger, die beim Schein des Feuers, bei dem die Wilden vorbeilaufen mußten, ſcharf zielen konnten, ſie alle mit ihren Büchſen nieder. So vertilgten wir denn, wie ich geſchworen hatte, die ganze Bande, denn auch den von uns Verwundeten ward bald der letzte Gnadenſchuß gegeben. Beſondere Freude machte es mir, daß der Neger in dem Indianer, den ich mit dem Kolben meiner Büchſe niedergeſchlagen hatte, denjenigen erkannte, der meiner Gattin den Todesſtreich gegeben. So war der Mörder doch wieder von meinen eingenen Händen gefallen. Die Leichen der von uns getödteten Indianer hingen wir nun als warnendes Beiſpiel an den nächſten Bäumen auf, wo die Geier wohl von ihnen eine reichliche Mahlzeit werden gehalten haben. Wir ſelbſt hatten drei Jäger als Todte verloren und begruben dieſelben in einem gemeinſchaftlichen Grabe am andern Tage auf mög-

Digitized by Google

lichſt feierliche Weiſe. Nach militäriſcher Sitte gaben wir ihnen eine dreimalige Salve aus unſern Büchſen über ihr Grab. Da die Meiſten von uns bei dem Handgemenge mit den Indianern verwundet worden waren, ſo machten wir unweit des Kampfplatzes eine Raſt von ungefähr 8 Tagen. In der Heilung derartiger Wunden, durch Umſchläge von friſch im Walde gepflückten Kräutern, ſind manche alte Jäger ſehr erfahren, und ſo ſtellten wir uns denn *während dieſer* Ruhezeit ſo weit wieder her, um langſam *unſern Marſch* nach Leon antreten zu können. Meine Bißwunde im Arm, von den Zähnen des mit dem Tode ringenden Indianers, hatte Louis mir mit einem glühenden Meſſer ausgebrannt, um etwaige ſchädliche Folgen derſelben zu verhüten, was eine ſehr ſchmerzliche Operation war. Ein Kräuterumſchlag heilte dann den Schaden in einigen Wochen.

Die Beute, die wir bei dieſem letzten von uns gänzlich aufgeriebenen Indianerhaufen machten, war ebenfalls ſehr beträchtlich, und befanden ſich auch alle Pferde und Sachen, die mir auf meiner Hacienda geraubt waren, dabei. Da ich nichts wieder davon haben wollte, ſo ſchenkte ich Alles den Jägern, wie denn auch Jeder derſelben bei unſerer Rückkehr nach Leon 200 Franken als Belohnung von mir erhielt, worüber ſie hoch erfreut waren. Unſer ganzer Streifzug hatte, die Zeit des Rückmarſches mit eingerechnet, etwas über 7 Wochen gedauert.

Nach Leon zurückgekehrt, mußte ich allmählig wieder daran denken, was ich ferner beginnen wolle. Meine abgebrannte Hacienda wieder aufzubauen, was am Ende keine große Schwierigkeit gemacht hätte, um mein früheres Waldleben dann fortzuſetzen, wäre mir unmöglich geweſen. Jeder Tag hätte mich auf's Neue an den unerſetzlichen Verluſt, den ich durch den Tod meiner Frau erlitten, erinnert, und das Leben ohne ſie in der früheren Umgebung wäre mir eine Qual geworden. War mir doch jegliche Hoffnung auf ein

Digitized by Google

frommes, ruhiges und glückliches Daſein in einem ſtillen Familienkreis jetzt für immer verſchwunden! Aufs Neue hinaus in den Kampf und Krieg mußte ich, und mich wieder in angeſtrengter militäriſcher Thätigkeit ſtählen; dieß fühlte ich nur zu gut. Wo ich dieſe kriegeriſche Thätigkeit aber fortan finden würde, war mir noch unbekannt. An den noch beſtehenden Kämpfen in Südamerika oder Mexiko mich wieder zu betheiligen, eckelte mich an, ſeitdem ich die wüſte Wirthſchaft, die größtentheils daſelbſt herrſchte, nur zu gut kennen gelernt hatte. Der Zufall wollte, daß ich bald in Leon einen Käufer für mein ganzes Anweſen fand. Ein alter Spanier kaufte mir meine ganze Beſitzung mit allen darauf befindlichen Rinder und Pferdeheerden für eine baare Summe ab, die nach franzöſiſchem Gelde nahe an 23,000 Franks betrug. Ungefähr 8000 Franks hatte ich noch bei einem Kaufmann in Leon ſtehen, ſo daß mein Vermögen etwa 31,000 Franks betrug. Von dieſer Summe ſchenkte ich aber 5000 Franks meinem treuen Louis, als gerechte Belohnung für die zahlloſen Dienſte aller Art, die er mir, während er in meinen Dienſten ſtand, ſchon erwieſen hatte. Derſelbe wollte jetzt nach Canada zurück und ſich dort eine Farm kaufen, da er das abentheuerliche Leben in Südamerika auch ſchon ſatt hatte. Auch ich nahm mir vor, vorerſt nach New-York oder Neu-Orleans zu gehen, um mich dort über mein weiteres Schickſal zu entſcheiden. Ich hatte dabei einen zwar noch unbeſtimmten Gedanken, vielleicht in die Militairdienſte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu treten, und mich dort in dem Kriege gegen die Indianer, der zu jener Zeit an den weſtlichen Grenzen mit großer Heftigkeit geführt wurde, verwenden zu laſſen. Die Reiſe von Leon nach New-York machte übrigens noch manche Schwierigkeiten. In Begleitung meines Louis, der mit mir dahin wollte, und zwei tüchtigen Führern, ritt ich nach Granada. Auf dem Wege dahin wäre ich bei einem Nacht-

Digitized by Google

lager, das wir in dem Walde nahmen, noch faſt von einer Klapperſchlange gebiſſen worden. Ich war aus Trauer übe den Verluſt meiner Frau, den ich jetzt, wo die Aufregung und Spannung, in der mich die Verfolgung der Räuber geſetzt hatte, nachgelaſſen, erſt recht fühlte, noch ſo abgeſtumpft, daß ich die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln hier im Lande gegen dieſe Schlangen vernachläſſigte. So hatte ich denn meinen Pucho ohne Weiteres auch auf den Boden geworfen, ohne dieſen vorher genau zu unterſuchen, und mich dann darauf gelegt. Plötzlich fühlte ich unter mir etwas klappern und ſich regen, und wie ich ſchnell aufſpringe und den Pucho (Decke) fortreiße, ſehe ich, daß ich auf einer großen Klapperſchlange gelegen hatte. Der Pucho war glücklicher Weiſe von ſehr dicker Wolle gewebt, und ſo hatte ihr Biß nicht durch denſelben durchdringen können. Ein Schlag mit der Machette machte dem Leben der Schlange ſogleich ein Ende.

In Granada miethete ich nun eine ſtarke Pirogue (Boot) mit 6 tüchtigen Ruderern, die mich über den Nicaragua-See nach dem Fluß St. Juan und dann dieſen hinunter bis zu einer Mündung in den atlantiſchen Ocean bringen ſollten. Es war ein großes ſtarkes Fahrzeug von ungefähr 40 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, das aus einem einzigen Rieſenbaum gezimmert war. Ein Dach aus getheerter Leinwand, die über aufgerichtete Stangen in der Mitte des Bootes hing, gewährte Schutz gegen die Sonnenſtrahlen wie gegen plötzliche Regengüſſe.

Auf eine ſehr bequeme und angenehme Weiſe fuhr ich in dieſer Pirogue, die von 6 Ruderern gerudert wurde, in etwas über 14 Tagen bis zur Mündung des Juanfluſſes. Die Jagd der Alligatoren und Leguans, die es auf dieſem Fluſſe in zahlloſer Menge gibt, bildeten während dieſer Fahrt unſeren hauptſächlichen Zeitvertreib. Gewiß mehrere Dutzend dieſer Thiere wurden von Louis und mir geſchoſſen. Hat man ſich einmal erſt an das widerliche

Digitized by Google

Ausſehen der Leguans gewöhnt, ſo ſchmeckt ihr zartes, weißes Fleiſch vortrefflich, und mit Reis gekocht bildete daſſelbe auf dieſer Reiſe häufig unſere Mahlzeiten. Auch einige Hirſche erlegten wir noch am Ufer, ſo daß es uns nie an friſchem Fleiſche fehlte.

An der Boca St. Juan, wo nur ein elendes Dorf iſt, mußte ich an 4 bis 5 Tage bleiben, bis ein Schiff von hier nach Jamaica abſegelte. Es war zwar nur ein kleiner Küſtenſchooner, aber ein trefflicher Segler und ſo kamen wir denn auch nach ſchneller und glücklicher Reiſe bald in Jamaica an. Daſelbſt blieb ich nur einige Tage und beſtieg dann mit meinem Louis ein nach New-York beſtimmtes nordamerikaniſches Packetboot. Ein Unterſteuermann deſſelben hatte unter mir gedient, als ich noch bei dem Admiral Brion Dienſte that und bezeigte jetzt große Freude, mich wiederzuſehen. Sonſt war unſere Reiſe zwar von ſchweren Stürmen begleitet, aber die Geſchicklichkeit der nordamerikaniſchen Seeleute beſiegte alle Gefahren und ſo kamen wir denn auch ziemlich ſchnell in New-York an.

In dieſer großen, lärmenden Stadt mißfiel es mir im hohen Grade. Alle Leute ſchienen nur auf Handel und Wandel bedacht zu ſein, und im Schachern und Geldgewinnen ihre einzige Freude zu finden und dieß war mir unangenehm. Ich glaubte mich unter lauter Krämer verſetzt zu ſehen, und wenn der Handel auch gewiß eine recht nützliche Thätigkeit ſein mag, ſo kann ich doch nicht läugnen, daß ich im Allgemeinen und einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nur geringe Sympathien für die Jünger deſſelben beſitze. Ein Kaufmann und ein Soldat ſind freilich auch ſehr verſchiedene Weſen. Auch betäubte mich die lärmende Geſchäftigkeit, die überall in den Straßen von New-York herrſchte, dieß Rennen und Drängen der zahlloſen Menſchen in denſelben, im Anfang ſehr, da ich mich an die Einſamkeit der Wälder und Savannen ungemein ſchon gewöhnt hatte. Um jedoch einen nähern Plan über mein zukünf-

Digitized by Google

tiges Lebensschicksal in aller Ruhe fassen zu können, nahm ich vorläufig meine Wohnung in einem bescheidenen und möglichst stillen Boarding-house (Kosthaus). Die Trennung von meinem Louis, der mich einige Tage nach unserer Ankunft in New-York verließ, um nach Canada zu gehen, that mir ungemein weh, da ich mich an diesen treuen und mir so sehr werthen Menschen gewöhnt hatte.

Die Erkundigungen, die ich über die nordamerikanischen Militairverhältnisse in New-York einzog, gefielen mir nicht so sehr, daß ich Lust hatte, mich um eine Anstellung in denselben zu bewerben. Dagegen hatte ich schon so halb und halb Neigung, den Westen des Landes als Jäger zu bereisen und mich später dann vielleicht als Ansiedler daselbst niederzulassen. Wie ich nun noch so über den zu fassenden Entschluß hin und her sinne, begegne ich eines Tages auf der Straße einem sehr wohlhabend gekleideten Mann, der mich scharf fixirend stehen bleibt. Auch das Gesicht desselben kam mir sehr bekannt vor, doch wußte ich nicht sogleich, wo ich es hinthun sollte. Nun wir redeten uns dann an und erkannten uns sogleich bei den ersten Worten. Es war ein ehemaliger Quartier-Meister des französischen Küraſſier-Regiments, bei dem ich zuletzt gestanden hatte. Sacre dieu, wir freuten uns nicht wenig, uns hier so plötzlich wiederzusehen, wie dieß immer der Fall sein wird, wenn zwei alte Kriegskameraden sich wieder begegnen. Der frühere Quartier-Meister hatte jetzt eine Weinhandlung in New-York und es ging ihm sehr gut, wie er mir beim Glase guten Bordeaux-Wein, das wir sogleich in seiner, in der Nähe gelegenen sehr eleganten Wohnung tranken, erzählte. Ich theilte ihm nun auch in aller Kürze meine bisherigen Schicksale mit, und wie ich noch unentschlossen sei, was ich jetzt ferner beginnen würde.

„Gehen Sie doch nach Griechenland und nehmen dort Dienste, um gegen die Türken zu kämpfen, Capitain", sagte

Digitized by Google

mein ehemaliger Waffengefährte, „wenn Sie doch wieder in den Krieg wollen. Es sollen viele ehemalige Officiere unserer kaiserlichen Armee dort sein und der General Fabvier, den Sie ja auch wohl noch persönlich kennen, ein Korps dort errichtet haben. Hier in Nordamerika wird es Ihnen auf die Länge immer mehr mißfallen; denn um in diesem Lande leben zu wollen, muß man ein ehrsamer Kaufmann sein, wie ich es jetzt selbst geworden bin, und kein Soldat", fügte er noch lachend hinzu.

Sacre dieu, die Worte zündeten plötzlich wie ein Blitz bei mir. Ich hatte in meiner Waldeinsamkeit nur hie und da Einige vereinzelnte und verspätete Nachrichten, daß in Griechenland ein heftiger Kampf gegen das türkische Volk entbrenne, gelesen, mich aber sonst nicht viel mehr über die näheren Verhältnisse desselben unterrichten können. Ich kaufte mir nun sogleich einige kleine Schriften, die über diesen Kampf in New-York zu haben waren, blätterte ältere Zeitungen deßhalb durch, und war am zweiten Tage, nachdem mich der ehemalige Quartier-Meister zuerst darauf aufmerksam gemacht hatte, fest entschlossen, meinen Degen und meine Kriegserfahrung der griechischen Sache zu widmen. Mein Freund, dem ich nun meinen festen Entschluß mittheilte, billigte denselben vollkommen, und half mir ein nach Europa segelfertiges Schiff aussuchen. Ein treffliches nordamerikanisches Schnellsegler-Schiff lag grade zur Abfahrt nach Marseille bereit. Ich setzte die 24000 Franks Vermögen, die ich hatte, in Wechsel auf Marseille um, und verließ am 14. Januar 1825 das amerikanische Festland. Unsere Fahrt nach Marseille war ungemein rasch und glücklich und ohne weitere Unfälle warfen wir am 4. April dort die Anker.

Mit eigenthümlichem Gefühl betrat ich nach fast 10jähriger Abwesenheit jetzt den Boden Frankreichs wieder, auf dem die weiße Fahne der Bourbons wehte. Nur einige Tage hielt ich mich in Marseille auf, und deponirte mein

Digitized by Google

kleines Vermögen bei einem dortigen Banquier, dann bestieg ich am 11. Mai wieder einen nordamerikanischen Schooner, der sich durch die türkische Flotte nach Griechenland durchschleichen wollte, um dort neuen Kämpfen entgegen zu gehen. Schien mich doch das Schicksal besonders dazu bestimmt zu haben, auch für meine ferneren Jahre ein kriegerisches und wildbewegtes Leben führen zu müssen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Ankunft in Griechenland. Erste Eindrücke daselbst. Leben in einer griechischen Familie. Aegyptische Truppen und französische Officiere.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, mit dem ich nach einer sehr schnellen und glücklichen Ueberfahrt von Marseille den griechischen Boden betrat. Ich war nicht mehr so jugendkräftig und elastisch und mich mit frohem Sinn in alle möglichen neuen Verhältnisse fügend, wie damals, als ich mich auf der Insel Haity dem General Bolivar vorstellte. Mancherlei Erfahrungen hatten mich in den letzten Jahren ernster und zurückhaltender gemacht, und auch besonders die schreckliche Katastrophe der Ermordung von Frau und Kind mir noch immer eine düstere Schwermuth gegeben, die meinem Character sonst eigentlich ganz fremd war. Dazu war ich, offenherzig gesagt, über das Wesen des griechischen Unabhängigkeitskrieges, dem ich von nun an meine Kraft widmen wollte, noch etwas im Unklaren. In der Einsamkeit meiner Hacienda in Central-Amerika waren natürlich fast gar keine Nachrichten von dem ganzen Kampfe gedrungen, und was ich seitdem über denselben gehört hatte, lautete so verschiedener Art, daß ich mir noch kein recht klares Urtheil daraus bilden konnte. In New-York war fast nichts als Begeisterung für diesen ganzen Kampf, der zu den glorreichsten Kriegen unseres Jahrhunderts dort gezählt wurde. Trotz aller dieser hochtönenden Worte war die eigentliche Hülfe, welche die Griechen an Waffen, Dollars und Menschen aus Nordamerika erhielten, äußerst gering. Diese

Digitized by Google

Yankees sind eine eckelhafte Krämernation, die mit ihrer wirklichen Hülfe, sobald ihnen dieselbe Geld kostet, und nicht ihr eigener Vortheil dabei genau zu berechnen ist, verzweifelt zurückhaltend thun. Wenn auch die großen, nordamerikanischen Zeitungen, die sonst ihre langen Spalten oft schwer füllen könnten, noch so hochtönende Artikel enthalten, und spekulirende Gastwirthe, die gern viel Wisky absetzen möchten, noch so wüthende Volksredner bezahlen, um in ihren Lokalen zahlreich besuchte Versammlungen zu veranstalten — bis es dann wirklich zur thätigen Hülfe kommt, ist noch sehr, sehr weit davon entfernt. Deßhalb machte Alles, was ich in New-York über Griechenland gehört hatte, keinen so großen Eindruck auf mich, und ich hielt Vieles für Lug und eiteles Blendwerk. Auf der Reise hörte ich sowohl auf dem Schiff, als auch in Marseille, wieder manche Stimmen, die sich sehr ungünstig über den ganzen Kampf aussprachen. Derselbe sollte ihrer Ansicht nach ursprünglich nur von einigen Mainotten-Häuptlingen ausgehen, die bei dem Aufstand nur die Absicht hätten, ihrem kriegerischen Ehrgeiz zu fröhnen, und sich und ihren zahlreichen, raublustigen Untergebenen auf leichte Weise einen Unterhalt zu verschaffen. Dazu sollte nichts als Hader und Zank unter den Leitern des ganzen Kampfes stattfinden, und jede Partei die andere auf alle mögliche Weise herabzusetzen suchen. Nun auf gegenseitigen Neid und Haß zwischen den einzelnen Führern war ich schon durch meine Dienste bei der Columbischen Republik hinlänglich vorbereitet, und ich glaube, es wird auch niemals ein Unabhängigkeitskampf stattfinden, oder eine Republik gegründet werden, ohne daß diese bösen Geister sich nicht mehr wie allzu viel dabei fühlbar machen sollten. Der Mensch bleibt immer Mensch, das heißt, ein sehr unvollkommenes und dabei selbstsüchtiges Wesen, mag er auch noch so schöne Worte im Munde führen, und wo feste Gesetze und bestimmte, unantastbare,

Digitized by Google

höhere Autoritäten, vor denen er ſich fügen muß, er mag wollen oder nicht, fehlen, da werden Neid, Haß, Ungehorſam und daraus hervorgehende Unordnungen aller Art nie ausbleiben. Beſonders in einem Kriege, wo ſo alle Leidenſchaften in einem viel höheren Grade erwachen, wird dies noch mehr als ſonſt der Fall ſein, und es daher — abgeſehen von allen anderen Verhältniſſen und dem Zweck des Kampfes — für einen tüchtigen Officier eine viel angenehmere Sache ſein, in einem ſtreng monarchiſchen, wie in einem republikaniſchen Heere zu dienen. Vieljährige Erfahrungen in gar verſchiedenen Kämpfen haben mich mehr als zur Genüge erkennen laſſen, und jeder tüchtige Officier, der ſich in der Welt herumgetummelt hat, wird mir hierin beipflichten müſſen, mag er auch ſonſt eine noch ſo verſchiedenartige politiſche Anſicht beſitzen. Unſer Kaiſer Napoleon hätte wahrhaftig nicht alle ſeine Siege erfechten und noch im Jahre 1814 einer halben Million gegen ihn kämpfender Soldaten mit ſeinem ſo ſehr zuſammengeſchmolzenen, zu Dreiviertheilen faſt aus Rekruten beſtehenden Heere mehrere Monate noch Widerſtand zu leiſten vermocht, wenn er nicht eine ſo große Autorität, ſo unbegrenzten Gehorſam genoſſen. Was er aber befahl, das geſchah ohne die mindeſte Widerrede, und ſelbſt der vornehmſte Marſchall wagte nicht, ſich ihm nur im Mindeſten ungehorſam zu zeigen, und ſo muß es in jedem Kriege ſein.

Um nun mein noch ſchwankendes Urtheil über dieſen griechiſchen Unabhängigkeitskampf noch etwas mehr aufzuklären, beſchloß ich, mich nicht ſogleich bei meiner Ankunft um eine feſte Anſtellung zu bewerben. Da ich ja noch hinreichend Geld beſaß, um mir die Sache etwas mit anſehen zu können, ſo nahm ich mir vor, dieß zu thun, denn es iſt für einen Officier immer eine ſehr angenehme Sache, wenn er ſich erſt etwas näher mit den eigenthümlichen Verhältniſſen des Landes bekannt machen kann, bevor er in die

Digitized by Google

Dienſte deſſelben tritt. Auch wollte ich gerne erſt griechiſch lernen, da ich durch Erfahrung wußte, wie unangenehm und dem Dienſte hindernd es für einen Officier iſt, wenn er die Sprache der Leute, die er befehligen muß, nicht wenigſtens einigermaßen kennt. Bei den ſogenannten „Philhellenen-Korps", die in Griechenland fochten, wollte ich aber ungerne eintreten. Solche fremde Korps, die gewöhnlich ſehr bunt zuſammengeſetzt ſind, haben ſtets für einen Officier ſehr viele Unannehmlichkeiten aller Art, und man kann es gar nicht vermeiden, daß man mit vielem ſchlechten Geſindel zuſammen kommt. Auch werden ſolche Korps häufig nur als bloßes Futter für Pulver behandelt, auf alle Weiſe ſtrapazirt und den größten Entbehrungen und Gefahren ausgeſetzt, und wenn man ihre Dienſte genug gebraucht hat, gewöhnlich möglichſt ſchnell entlaſſen und mit dem ſchroffſten Undank belohnt. Kann daher ein fremder Officier es erreichen, in einem Korps der Eingeborenen Dienſte zu erhalten, ſo wird er faſt durchgängig in jeder Hinſicht ſich viel beſſer dabei ſtellen, ſelbſt wenn er eine niedere Charge bekleiden muß. Die Erlernung der neugriechiſchen Sprache, womit ich ſchon auf der Ueberfahrt von Nordamerika nach Europa anfing, machte mir übrigens ungemein viel Schwierigkeiten. Deutſch, franzöſiſch, polniſch und ſpaniſch konnte ich ſo ziemlich geläufig ſprechen, aber alle dieſe Kenntniß half mir beim Erlernen des Griechiſchen mit ſeinen verzwackten, eigenthümlichen Buchſtaben auch nicht im Mindeſten. Nun, was der Menſch will, das kann er auch, und wie ein Schulknabe habe ich mich hingeſetzt und die Grammatik gelernt und Buchſtaben auf die Tafel geſchmiert, bis es mir endlich gelang, mich ſo einigermaßen auch im Griechiſchen geläufig auszudrücken. Sehr vielfach half mir dazu, daß ich ſpäter eine nähere Freundſchaft mit einem Griechen, der aber kein Wort außer ſeiner Mutterſprache konnte, anzuknüpfen das Glück hatte. Will ein

Digitized by Google

Officier übrigens leicht und angenehm in fremdem Lande die Sprache desselben lernen, so knüpfe er möglichst viele Bekanntschaften mit den Frauen an. Von einem schönen Frauenmunde vorgetragen, klingt jede Sprache am angenehmsten und erweckt die eifrigste Lust zu ihrer Erlernung. Ueberhaupt schließe man sich in Allem und Jedem möglichst genau an die Eingeborenen an und beobachte alle ihre Sitten und Gebräuche und man wird immer am Besten dabei fahren.

Daß der erste Eindruck, den das griechische Volk auf mich machte, grade ein sehr erfreulicher war, kann ich nicht behaupten. Gleich in den ersten Stunde nach meiner Ankunft hatte ich zufälligerweise mehrfachen Zank und Streit. Zuerst wollte der Bootsfahrer, der mich und meinen kleinen Mantelsack vom Schiff an das Land gefahren hatte, meine Unbekanntschaft mit den hiesigen Sitten benutzen, mich auf die unverschämteste Weise zu prellen. Ich gab ihm aber nur den vierten Theil seiner anfänglichen Forderung, womit er auch noch überreichlich bezahlt war, und setzte seinen heftigen Reden und lebhaften Gestikulationen nur ein philosophisches Lächeln entgegen, bis er denn endlich abzog. Kaum war ich mit dem Kerl fertig, als ein zweiter Gaudieb meine augenblickliche Abwesenheit benützte, um mir das Futteral mit meinen zwei sehr schönen und vielfach erprobten Pistolen zu stehlen. Glücklicherweise merkte ich den Raub noch zeitig, lief dem Burschen in vollem Laufe nach, holte ihn endlich ein und nahm ihm seine Beute wieder ab, nachdem ich ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen für seine freundlichen Bemühungen gegeben hatte. Der Grieche, ein Bursche von ungefähr 18—20 Jahren, ward über diese sehr verdiente Strafe wüthend, zog ein Yatagan (türkisches Dolchmesser) aus dem Gürtel seiner schmutzigen Fustanella und wollte damit auf mich eindringen. Da kam er aber an den Unrechten; gewandt und stark, wie ich war, packte

Digitized by Google

ich den Griechen am Arm, und drehte ihm mit einem schnellen Griff die Faust so um, daß der Yatagan zur Erde fiel und der Bursche ein lautes Schmerzensgeschrei ausstieß. Ich gab ihm nun noch einen tüchtigen Fußtritt, warf den Yatagan fort, nahm meine geretteten Pistolen wieder und ging meiner Wege. Die Beweise von persönlicher Entschlossenheit und körperlicher Kraft und Gewandtheit, die ich eben abgelegt hatte, schienen dem schmutzigen, diebischen Gesindel, das in großer Menge am Hafen herumlungerte, so imponirt zu haben, daß man mir überall mit sichtlicher Scheu, ja selbst einiger Achtung auswich. In einer sehr elenden Schenke, die alles Andere mehr, als eine Bequemlichkeit aufzuweisen hatte, etablirte ich mich für die ersten paar Tage, um dann zu sehen, was weiter anzufangen sein würde. Zwei junge, gebildete Schweizer, die der Enthusiasmus für die griechische Sache hergelockt hatte, dem Kampfe des unterdrückten Volkes ihren Arm zu leihen, waren meine Reisegefährten schon von Marseille aus gewesen, und kehrten auch hier in Nauplia mit mir in derselben Schenke ein. Es waren junge, tüchtige Leute, die mit der lebhaftesten Begeisterung hergekommen waren und gewiß auch herzhaft kämpfen wollten, aber auf diese Entbehrung jeglicher Bequemlichkeit, auf dies rohe, verwilderte Leben, das ihrer hier harren sollte, hatten sie sich nicht vorbereitet. Zu Hause in Ueberfluß und Comfort erzogen, an die Bequemlichkeiten der heimathlichen Gasthäuser gewöhnt, machten sie gar trübselige Gesichter, als sie zuerst diese ärmliche griechische Wirthschaft hier erblickten. Auf dem bloßen, seit Monaten, oder wohl richtiger Jahren, nicht mehr gereinigten Fußboden einer elenden Kammer sollten sie schlafen, ein henkelloser Tonkrug, mit trübem Wasser gefüllt, uns allen Dreien als Waschbecken dienen; ein Gemisch von Oliven, hartem Reis und Fetzen von Fleisch eines Hammels, der endlich vor Alter gestorben zu sein schien, das ein

Digitized by Google

widerliches Weib, die alles Andere, nur keine griechische Hebe zu nennen war, ohne Weiteres auf einen niedrigen Tisch niedersetzte, dessen eigentliche Farbe vor Schmutz gar nicht mehr zu entdecken war, sollte unsere Mahlzeit ausmachen. Von Tischtuch, Messern, Gabeln, Servietten, Gläsern natürlich keine Spur. Ach, was machten da meine jungen Begleiter für klägliche Gesichter, wie kamen sie schon damals zu der Ueberzeugung, daß so ein Feldzug in Griechenland, von dessen poetischem Reiz sie sich so romantische Bilder entworfen hatten, in der Wirklichkeit ganz anders war, als wie sie es sich zu Hause gedacht hatten. Und als nun erst die Plage mit dem Ungeziefer anging, wie die Erdflöhe und Wanzen und wie dies Gezücht alles heißen mag, ihnen bei Nacht die Ruhe raubte, während die den Moskitos ähnlichen Mücken dieß bei Tage thaten, was wurden da ihre Gesichter länger und immer länger. Jubelnde Begeisterung, freudige Aufnahme, Lob und Ehre über ihren Entschluß, für die griechische Sache zu kämpfen, hatten sie überall zu finden erwartet, und doch von all dem keine Spur. Argwöhnisch, mißtrauisch, oder von unverschämter Zudringlichkeit, wenn es zu prellen und zu betrügen galt, waren alle Menschen, mit denen man in den ersten Tagen in Berührung kam. Unsere schmutzige Gastwirthin, die Lastträger, Händler, Maulthierverleiher, sie Alle erkannten mit griechischem Scharfblick in den beiden jungen Schweizern unerfahrene Fremde, deren Taschen noch mit Piastern gut gefüllt waren, und strebten nun in gierigem Wetteifer, sich so viel als nur irgend möglich von dieser Beute zuzueignen. Auch die Bevölkerung selbst, besonders in ihrem weiblichen Theile, entsprach nicht sehr den Bildern, die sich meine Reisegefährten davon in der Heimath gemacht haben mochten. Schöne, junge Griechinnen sah man fast nie in den schmutzigen Gassen des halbzerfallenen Ortes, da dieselben, nach halborientalischer Sitte,

Digitized by Google

ſehr ſelten ihre häuslichen Gemächer verlaſſen, deſto mehr aber herumlungernde Tagediebe in zerlumpten, ſchmierigen Fuſtanellas, oder alte Weiber, die an Häßlichkeit kühn mit jeder Hexe es aufnehmen konnten. Da gab es denn, beſonders anfänglich, manche Seufzer und Klagen und „ach wie ganz anders", oder „oh, hätten wir das gedacht", die mich nicht wenig beluſtigten. Ich ſelbſt war ganz zufrieden damit, wie ich es hier traf, ja hatte mir ſogar Vieles noch weit ſchlechter vorgeſtellt. Bequemlichkeiten irgend einer Art vermißte ich nicht im Mindeſten, denn mein ganzes Leben hatte mich wahrlich nicht an dieſelben gewöhnt. Ich wickelte mich in meinen großen Puncho ein, den ich noch aus Südamerika mitgebracht hatte, ſchob meinen Mantelſack unter den Kopf, warf mich auf den bloßen Erdboden hin, der ja ſchon ſo manches Jahr meines Lebens faſt mein einziges Lager geweſen war, und ſchlief ſo ganz vortrefflich. Das Ungeziefer, das in Südamerika noch viel ärger iſt, beunruhigte mich auch nicht zu ſehr, denn es mochte bald finden, daß bei meinen Nachbarn mit ihrem friſchen, ſüßen Blute und ihrer feineren Haut eine weit beſſere Mahlzeit zu halten wäre, wie bei mir, der ich ſchon an 8 Jahre von der tropiſchen Sonne zuſammengedörrt war, und ſo konnte ich denn in dieſer Hinſicht ganz zufrieden ſein. Auch über eine freundlichere, mehr entgegenkommende Aufnahme hatte ich mir nicht die mindeſte Täuſchung gemacht. Jeder Fremde, der einem anderen Volke, das für ſeine Unabhängigkeit kämpft, ſo ohne Weiteres ſeine Dienſte anbietet, wird anfänglich mehr oder weniger mit einer Art von Mißtrauen aufgenommen werden. Er muß erſt zeigen, was an ihm iſt, ſich erſt im Kampfe als tüchtig erproben, bevor man ihm Vertrauen und Anerkennung ſchenken kann, dies darf man keiner Nation verargen. Es kommen bei allen dieſen Gelegenheiten ſtets ſo viele Taugenichtſe, Kerle, die nicht mal zu gebrauchen ſind, um ſie in den Kampf zu führen,

Digitized by Google

ſondern die nur auf andrer Leute Unkoſten gut freſſen und ſaufen wollen, zuſammen, daß man Allen, die viel mit den fremden Ankömmlingen verkehren müſſen, es nicht verdenken kann, wenn ſie zuletzt immer mißtrauiſcher und mißtrauiſcher werden. Offenherzigkeit und Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte gehören nun überhaupt nicht zu den Tugenden der Südländer, und man muß nur nicht hoffen, ſie da finden zu können, wo ſie nun einmal nicht vorhanden ſind. Dieß wußte ich ſchon im Voraus, bevor ich nach Griechenland ging und war deßhalb auch ſchon vor jeder Enttäuſchung geſchützt. Uebrigens ſtehen die Griechen wenigſtens meinen Erfahrungen nach hierin weit höher, und es läßt ſich ungleich beſſer mit ihnen verkehren, als mit den Creolen in den früheren ſpaniſchen Beſitzungen von Südamerika. Man muß nur gerecht ſein gegen das griechiſche Volk, das ſeinen Unabhängigkeits-Kampf durch ſo viele Jahre mit einer beiſpielloſen Energie gegen die türkiſche Uebermacht geführt hat, und man wird wegen der vielen tüchtigen Eigenſchaften deſſelben auch ſeine etwaigen nicht zu läugnenden Schattenſeiten willig mit in den Kauf nehmen können.

Was nun meine beiden jungen Schweizer anbelangt, ſo will ich ihr ferneres Schickſal hier auch gleich kurz mit anführen. Der Eine derſelben, der ſonſt ein ſehr guter und gebildeter Menſch zu ſein ſchien, paßte nicht zu einem Feldſoldaten in einem griechiſchen Kriege, wie ich es ihm gleich anfänglich voraus ſagte, obgleich er dies nicht glauben wollte und meine Aufrichtigkeit faſt übel aufnahm. Er hatte etwas zu Begeiſtertes, Schwärmeriſches, ſah die Verhältniſſe nur, wie er ſich ſolche in ſeiner Einbildung ausgemalt hatte und nicht, wie ſie in Wirklichkeit waren. Die Wildheit und Grauſamkeit, mit welcher dieſer griechiſche Krieg nun einmal geführt ward, ja ſelbſt theilweiſe geführt werden mußte, verletzte ihn beſtändig, wie er ſich auch an die Strapazen und Rohheiten des Feldlebens nicht recht gewöh-

Digitized by Google

nen konnte. Als er einige Monate darauf ein Augenzeuge ſein mußte, wie die Griechen einige Dutzend gefangener Albaneſen ohne Weiteres erſchoſſen, verließ er tiefempört das Land und Verhältniſſe, zu denen er nicht im Mindeſten paßte. Dieſe Niedermetzlung gefangener Albaneſen, ſo grauſam dieſelbe auch erſcheinen mochte, war übrigens von der Nothwendigkeit geboten. In der Gefangenſchaft aufbewahren konnten die Griechen dieſelben nicht, denn ſie hatten kaum ſelbſt das Allernothdürftigſte zu eſſen, und vermochten unmöglich noch einige Dutzend unnützer Mäuler mit zu ernähren, wie es denn auch an Lokalen zu ihrer Aufbewahrung fehlte. Wären dieſe wilden Kerle aber wieder freigelaſſen, ſo hätten ſie entſchieden den nächſten Tag wieder von Neuem gegen die Griechen mitgekämpft, wenn ſie auch noch ſo viele Dutzende der feierlichſten Eide geſchworen, dieß niemals wieder zu thun. Mehr als zu viele Erfahrungen der Art hatten ſowohl Griechen wie Türken in dieſem Kriege ſchon gemacht, und darum liebte es auch keine der beiden Partheien abſonderlich, ſich mit allzu viel Gefangenen lange zu beſchweren. Die Türken konnten ihre Gefangenen doch oft noch auf den Sclavenmärkten von Conſtantinopel, Smyrna oder Alexandrien verkaufen; den Griechen blieb in der That oft nicht viel Andres übrig, als ſie ohne Weiteres niederzuhauen. „Noth kennt kein Gebot", iſt ein Wort, deſſen Richtigkeit man in einem Kriege, und gar in einem langjährigen Revolutionskampfe, nur zu oft kennen lernte. Damit will ich aber in der That ja nicht alle Grauſamkeiten und Treuloſigkeiten, die von Seite der Griechen geſchahen, und die oft nicht allein unnütz, ſondern ſogar ihrer eigenen Sache verderblich waren, entſchuldigen.

Der zweite Schweizer war mehr derberer und praktiſcherer Natur, und daher für die griechiſchen Verhältniſſe auch beſſer geeignet, als ſein weicher organiſirter Gefährte. Anfänglich kam ihm auch Alles, was er hier erleben und er-

Digitized by Google

tragen mußte, etwas ungewohnt und unangenehm vor, und er brummte und fluchte nicht wenig darüber, aber allmählich gewöhnte er sich immer mehr daran, und wußte jedem Dinge die beste Seite abzugewinnen. Er hat noch einige Jahre bei den Philhellenen gedient, und ist später, glaube ich, als Officier abgegangen und in seine Heimath zurückgekehrt. Da er, wie er mir sagte, nicht ohne Vermögen war, und diesen Krieg nur aus Interesse für die Sache selbst, und um sich dabei gleich etwas Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben, mitmachte, so wird er die in Griechenland verlebten Jahre später gewiß nicht bereut haben. Seine hier gewonnenen Kriegserfahrungen können ihm, wenn er nachher in seinem Kanton vielleicht bei der Miliz desselben angestellt ist, immer noch sehr gute Dienste geleistet haben. So viel von diesen beiden jungen Männern, denen ich in den ersten Wochen meiner Ankunft, bevor auch ich mich etwas in die neuen Verhältnisse eingewöhnt hatte, manche angenehme Stunde verdankte, wie sie denn auch von mir, bei meiner freilich ungleich größeren Kriegserfahrung Manches für sie Nützliche gelernt haben mögen.

Es war übrigens eine ungemein unglückliche Zeit für den Kampf Griechenlands, als ich den Boden dieses Landes betrat, und nur die unerschütterliche Energie des Volkes konnte denselben unter solchen Umständen noch fortsetzen. Ibrahim-Pascha aus Egypten war in Morea mit einem Heere von einigen 20,000 Mann gelandet und gab einen so gefährlichen Feind auf dem Lande ab, wie ihn die Griechen bisher noch nicht sich gegenüber gehabt hatten. Seine Truppen waren größtentheils so ziemlich europäisch organisirt und disciplinirt und daher von viel größerer Bedeutung, als die untergeordneten Horden, welche die früheren türkischen Befehlshaber in den Kampf geführt hatten. Besonders hatte er förmlich regulaire Reiterei, woran es den Griechen fast ganz fehlte, und wenn auch die eigenthümliche Terrainbeschaffen-

Digitized by Google

heit Griechenlands häufig eine allgemeine Anwendung der Kavallerie nicht gestattet, so gab es doch mehrfache Gelegenheiten, wo dieselbe von dem verschiedensten Nutzen sein konnte. Grade seiner Ueberlegenheit an Kavallerie und der zweckmäßigen Anwendung derselben hat Ibrahim-Pascha bei mehr als einer Gelegenheit seinen Sieg über die Griechen verdankt. Ein großer Vorzug der egyptischen Infanterie über die damalige türkische war aber, daß sie mehr in tactischen Bewegungen geübt, und besonders an regulaires, gleichmäßiges Feuern gewöhnt war. Ich habe Bataillonen derselben gegenüber gestanden, die ihr Quarrée und Rottenfeuer fast mit derselben Präcision wie gut geübte europäische Infanterie abgaben. Auch in allen sonstigen tactischen Bewegungen waren einzelne Truppentheile der egyptischen Armee ganz wohl geübt und den meisten Griechen weit überlegen. Bei ihrer Bewaffnung hatte ein Theil des egyptischen regulairen Fußvolkes den großen Vortheil, Bajonette auf den Gewehren zu haben. Daß es aber schon in moralischer Hinsicht von bedeutender Wichtigkeit ist, wenn eine Infanterie Bajonette auf ihren Gewehren besitzt, wird jeder Officier, der auch nur einen irgendwie ernsthaften Krieg mitgemacht hat, zugeben müssen. Recht gut einexercirt, und auch von hinreichender Stärke, war auch die egyptische Artillerie, und wenn dieselbe es freilich in ihren Leistungen nicht mit der französischen oder preußischen Artillerie aufnehmen konnte, so war sie der griechischen doch weit überlegen. Alle diese Vorzüge der Armee Ibrahim-Paschas waren aber größtentheils durch die vielen fremden Officiere, die in derselben dienten, hervorgerufen worden. Es waren dieß sehr häufig ehemalige französische Officiere des Kaiserreiches, besonders von der Artillerie und vom Geniekorps, welche die Noth, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, hieher geführt hatte. Die Griechen konnten die fremden Officiere, die in ihren Diensten standen, nur sehr unregelmäßig bezahlen, und wenn sie auch

Digitized by Google

wirklich die Mittel dazu gehabt, so hätten sie es auch wahrscheinlich doch nicht gethan, denn zu nichts auf der Welt wird sich der Grieche schwerer entschließen, als wie einem Fremden Geld zu bezahlen. Es scheint dann wirklich, als ob die Piaster von einer magischen unsichtbaren Kraft an seiner Hand festgehalten würden, so schwer und langsam gleiten sie aus derselben heraus. Wer von den fremden Officieren, die im griechischen Dienst standen, nicht daher etwas Geld aus eignen Mitteln zuzusetzen hatte, der war dem Verhungern wirklich oft nahe gebracht. Ganz anders war es hierin aber im egyptischen Dienst, wo eine sehr reichliche und dabei regelmäßige Gage nie fehlte. Sowohl Mehemed-Ali, wie auch Ibrahim-Pascha, waren Beide zu klug, als daß sie nicht eingesehen hätten, welchen großen Nutzen ihre Armee durch den Eintritt erfahrener, in der Napoleonischen Schule gebildeten französischen Officiere haben würde. Sie ließen es daher an guter Bezahlung derselben gewiß nicht fehlen; nnd wenn ihre eingeborenen Truppen auch Monate lang auf ihren Sold hätten warten müssen, die fremden Officiere empfingen den ihrigen gewiß zur bestimmten Stunde. Trotz dieser guten Bezahlung hätten übrigens manche französische Officiere, die bei Ibrahim-Pascha gegen die Griechen dienten, dieß doch nicht gethan, wenn man ihnen nicht kluger Weise einzureden gewußt hätte, die griechische Sache würde heimlicher Weise von den Engländern unterstützt, und wenn sie den Griechen schadeten, so schadeten sie auch Letzteren. Nun war damals, besonders wegen der schändlichen Behandlungsweise des Kaisers Napoleon, den man auf St. Helena zu Tode gemartert hatte, der Haß vieler ehemaliger Officiere des Kaiserreiches gegen England und Allem, was mit diesem Lande in Verbindung stand, so groß, daß sie, glaube ich, selbst dem Teufel ihre Dienste angeboten haben würden, wenn er ihnen versprochen, sie gegen die Engländer zu führen.

Digitized by Google

Uebrigens dienten auch bei den Griechen viele ehemalige franzöſiſche Officiere, ſelbſt höheren Ranges, wie z. B. der mit Recht ehrenvoll bekannte frühere Oberſt Fabvier, dann der General Roche, der Oberſtlieutenant Rayband und noch mehrere andere, welche der griechiſchen Sache den erſprießlichſten Nutzen leiſteten. Wo hätte es aber auch in den Jahren 15 — 30, bis die Bourbons wieder aus Frankreich vertrieben wurden, wohl bedeutende Kriege in irgend einem Welttheile gegeben, in denen nicht franzöſiſche Officiere des Kaiſerreiches, eine mehr oder minder bedeutende Rolle geſpielt. So hätten z. B. meiner feſten Ueberzeugung nach die ſüdamerikaniſchen Republiken ihre gänzliche Lostrennung von Spanien ſich niemals erkämpft, ohne die große Hülfe, die ihnen dieſe ehemaligen Napoleoniſchen Officiere dabei geleiſtet. Dieſe Theilnahme aller dieſer Officiere und ſelbſt auch Soldaten an allen möglichen Kriegen war aber eine ganz natürliche Sache. Die Bourbons hatten in Folge ihrer unklugen Politik, die ihnen ſpäter ja auch den Thron von Frankreich koſtete, viele hunderte Napoleoniſche Officiere aus dem Heere entlaſſen und ihre Stellen wieder mit den jungen Söhnen bevorzugter adeliger Familien beſetzt. Was ſollten nun alle dieſe Männer, die größtentheils im Feldlager aufgewachſen, nichts kannten als den Krieg und wieder den Krieg, und keine Mittel ſahen, ſich ihren Lebensunterhalt auf irgend eine andere nur halbwegs anſtändige Weiſe zu verdienen, wohl anders beginnen, als dort hinzuziehen, wo man ihren Muth und ihre Kriegserfahrung brauchen und auch bezahlen konnte. Tüchtige Officiere waren dieß aber faſt durchgängig, denn wenn Einer ſich unter dem Kaiſer Napoleon von unten herauf bis zum Officier emporarbeitete, und grade ſolche hatte man am Meiſten entlaſſen, da ſie die wenigſten Protectionen, oder ſonſtige bedeutende Familienverbindungen beſaßen, ſo konnte man ziemlich ſicher ſein, daß er nicht ganz unbrauchbar war.

Digitized by Google

Das kaiserliche Feldlager war eine gar treffliche Schule, in der Jeder schon etwas lernen konnte, ja selbst mußte, wenn er fortkommen wollte. Den Bourbons übrigens hat diese unkluge Härte, die sie von falschen Rathgebern verleitet, gegen so viele ehemalige Napoleonische Officiere ausübten, selbst am Meisten geschadet. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß der Juli-Aufstand des Jahres 1830 niemals in Paris die mindeste Aussicht auf Sieg gehabt hätte, wenn nicht viele Napoleonischen Officiere, die sich sogleich an die Spitze des unzufriedenen Volkes stellten, diesem die Mittel gaben, einen geregelten und energischen Widerstand gegen die königlichen Truppen zu organisiren und so dieselben endlich zu besiegen. Auch die späteren Kriege in Polen, Belgien, Spanien haben stets von der Erfahrung der alten Officiere des Kaiserreiches, die sich bei ihnen betheiligten, nicht geringeren Vortheil gehabt. Jetzt sind diese Männer entweder schon alle gestorben, oder doch schon so alt und stumpf geworden, daß man sie nicht mehr viel gebrauchen kann, und für die östlichen Mächte ist dieß bei ihren etwaigen zukünftigen Kriegen kein geringer Vortheil.

Diese Uebermacht des egyptischen Heeres hatten die Griechen denn nun in letzter Zeit schmerzlich empfinden müssen, da sie von demselben wiederholt, in größeren und kleineren Gefechten völlig geschlagen waren. Es war nur ein Glück für sie, daß sie in dem kleinen Kriege, wo der große Vortheil der Terrainkenntniß so sehr auf ihrer Seite war, dem Ibrahim-Pascha so viel zu schaffen machten, sonst hätte es ihnen gar schlimm ergehen können. Bei einem kleinen Kriege, besonders im Gebirge, wird aber ein Heer von Eingeborenen, das alle Wege und Stege und Schlupfwinkel genau kennt, stets einen großen Vortheil vor allen eingedrungenen fremden Truppen, mögen diese auch noch so gut organisirt und trefflich geführt sein, besitzen. Einen entscheidenden Schlag hatte der egyptische Oberfeldherr aber besonders da-

Digitized by Google

durch gegen die griechiſche Sache ausgeführt, daß er am 18. Mai 1825 die wichtige Hafenſtadt Navarino eroberte. Nicht allein fielen große Kriegsvorräthe aller Art und beſonders auch viele Geſchütze dadurch in ſeine Hände, und dieß war für die Griechen, deren Kriegskaſſe ſich natürlich immer in dem kläglichſten Zuſtand befand, ein ſehr harter Verluſt, ſondern er gewann dadurch auch die Schlüſſel mit zu dem Peloponnes. Aber all' dieß Unglück und manche andere Widerwärtigkeiten vermochten nicht die Standhaftigkeit der Griechen zu erſchüttern, und ihren Muth zu beugen. Wahrlich jetzt konnte man dies Volk ſo recht von ganzem Herzen achten lernen, und manche Fehler, die es beſaß, ſchon leichter überſehen. Opfer über Opfer aller Art brachten dieſelben mit freudiger Zuverſicht und ſcheuten weder Tod noch Verderben für die gerechte Sache ihres Kampfes. Solch ein Volk, das von einer ſo großen Energie beſeelt war, mußte ſchon ſiegen und wenn die Feinde auch noch ſo viele Hülfsmittel beſaßen, noch ſo große geordnete Heere gegen daſſelbe in das Feld ſchicken konnten. Wäre dieſe verdammte Uneinigkeit nicht unter all den vielen verſchiedenen Führern geweſen, hätte nur nicht Jeder ſtets befehlen und Keiner gehorchen wollen, ich bin überzeugt, der ganze griechiſche Unabhängigkeitskampf wäre um einige Jahre früher beendet worden.

Waren die Griechen in der erſten Hälfte des Jahres 25 zu Lande auch größtentheils unglücklich geweſen, ſo hatten ſie zur See doch wieder mehrere glückliche Erfolge errungen. Beſonders der mit Recht ſo gefeierte Seeheld Miaulis hatte mit ſeinen kleinen leichten Schiffen am 13. Mai die egyptiſche Flotte trotz ihrer großen Uebermacht angegriffen und derſelben nicht geringen Schaden zugefügt. Eine Fregatte, 2 Korvetten und drei Briggs waren von ihm verbrannt oder gekapert worden, und nicht leicht konnte die feindliche Flotte dieſen Verluſt verſchmerzen. Ueberhaupt zeigten die Griechen zur See während des ganzen Feldzuges eine

Digitized by Google

große Ueberlegenheit über die Türken, trotzdem daß die Flotten Letzterer viel größer und aus weit besseren Schiffen zusammengesetzt waren. Es sind von den Griechen so außerordentliche kühne Thaten zur See ausgeübt worden, daß die Kriegsgeschichte keines Volkes der Erde glänzendere Beispiele von Muth, verbunden mit Umsicht und Beharrlichkeit, aufzuweisen hat. Ich habe es oft bedauert, daß ich nicht ein Seemann war, um mit Erfolg unter dem Befehle eines Miaulis dienen zu können.

Meinem Vorsatz getreu, mich erst gehörig im Lande zu orientiren, die Sprache desselben möglichst zu erlernen und mich, wie man es nennt, zu acclimatisiren, bis ich um wirkliche Dienste im Heere nachsuchte, blieb ich vorläufig noch einige Monate in Nauplia. Ich hatte das Glück, mich bei der Familie eines invaliden Officiers einmiethen zu können, wodurch ich nicht allein bedeutend an Geld sparte, sondern auch Gelegenheit fand, mich sehr in der griechischen Sprache zu üben, da Niemand im ganzen Hause war, der auch nur ein Wort außer „neugriechisch" konnte; auch die sehr einfache Lebensweise, die in der ganzen Familie herrschte und die einem verwöhnten Europäer schlecht gefallen hätte, ertrug ich leicht, da ich ja fast mein ganzes Leben hindurch keine andere gekannt hatte. Die unbefangene Heiterkeit der beiden Töchter der Familie und ihr naives Geplauder, mit dem sie mich Stundenlang unterhielten, als wir erst ein wenig näher mit einander bekannt geworden waren, trug nicht wenig dazu bei, die düstere Schwermuth, die mich seit dem Verluste von Frau und Kind befangen hielt, einigermaßen zu zerstreuen. Unser Häuslein war sehr einfach und hätte in Frankreich oder Deutschland kaum den Namen einer Hütte erhalten. Es war nur aus Lehm und Holz zusammengesetzt und die kleinen Fenster ohne Glasscheiben, so daß ich in dieser Beziehung lebhaft an mein Blockhaus in Central-Amerika erinnert ward. Während dieß aber nur ein Stock-

Digitized by Google

werk hatte, beſaß das griechiſche deren zwei, wovon das Unterſte aber nur zur Stallung und Vorrathskammer diente. Zwei Ziegen und ein alter Eſel bewohnten in friedlicher Eintracht den Stall und auch die Schätze der Vorrathskammer waren ſo gering, daß ein Mann dieſelben zur Noth hätte auf dem Rücken forttragen können, ohne an ſeiner Bürde zu erliegen. Auch die Einrichtung des gemeinſchaftlichen Wohnzimmers, in dem der Vater, die Mutter, die beiden Töchter von 14 und 16 Jahren zuſammen hausten, war ebenſo einfach faſt, als in einem Blockhauſe. An den Wänden liefen niedere Holzbänke hin, die mit einem dünnen Polſter bedeckt, der ganzen Familie des Tags zum Sitzen und dem alten Ehepaar des Nachts auch noch zum Lager dienten. Eine Truhe, welche die Kleider der Familie enthielt, ein kleiner kaum 2 Fuß großer Spiegel und ein niederer Tiſch, um den wir bei der Mahlzeit herumhockten, da es an Stühlen fehlte, waren die einzigen Geräthſchaften im ganzen Zimmer. Die ſchönen und glänzenden Waffen des Vaters, die häufig mit der äußerſten Sorgfalt geputzt und polirt ſtets funkelten und blitzten, bildeten an der Wand hängend das einzige Koſtbare im ganzen Zimmer. Unter dieſen Waffen waren aber auch wirklich ſehr ſchöne Stücke, an denen jeder Soldat ſeine Freude haben mußte, und beſonders ein prachtvoller Damascener-Säbel, den der Alte einſt einem türkiſchen Paſcha abgenommen hatte, mochte immerhin ſeine 1000 Piaſter werth ſein. Eine wo möglich noch einfachere Einrichtung hatte die kleine Kammer, die ich für mich gemiethet hatte. Eine Holzpritſche, auf der ich in eine wollene Decke gehüllt ſchlief, ein kleiner Strohſeſſel und mein Mantelſack bildeten die einzige Ausſtattung der Kammer. In einer ähnlichen an der andern Seite des Hauſes, in der noch eine große Truhe zur Aufbewahrung der Feſtgewänder ſtand, ſchliefen die beiden Töchter.

Digitized by Google

Unsere Nahrung stand in gleichem Verhältniß mit der Einrichtung des Hauses. Schlechtes Brod, harter Käse, rohe Zwiebel, Oliven, Sellerie und ähnliches Gemüse, bildeten die Hauptspeisen der Frauen, während wir beiden Männer als besondere Auszeichnung des Mittags einen Tag wie den andern eine Schüssel voll Pillan, das heißt gedämpftes Hammelfleisch, das mit Reis in Oel zusammengebraten wurde, erhielten. Nur an den Fastentagen, die übrigens ziemlich häufig waren, gab es in Oel gekochte Seefische oder auch eine Mehlspeise, die aus Mehl und Honig gebacken war und nicht übel schmeckte. Man sieht, allzuglänzend war unsere Lebensweise nicht, und den Magen konnte man nicht daran verderben. In dieser Hinsicht hatte ich in meinem Blockhause besser gelebt, da mir dort ein Ueberfluß an gutem Fleisch und besonders an Wild zu Gebote stand. Den Wein, der in Griechenland nicht sehr theuer ist, kaufte ich mir besonders, und Kaffee trank ich in einem Kaffeehause, das übrigens wie Alles in Nauplia, von ziemlich dürftiger Einrichtung war. Bei einer so frugalen Lebensweise stand sich übrigens mein Geldbeutel am Besten, denn ich hatte nur sehr geringe Ausgaben und auch meine Gesundheit befand sich vortrefflich dabei. Fast alle Fremde hatten im Anfang mehr oder weniger an klimatischen Krankheiten und besonders an Fieberanfällen zu leiden, während ich hingegen mich stets wohl fühlte und während meines ganzen mehrjährigen Aufenthaltes in Griechenland nie, auch nur eine Stunde, innerlich krank gewesen bin.

Der Aufenthalt bei dieser ächt-griechischen Familie hatte überdieß auch viel Gutes für mich. Von den schönen Töchtern lernte ich viel leichter, wie es sonst der Fall gewesen wäre, nothdürftig neugriechisch sprechen, während der Vater mich in allen Verhältnissen des Landes unterrichtete und mich mit dem Character der Hauptführer des Krieges, die er größtentheils persönlich kannte, vertraut machte. Auch kam ich viel durch

Digitized by Google

ihn mit Eingebornen aller Classen zusammen und machte mannigfache Bekanntschaften, von denen mir einzelne später von großem Nutzen waren. Man kann als Fremder, besonders wenn man in einem Lande Dienste nehmen will, gar nicht genug Bekanntschaften unter den Landesbewohnern machen hievon habe ich mich in meinem langen wechselvollen Leben, nur zu oft überzeugt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Abſchied aus Nauplia. Leidenſchaftlichkeit einer ſchönen Griechin; gefährliche Fahrt nach der Inſel Hydra; Empfang beim Admiral Miaulis; Waffenübungen. Einſchiffung nach der Feſtung Miſſolunghi; Belagerung derſelben; leichte Verwundung bei einem Gefechte mit den Türken; entbehrungsvolles Leben in Miſſolunghi.

Einige Monate hatte ich ruhig bei dieſer Familie in Nauplia gewohnt, und dieſe Zeit nach beſten Kräften benutzt, mich mit allen Sitten und eigenthümlichen Verhältniſſen des Landes genauer bekannt zu machen. Auch die griechiſche Sprache konnte ich jetzt ſo ziemlich verſtehen und mich auch zur Noth darin verſtändlich machen. Da ich nun wahrhaftig nicht nach Griechenland gekommen war, um dort auf der faulen Bärenhaut zu liegen, und auch die ſtets wachſende Bedrängniß des Landes und der heldenmüthige Widerſtand, mit dem das griechiſche Volk ſich immer mehr zum Kampfe rüſtete, je mehr die Gefahren, die es von allen Seiten umgaben, zunahmen, meine innigſte Theilnahme erregte, ſo beſchloß ich, jetzt ſelbſt thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen.

Gut bewaffnet, ganz in griechiſche Tracht, ſo weit dieſe nicht im Kampfe hinderlich war, gekleidet, und auch mit ſo vielem baaren Gelde verſehen, um ein halbes Jahr bequem davon leben zu können — denn mein übriges kleines Vermögen hatte ich bei einem Handlungshauſe in Marſeille ſtehen, — begab ich mich jetzt zu dem Admiral Miaulis, derauf Hydra

Digitized by Google

eine neue Flottenabtheilung ausrüstete. Ich hatte zuerst die Absicht gehabt, den bekannten französchen General Fabvier, der ein eigenes Korps, die sogenanten „Taktiker", gebildet, aufzusuchen und demselben meine Dienste anzubieten. In diesem Korps hätte ich viele frühere französische Officiere und unter diesen auch wohl Bekannte getroffen, und mich daher leichter heimisch fühlen können. Ein einflußreicher Grieche, den ich in Nauplia kennen gelernt hatte, rieth mir aber von diesem Plane ab und meinte, „bei dem General Fabvier sei ein viel größerer Ueberfluß an tüchtigen Officieren wie Soldaten, während an andern Stellen dieß nicht der Fall wäre. Besonders auf der Insel Hydra, wo man jetzt neue Truppen ausrüstete, um dem abermals von den Türken hart bedrängten Missolunghi zur Hülfe eilen zu können, würde ich von großem Nutzen sein." Dieser Grund entschied für mich, und ich erklärte meine Bereitwilligkeit, sogleich nach Hydra abzugehen. Daß ich in Griechenland in meiner eigentlichen Waffengattung der Cavallerie doch nicht solche Dienste würde leisten können, wie ich es wünschte, hatte ich schon eingesehen, und deßhalb den Entschluß gefaßt, mich überall, bei der Infanterie, Artillerie, oder auch auf der Flotte, kurz, wo man mich nur brauchen konnte, verwenden zu lassen. Mit Empfehlungsschreiben an den Admiral Miaulis gut ausgerüstet, beschloß ich daher meine Fahrt nach Hydra anzutreten. Vorher hatte ich aber in unserem Hause beim Abschied noch eine peinliche Scene, die einen trüben Eindruck auf mich machte.

Die älteste Tochter meiner Wirthsfamilie, ein Mädchen von 16 Jahren, in welchem Alter in Griechenland alle Frauen schon völlig erwachsen sind, war von so großer Schönheit, wie ich solche bei dem weiblichen Geschlechte in diesem Lande nicht allzuoft gefunden habe. Besonders sehr große dunkle Augen, in denen eine tiefe Leidenschaftlichkeit glühte, und langes schwarzes Haar, gaben dem fein geschnittenen Gesichte

Digitized by Google

einen eigenthümlichen Reiz. Ich hatte viel mit der schönen Eudoxia geplaudert, mir am liebsten grade von ihr Unterweisung in der griechischen Sprache geben lassen, und oft Stunden lang mit Wohlgefallen ihren düsteren Volksliedern, die sie mit schöner und ausdrucksvoller Stimme zur Begleitung einer Art Zither sang, gelauscht. Einen weiteren, vertrauteren Umgang mit dem Mädchen hatte ich aber nie gehabt, und namentlich auch niemals das leiseste Wort von Liebe zu ihr fallen lassen. Um eine ernste Leidenschaft für sie zu empfinden, war mein Herz noch zu schwer in Trauer über den Verlust meiner ermordeten Frau, und zu einem flüchtigen Verhältniß, so nach Soldatenart, was eben so leicht gelöst, wie angeknüpft wird, paßte die Griechin nicht. Ueberhaupt eignen sich die in dieser Hinsicht sehr strengen griechischen Sitten gar nicht zu derartigen Liebesabenteuern, wie sie in Italien, Spanien, und gar in Frankreich so häufig sind. Manch fremder Offizier, der da glaubte, in Griechenland nur eine Liaison anknüpfen zu können, hat dafür eine Heirath schließen müssen, oder einen Yatagan des Vaters Bruders, ja selbst Schwagers oder Vetters der verlassenen Schönen zwischen die Rippen bekommen. Zu beiden hatte ich aber gleich wenig Neigung, denn ich war nach Griechenland geeilt, um mit den Türken zu kämpfen, nicht aber ein Mädchen dort zu heirathen, oder unnütze Händel mit den Griechen selbst anzufangen. Auch war ich lange nicht mehr der leichtsinnige, fröhliche Offizier wie früher, und zwischen dem Jahre 1815 und 1825 war ein großer Unterschied.

In den letzten Wochen, die ich in dieser griechischen Familie zubrachte, war mir aber aufgefallen, daß die Augen der schönen Eudoxia oft längere Zeit mit einem besonderen Ausdruck auf mir ruhten, und dieselbe auch jede mögliche Gelegenheit, mit mir allein zu sein, herbeizuführen suchte. So wie ich dieß bemerkte, ging ich dem Mädchen eher mehr aus dem Wege, als daß ich sie gerade aufsuchte, blieb aber

Digitized by Google

ſonſt gleich ruhig und freundlich gegen ſie. Es war am letzten Abend vor meiner Abreiſe nach Hydra, die ich auf einem kleinen Fiſcherkahn antreten wollte, als ich in meiner Kammer meine wenigen Habſeligkeiten zuſammenpackte. Plötzlich kam Eudoxia, die allein im Hauſe war, da die ganze übrige Familie in der Abendkühle draußen promenirte, ſehr bleich und in großer Aufregung zu mir in die Kammer. Ganz erſtaunt über dieſe bei Griechinnen ungewöhnliche Freiheit, die ſich ſonſt noch nie eins der Mädchen herausgenommen hatte, frug ich ſie über den Grund derſelben. Mit einer bei dem Mädchen früher nie geahnten Leidenſchaftlichkeit warf ſie ſich aber plötzlich mir zu Füßen, umfaßte meine Knie und ſagte: „ſie liebe mich, könne nicht mehr ohne mich leben, und müſſe mich begleiten oder ſterben.“ Wie vom Donner gerührt war ich über dieſen ganz unerwarteten Ausdruck einer Liebe, die mir in der jetzigen Zeit, offenherzig geſtanden, nichts weniger wie gelegen kam. In einer Verlegenheit, wie ich ſie in der Art noch nie in meinem ganzen Leben empfunden hatte, bemühte ich mich nun, dieß ſchöne Mädchen, das ſich wirklich in dieſem Augenblick wunderbar reizend ausnahm, aufzuheben und ſie zu beruhigen. Ich ſtellte ihr vor, daß mein Herz augenblicklich über den Verluſt meiner Frau zu betrübt ſei, um ſie jetzt ſchon wieder lieben zu können, wie ſie es jedenfalls verdiene, ich auch ja, wie ſie wiſſe, in einen blutigen Kampf eile, mich alſo nicht von einer Frau feſſeln laſſen könne, ohne einen Verrath an der Sache, der ich meinen Arm gewidmet hätte, zu begehen, kurz, ſprach alle möglichen derartigen Beruhigungen, wie ich ſie auch mit der Wahrheit vereinigen konnte. Endlich, nach einer für mich peinlichen Zeit gelang es mir, das heftig weinende Mädchen ſo weit wieder zu tröſten, daß ſie meine Kammer verließ, ohne daß ihre Anweſenheit in derſelben von irgend Jemand bemerkt worden war. Bei meinem Abſchiede, den ich mit Tagesanbruch von der Familie nahm, ſah ich

Digitized by Google

Eudoxia nicht mehr. Ihre jüngere Schweſter ſagte mir, ſie ſei unwohl geworden und könne mich nicht ſehen, laſſe mich aber grüßen und dieſe Blume zur Erinnerung ſchicken, und damit überreichte ſie mir eine brennend rothe Granatblüthe. Da ich mich in meinem ganzen Leben nie um die Blumenſprache bekümmert habe, ſo ſteckte ich auch dieſe Blume zu mir, ohne mir über ihre etwaige Bedeutung den Kopf zu zerbrechen. Der Abſchied der übrigen Familie und beſonders auch der Mutter, war kälter, als ich anfangs erwartet hatte. Ich glaube, man hatte gehofft, ich würde mich mit der älteſten Tochter ehelich verbinden, denn die Griechen liebten es ſehr, ihre Töchter mit Fremden zu verheirathen, und da ich ſtets erklärt, nöthigenfalls auch ohne Bezahlung dem Kampfe meine Dienſte widmen zu wollen, ſo mochte man mich für viel reicher halten, als ich wirklich war. Daß man aus reiner Luſt am Kriege ohne Hoffnung auf Gewinn und nur aus Begeiſterung für die Sache eines fremden Volkes in den Kampf ziehen, ja ſelbſt ſogar noch Geld dafür ausgeben könne, iſt eine Sache, die ein Grieche nur ſchwer begreifen wird. Man hatte daher faſt ohne Ausnahme alle Fremden, die hier in Dienſt treten wollten, mit Mißtrauen aufgenommen, und anfänglich immer als ſchlau ſpekulirende Abenteurer behandelt, und dieß wirkte oft ſehr niederdrückend auf manche fremde Freiwillige, die wirklich aus beſſerer Abſicht gekommen waren.

Es war eine ſehr gefährliche Fahrt, die ich in einem kleinen offenen Nachen von Nauplia nach der Inſel Hydra unternahm. Wir hatten nicht allein den Sturm des aufgeregten Meeres, ſondern auch der Wachſamkeit der zahlreichen türkiſchen und ägyptiſchen Kriegsſchiffe, die uns leicht noch gefährlicher als erſteres werden konnte, Trotz zu bieten. Aber grade zu ſolchen gefährlichen Fahrten ſind die Griechen die beſten Seeleute der Welt. Sie verbinden dabei eine Liſt und Schlauheit, wie der Fuchs ſie nicht beſſer haben kann, mit

Digitized by Google

ſeltenem Muth, und wiſſen gewiß jeden irgendwie für ſie günſtigen Umſtand auf die geſchickteſte und gewandteſte Weiſe zu benützen. Wie der Sturmwind flogen wir auf unſerem leichten Kahn bei nächtlichem Dunkel durch die ſchäumenden Wellen des oft wild aufgeregten Meeres. Obgleich ich im Anfang meiner kriegeriſchen Laufbahn in Südamerika doch auch ſchon manche gefährliche Seefahrten mitgemacht hatte, ſo kann ich nicht leugnen, daß mir bei dieſem wilden Gejage mit einem kleinen Kahne auf dem ſtürmiſchen Meere doch anfänglich oft etwas unheimlich zu Muthe ward. Beſonders des Nachts, wo wir nicht ſo leicht von etwaigen türkiſchen Schiffen entdeckt zu werden fürchten konnten, führten wir faſt ſtets alle Segel, und es ſchien oft, als müſſe unſere kleine Nußſchaale von Fahrzeug durch den gewaltigen Druck derſelben bis auf den Grund des Meeres niedergejagt werden. Aber den ſcharfen Blick ruhig auf das ſchäumende Waſſer vorn am Kiel gerichtet, damit er jeder zu hohen Welle möglichſt durch einen geſchickten Druck ſeiner Hand am Steuerruder ausweichen könne, ſaß unſer „Kapitani“ des Schiffes, der zugleich auch Eigenthümer, Steuermann, Koch und Zimmermann deſſelben war, unbeweglich auf ſeinem Platze, während ſeine drei Buben von 15 — 18 Jahren, die zuſammen unſere einzige Mannſchaft bildeten, ſo unbeſorgt lachten und plauderten, oder auch ſo ruhig fortſchliefen, als wenn ſie im feſteſten Hauſe von ganz Griechenland, und nicht in einem Fiſchernachen bei heftigem Sturme auf dem Meere ſich befänden. Auch die zwei griechiſchen Officiere, die mit uns auf dem Kahne waren und ebenfalls mit Aufträgen zum Admiral Miaulis, zu deſſen Flottenabtheilung ſie gehörten, hin wollten, blieben trotz Sturm und ſonſtiger Gefährlichkeit ſtets vollkommen ruhig. Da ſchämte ich mich denn auch meines anfänglichen unheimlichen Gefühles und dachte, daß ein ehemaliger Officier des Kaiſers Napoleon, dem dieſer ſelbſt ein Ehrenlegionskreuz gegeben habe, nie und unter keiner

Digitized by Google

Bedingung, und ſelbſt bei der ihm ganz ungewohnteſten Gefahr, auch nur innerlich die mindeſte Furcht aufkommen laſſen dürfe.

Der Wachſamkeit der feindlichen Flotte wußten wir aber dadurch ſtets glücklich zu entwiſchen, daß wir bei Tag häufig entweder hinter Klippen und den Felſenklüften der Inſeln uns verbargen, oder doch nur unſere niederen Segel führten, ſo daß wir in weiterer Entfernung nicht bemerkt werden konnten. Eine türkiſche Fregatte machte übrigens doch einſt Jagd auf uns und kam uns ſchon ſo nahe, daß von den Kanonenkugeln, die ſie auf uns abfeuerte, eine über unſer Boot hinweg fuhr und ſo in das Meer ſchlug. Glücklicher Weiſe trat jetzt die Dämmerung ein, und wir liefen hinter kleines Eiland, ſo daß die Fregatte, ihrer eigenen Sicherheit wegen, die Verfolgung aufgeben mußte, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollte, auf den Strand zu kommen. Es war dieß ein Glück für uns, denn hätte das Schiff uns weiter verfolgen können, ſo wäre ein einziger gut getroffener Schuß aus einem ſchweren Geſchütz genügend geweſen, uns Alle mit ſammt unſerem Nachen zuſammen zu ſchießen. So geſchickte und kühne Seeleute die Griechen faſt durchgängig ſind, eben ſo ungeſchickt, langſam und wenig beherzt zeigten ſich beinahe ſtets ſowohl die Türken wie Aegyptier auf dem ihnen eigenthümlich ungewohnten Element des Meeres. Grade wegen der Untüchtigkeit ihrer Bemannung erlitten die Flotten des Sultans ſo oft nicht geringen Verluſt durch die kleinen griechiſchen Kaper und Branderſchiffe, obgleich ſie ſonſt denſelben, ſowohl an Größe als Feſtigkeit der Bauart, und namentlich auch an Zahl und ſchwerem Kaliber des Geſchützes, weit überlegen waren. Die größte und am beſten ausgerüſtete Flotte hat aber einen verhältnißmäßig nur ſehr geringen Werth, wenn ſie nicht auch eine vollkommen tüchtige Bemannung beſitzt, dieß hat ſich ſo recht wieder in dieſem griechiſchen Unabhängigkeitskriege gezeigt.

Digitized by Google

Nach einigen Tagen, denn trotz unſeres ſchnellen waghalſigen Segelns bei nächtlichem Dunkel wurden wir doch häufig aufgehalten, und mußten auch bisweilen Umwege machen, erreichten wir glücklich die Inſel Hydra. In der letzten Nacht ſegelten wir noch dicht neben zwei großen türkiſchen Kriegsſchiffen vorbei. Als wir aus der Kanonenſchußweite derſelben heraus waren, machte ſich unſer „Kapitani“ das Vergnügen, einige Raketen in der Luft ſteigen zu laſſen, ſo daß man auf den Schiffen unſern kleinen Kahn mit der griechiſchen Flagge am Maſt deutlich erkennen mußte. Auf den türkiſchen Schiffen ſchien man deßhalb in Unruhe gerathen zu ſein, und wir konnten im Fortſegeln noch ſehen, wie alles am Bord derſelben lebendig wurde, und überall Laternen auf dem Verdecke und an den Maſten angebracht wurden. Die Türken hatten zu jener Zeit gewaltige Furcht vor den griechiſchen Brandern, die ihnen ſchon ſo großen Schaden gethan und manche ihrer beſten Schiffe in die Luft geſprengt oder verbrannt hatten, und die immer lebendigen Griechen machten ſich häufig das Vergnügen, ihre Feinde zu beunruhigen und unnöthiger Weiſe zu alarmiren.

In Hydra angekommen, verleugnete unſer Kapitani übrigens ſeinen ächt griechiſchen Charakter nicht, indem er mich noch tüchtig zu prellen und Geld über den feſt bedungenen, ſo ſchon ſehr hohen Paſſagepreis abzulocken verſuchte. Er wußte zwar, daß ich blos gekommen war, um für die Sache ſeines Vaterlandes, der auch er alle ſeine Kräfte gewidmet hatte, zu kämpfen, aber dieß hinderte ihn nicht, zu verſuchen, ob er nicht wo möglich noch einen kleinen Privatvortheil bei mir machen könne. Als er ſah, daß ich kein Neuling in allen ſolchen Sachen mehr ſei, und ſeine betrügeriſche und gänzlich unberechtigte Forderung ſehr energiſch zurückwies, ward er plötzlich wieder ganz freundlich, und behandelte mich wo möglich mit noch größerer Hochachtung, als zuvor. Auch ſind wir ſpäter, wenn wir zuſammen kamen, ſtets die beſten

Digitized by Google

Freunde geblieben. Es ist ein seltsames Gemisch der verschiedensten Eigenschaften bei diesem griechischen Volke, doch glaube ich, daß die sehr vielen Schlechten, die es besitzt, mehr durch die lange Knechtschaft, in der es hat leben müssen, entstanden sind, und sich bei der jetzt errungenen nationalen Unabhängigkeit von Generation zu Generation mehr verlieren werden.

Miaulis, der den Titel Admiral führte, nahm mich anfangs, trotz meiner Empfehlungsschreiben an ihn, zwar artig, sonst aber doch ziemlich kühl auf. Auf seinen Schiffen bedauerte er mich nicht anstellen zu können, da er bei den eigenthümlichen Verhältnissen derselben, wo fast jeder Capitain auch zugleich Miteigenthümer seines Fahrzeuges sei, nicht gut Fremde auf dasselbe bringen könne. Ueber die Landtruppen, die sich auf Hydra bildeten, habe er nicht die Macht, Offiziersstellen bei denselben verleihen zu dürfen. Besonders auch, meinte er, würde es mit der Bezahlung für mich sehr schlecht aussehen, denn die griechischen Finanzen wären so erschöpft, daß man unmöglich den fremden Herren Offizieren ihre oft ziemlich hohen Gageansprüche bewilligen könne. Ich entgegnete nun dem Miaulis in aller Kürze, daß ich, wenn es nöthig wäre, auch ganz ohne Gehalt dienen wolle, indem ich die Mittel besäße, mir selbst meinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und zweitens auch auf jede feste Anstellung oder auf irgend einen bestimmten Offiziersgrad vorläufig gern verzichten würde. Mancherlei Erfahrungen hätte ich mir in Kriegen unter dem Kaiser Napoleon und dann unter dem General Bolivar in Südamerika erworben und so hoffe ich auf diese oder jene Weise mich nützlich erweisen zu können. Ersichtlich freundlicher ward des Admirals Gesicht bei meiner Rede, und besonders gar, als ich erklärte, ohne Gehalt dienen zu wollen. Er gab mir nun die Hand, und meinte, für so einen Mann, wie ich, würde sich bei den Landtruppen wohl

Digitized by Google

schon ein Platz finden, und lud mich vorläufig ein, sein Gast auf seinem Schiffe zu sein. Mit ächt griechischer Einfachheit war das Mahl bereitet, das ich mit diesem kühnen Seehelden zusammen einnahm, wie auch die Einrichtung seiner Kajüte prunkloser war, als man sie auf einem nur irgendwie anständigen Kauffahrteischiffe in der Kapitänskajüte findet. Nur an schönen Waffen schien auch der Admiral besonderes Wohlgefallen zu finden, denn er hatte in seiner Kajüte eine kleine Sammlung größtentheils von den Türken erbeuteter kostbarer Waffen hängen, die er mit vielem Stolz zeigte. Auch mein in Südamerika erbeuteter trefflicher Reitersäbel schien ihm trotz seines einfachen Aeußeren sehr zu gefallen. Er besah die ächte Toledo-Klinge desselben genau und machte mehrere Hiebe in der Luft. Die etwas schwere und dabei grade Schwertklinge, oben mit einem Kreuz als Griff, paßte aber nicht recht zu seiner Hand und er meinte, daß er mit dem leichten, krummen türkischen Säbel, den er zu führen gewohnt sei, besser umzugehen wisse. Um mir eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben, nahm er einen sehr schönen Damascener-Säbel von der Wand, ließ dann Orangen an eine Schnur binden, so daß sie frei herunterhingen, und hieb sie nun in der Luft entzwei. Es ist dies nicht ganz leicht und erfordert eine eigenthümliche Handhabung der Klinge, indem mit derselben mehr geschnitten oder eigentlich schneidend gezogen, als grade stark gehauen werden muß. Die Orientalen sind hierin besonders geschickt, und eignen sich ihre sehr krummen Säbel auch vorzugsweise zum scharfen Schneiden. Zum Stoßen, und dies ist bei einem Cavallerie-Gefecht von größerer Bedeutung als das Hauen, sind diese krummen Säbel aber schlecht zu gebrauchen, und die graden Klingen weit vorzuziehen. Nach meinen vieljährigen, praktischen Erfahrungen sind grade, vorn an der Spitze nur ein wenig gekrümmte Pallasche, mit einem leichten Bügelkorb, der

Digitized by Google

ohne zu ſchwer zu ſein die Hand doch deckt, die beſte Art von Säbel für die Cavallerie, beſonders für die leichte, da ſie ſowohl für den Hieb, wie für den Stich am meiſten ſich eignen.

Da der Admiral Miaulis mir nun mehrere Beweiſe ſeiner Waffengeſchicklichkeit gegeben hatte, ſo hielt ich es für meine Pflicht, ebenfalls ein Gleiches zu thun. Mit meiner trefflichen Klinge hieb ich einen dicken Nagel, der an einer Kajütenwand eingeſchlagen war, wiederholt durch, was dem Admiral zu gefallen ſchien. Auch mehrere andere derartige Kunſtſtücke mit den Waffen machte ich noch, und als wir ſpäter auf dem Verdecke mit der Piſtole nach einer Scheibe ſchoſſen, die am Maſte befeſtigt wurde, war ich wahrhaftig nicht der ſchlechteſte Schütze. Es freute mich dies, denn alle halbwilden Völker beurtheilen die Tüchtigkeit eines Offiziers vorzugsweiſe nach der Geſchicklichkeit, die er ſelbſt im Gebrauch der Waffen beſitzt. Ganz unrecht haben ſie auch hierin nicht, denn beſonders ein Cavallerie-Offizier, der nicht gut reiten, fechten und mit der Piſtole ſchießen kann, wird immer nur halb an ſeinem Platze ſein.

Bei den Landtruppen auf Hydra that ich nun verſchiedene Dienſte, ohne eigentlich als Offizier angeſtellt zu ſein. Ich übte mehrere Leute, die Neigung dazu hatten, im Gebrauch der Schießwaffen und auch ihrer Säbel ein, und bemühte mich, dieſelben auch an eine etwas geordnetere Kampfweiſe zu gewöhnen. Uebrigens blieb ich nur wenige Tage auf Hydra, denn da die von Ibrahim Paſcha auf der Landſeite und vom Kapudan Paſcha zur See belagerte Feſtung Miſſolunghi dringende Hülfe erforderte, ſo beeilte der Admiral Miaulis ſich, alle auf Hydra geſammelten Truppen dahin einzuſchiffen. Ungefähr zwiſchen 14 — 1500 Mann mochten es ſein, die eng zuſammengepreßt auf der kleinen Flottille des Admirals eingeſchifft wurden. Mit der größten Geſchicklichkeit und Kühnheit, die dem Miaulis mit vollem

Digitized by Google

Rechte einen ſo glänzenden Namen in der Geſchichte des griechiſchen Unabhängigkeitskrieges für alle Zeiten verleihen wird, wußte derſelbe ſeine Schiffe mitten durch die Flotte des Kapudan Paſcha's zu führen. Auf einer kleinen Inſel Waſſiladi unweit Miſſolunghi wurden wir Landtruppen ausgeſchifft, ſo daß wir ungehindert in die Feſtung gelangen konnten, wo man unſerer Ankunft ſehnſüchtig harrte. Auch einige Vorräthe an Lebensmittel, beſonders Maismehl, getrocknete Oliven und eingeſalzene Fiſche brachten wir mit, was ſehr erwünſcht war, da die Beſatzung nur ſchlechte Vorräthe an Proviant beſaß. Miſſolunghi iſt durch ſeine häufigen Belagerungen in der Kriegsgeſchichte ſo berühmt geworden, daß man faſt hätte zu dem Glauben verleitet werden können, es ſei dieß eine große, regelmäßig angelegte Feſtung. Es iſt aber gerade das Gegentheil der Fall, denn ein elenderer, erbärmlicherer Ort kann ſo leicht nirgends gefunden werden. Nur einige Vortheile ſeiner natürlichen Lage, verbunden mit der heldenmüthigen Ausdauer ſeiner Vertheidiger, vermochte dieſem Miſſolunghi eine ſolche Bedeutung zu geben. Hinter einem niederen Wall an der Meeresküſte liegen einige hundert erbärmliche Häuſer, oder richtiger, Hütten, welche den ganzen Ort bilden. Das Meer ſelbſt iſt übrigens auf weite Strecke hin hier ſo flach, daß große Schiffe in beträchtlicher Entfernung von der Stadt bleiben müſſen, und gerade dieſer Umſtand gereichte derſelben bei den wiederholten Belagerungen zum größten Vortheil. Die Flotten des Kapudan Paſcha mit ihren unbehülflichen Fahrzeugen konnten dadurch ſich nicht ſo leicht nähern, um mit den ſchweren Geſchützen allzugroßen Schaden anzurichten. Ueberhaupt beſteht die Hauptbefeſtigung des ganzen Platzes ſehr viel mit in ſeiner niederen und ſumpfigen Lage, welche den Belagerern bei allen ihren Arbeiten ungemein große Schwierigkeiten in den Weg legt. Bei der erſten Belagerung von Seiten der Türken hatte die ganze Befeſtigung auf der Landſeite durch einen Graben

Digitized by Google

von 7 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe und aus einer schlechten, aus Backsteinen und Erde zusammengesetzten niederen Brustwehr dahinter bestanden. Alte Bajonette und Sicheln hatte man auf Pfähle befestigt und auf dem Grabenrand aufgepflanzt, um so das Erklettern desselben zu verhindern. Mit solchen elenden Vertheidigungsanstalten, denn auch Geschütze und Gewehre sollen sich in dem allererbärmlichsten Zustande befunden haben, hatte die tapfere Besatzung eine langanhaltende Belagerung eines mehr als fünfmal so starken Heeres siegreich abgeschlagen. Der kühne Marko-Bozzaris, dieser um sein Vaterland so hochverdiente Mann, erkannte die große Wichtigkeit von Missolunghi, welches mit Recht als der Wall des Peloponnes betrachtet werden kann, sehr wohl. Auf seine Verwendung hatten geschickte europäische Ingenieur-Offiziere seitdem alle Befestigungen wesentlich verstärkt und verbessert. Die Heerstraße, welche quer durch die Lagunen geht und auf welcher von der Landseite her stets der Hauptangriff geschehen mußte, da auf den anderen Seiten die Sümpfe den Zugang größerer Truppenmassen verhindern, hatte man mit einem breiten Graben durchschnitten, und hinter demselben eine starke Mauer aufgeführt, und mit 60 bis 70 Kanonen von verschiedenem Kaliber bepflanzt. Auch Sturmpfähle und andere Vertheidigungsmittel waren überall an den geeigneten Plätzen aufgesteckt worden, und auch sonst noch die Befestigungen, so weit es die immer nur sehr schwachen Geldmittel gestatteten, auf jede mögliche Weise verstärkt worden. So hatte diese kleine Festung denn schon wiederholt den wüthendsten Angriffen übermächtiger Feinde Trotz geboten. Im Frühling 1825 hatten 20,000 Mann Landtruppen unter dem Seraskier und 60 Kriegsschiffe unter dem Kapudan-Pascha die Belagerung wieder begonnen, und wiederholt die heftigsten Stürme, die an 8000 Mann gekostet haben sollen, unternommen. An der Tapferkeit der Besatzung, unter der Führung von Nota Bozzaris scheiterten stets alle

Digitized by Google

Angriffe, so daß im Herbst desselben Jahres die Belagerung in eine Art von Blockade umgewandelt wurde. Jetzt im Winter von 1825 auf 1826 versuchte ein neues Heer unter Ibrahim Pascha, ob es nicht endlich dieß Bollwerk der griechischen Unabhängigkeit bezwingen könne. Wenige Tage nach meiner Ankunft am 27. Dezember, macht Kapudan einen heftigen Sturm, der aber von uns siegreich abgeschlagen wurde, und bei dieser Gelegenheit kam denn auch ich zum Erstenmal in Griechenland so recht ins Feuer. Die ägyptischen regulären Truppen waren in die erste Reihe der Stürmenden gestellt, und man konnte es ihrer ersten Haltung wohl anmerken, daß sie von erfahrenen europäischen Offizieren ausgebildet und theilweise jetzt auch mit angeführt wurden. Aber auch wir Belagerten fochten nicht schlecht, und der Kaiser Napoleon selbst hätte uns gelobt, wenn er gesehen, wie wir die wüthenden Angriffe der Aegypter zurückschlugen. Ich hatte mich in die Tracht der Hydrioten, die zum Kampfe sehr bequem ist, da die für einen Fremden sehr lästige Fustanella dabei fehlt, jetzt gekleidet, und so der ersten Linie unserer Vertheidiger mitangeschlossen, ohne irgend einen bestimmten Posten zu bekleiden. Der Zufall wollte, daß ich gerade Gelegenheit fand, mich etwas hervorzuthun, und einen Angriff der Feinde, die eine Stelle des Walles beinahe schon erstiegen hatten, mit zurückzuschlagen. Meine amerikanische Waldbüchse von schwerem Kaliber, die ich in meiner Hacienda oft auf der Jagd gebraucht, hatte ich mir mitgenommen und schoß damit aus großer Entfernung einen höheren türkischen Offizier vom Pferde. Ungemein stieg ich gerade durch diese That, bei welcher der Zufall mithalf, in der Achtung unserer griechischen Mannschaft. Uebrigens war ich selbst bei diesem Gefechte, wenn auch nur leicht, verwundet. Ein kleines Stück einer zersprungenen türkischen Bombe traf mich an der linken Achsel und streifte das Fleisch derselben etwas, so daß mein linker Arm auf 10—14 Tage ein wenig

Digitized by Google

ſteif davon wurde. Leider hatte ich hier kein Pferd und mußte zu Fuß kämpfen, und ſo machte denn dieſe Wunde auch nichts aus, und hinderte mich nicht, den ganzen Tag thätig zu ſein. Mit großem Verluſte mußten die Angreifer endlich ſich zurückziehen, und die Feſtung war wieder gerettet. Jetzt kam die Regenzeit, und alle umliegenden Sümpfe traten ſo unter das Waſſer, daß die Belagerer vorläufig ihre Arbeiten aufgeben und etwas weiter zurück mußten, wo einige kleine Anhöhen ihnen feſten Grund und Boden zum Aufſchlagen der Zelte gewährten. Es war dieß ein großes Glück für uns, denn wir gewannen dadurch Zeit, die arg zerſtörten Wälle wieder möglichſt herzuſtellen und allen Schaden etwas wieder zu repariren. Wenn ich auch kein Ingenieur-Offizier war, ſo hatte ich doch ſchon manche Befeſtigungen in meinem Leben geſehen; ich verſtand reichlich ſo viel davon, wie die meiſten griechiſchen Offiziere, und ſo half ich denn fleißig bei dieſen Arbeiten mit, und ſuchte mich überhaupt auf jegliche Weiſe ſo nützlich wie nur möglich zu machen. Daß ich gerade ſonderliche Freude an dieſem Feſtungsdienſt fand, kann ich nicht behaupten, und wäre viel lieber an der Spitze einer tüchtigen Reiterſchaar von einigen hundert Mann im freien Felde herumgeſchwärmt, um auf ſolche Art den Türken allen Abbruch zu thun. Es ließ ſich aber dieß nun einmal nicht ſo machen, und ſo mußte ich mich denn begnügen, auch hier in Miſſolunghi der griechiſchen Sache ſo viel als möglich zu nützen. Dieſe Regenzeit, ſo viele Vortheile ſie auch uns ſonſt brachte, hatte aber auch den Nachtheil, unſere ſo nur verhältnißmäßig ſchwache Beſatzung durch viele Fieberkrankheiten, die entſtanden, noch mehr zu ſchwächen. Manche tüchtige Soldaten fielen dieſer Krankheit zum Opfer, und beſonders auch mehrere junge Freiwillige aus Frankreich und Deutſchland, die voll Begeiſterung hieher geeilt waren, mußten hier einen langſamen Tod in den elendeſten Löchern, die man Hoſpitäler nannte,

Digitized by Google

hinsterben. Mußten schon die Gesunden fast alle und jede Bequemlichkeit entbehren, so war es mit der Wartung und Verpflegung der Kranken doch noch viel schlechter bestellt. Für einen dieser jungen Freiwilligen, einen hübschen, frischen und sehr gebildeten Menschen aus Süddeutschland machte ich das Testament, und er starb in meinen Armen. Eine schöne goldene Uhr und einen Sigelring von ihm habe ich lange Zeit bei mir getragen, bis es mir endlich gelang, solche auf Umwegen nach Deutschland an die Eltern zu schicken. Ob sie die Sachen glücklich erhalten haben, weiß ich nicht, da ich niemals etwas darüber erfuhr. Mir übrigens, mit meinem durch und durch abgehärteten Körper, that weder Regenzeit noch Sumpfluft das Mindeste und ich war stets wohl und gesund. In einem elenden Stall hatte ich mit einem Hydriotischen Offizier zusammen mein Quartier aufgeschlagen. Eine Decke, in die wir uns einhüllten, war unser ganzes Lager, der Mantelsack unser Kopfkissen, ein kleines, spärliches Kohlenfeuer diente zum Trocknen der Kleider und zum Kochen der Speisen, was abwechselnd stets Einer von uns besorgte. Allzuviel Zeit nahm letzteres Geschäft gerade nicht fort, denn die Vorräthe an Lebensmittel waren in ganz Missolunghi so gering, daß zuletzt sogar eine furchtbare Hungersnoth entstand. Im Anfang hatte Jeder von uns doch noch ein paar Hände voll Reis, den wir uns mit Wasser weich kochten und so verzehrten, dazu dann und wann ein Stücklein geräuchertes Hammelfleisch, das so zäh war, daß man es kaum mit dem Messer zerschneiden konnte, oder einige kleine eingesalzene und getrocknete Seefische. Später wurden diese Rationen, die wir aus den Magazinen erhielten, von Tag zu Tag immer kleiner und fielen zuletzt ganz fort. Ein paar harte Oliven und etwas Mehl von Mais waren die einzigen Lebensmittel, die wir bekommen konnten. Das Fleisch der vor Hunger gefallenen Pferde, Hunde, Katzen galt als besonderer Leckerbissen, und auf Ratten, Mäuse, Frösche,

Digitized by Google

Schnecken, Spinnen, kurz auf jedes nur irgendwie lebende Thier, das auf Erden oder in der Luft keuchte und fleuchte, wurde eifrig von uns Halbverhungernden Jagd gemacht. Ich entsinne mich noch, daß ich und mein treuer Gefährte einst sehr glücklich waren, da wir einige Fledermäuse gefangen hatten. Ein so widerliches, unappetitliches Aussehen diese Thiere auch sonst haben, so brateten wir sie doch ohne Weiteres auf Kohlen und verzehrten sie dann mit Haut und Haar mit einer gierigen Hast, als wären sie der kostbarste Braten; so nagend und peinigend war schon unser Hunger.

Im Anfang des Jahres 1816 trat wieder eine etwas kältere, beständigere Witterung ein und die Sümpfe trockneten so weit aus, daß die Türken ihre Belagerungsarbeiten mit erhöhter Energie wieder beginnen konnten. Der Kapudan-Pascha, der da glaubte, er habe uns schon hinlänglich mürbe gemacht, schickte einen höheren Offizier als Parlamentair und ließ Missolunghi zur Uebergabe auffordern, mit der Drohung, er würde es sonst erstürmen und dann auch jeden Mann der Besatzung ohne Gnade niedermetzeln lassen. Die Antwort, die Bozzaris mit den andern bei ihm versammelten Häuptlingen dem türkischen Parlamentair ertheilte, war aber: „die Griechen könnten nur zwischen Freiheit und Tod wählen." Das war doch noch eine ächt soldatische Antwort, die auf jeden braven Mann von uns einen vortheilhaften Eindruck machen und ihn mit Begeisterung erfüllen mußte. Ueberhaupt wuchs gerade hier in Missolunghi meine Achtung vor den griechischen Unabhängigkeits-Kriegern immer mehr, und ich freute mich aufrichtig, daß ich zu ihnen gekommen war, und nun vereint mit ihnen kämpfen konnte.

Am 28. Januar hatten wir die große Freude, von unserer Festung aus ein für die griechische Sache glückliches Seegefecht beobachten zu können. Der kühne Kanaris nebst dem Admiral Miaulis, der unternehmendste griechische Seemann, lief mit seinen kleinen Fahrzeugen mitten in die feindliche Flotte hinein, und ein Brander, den er selbst leitete,

Digitized by Google

verbrannte dem Kapudan-Pascha eine Fregatte und zwei oder drei kleinere Fahrzeuge. Mitten in all dieser Verwirrung, die durch den Brand der Schiffe in der feindlichen Flotte entstand, gelang es einigen kleinen griechischen Fahrzeugen, die mit tollkühnen Seeleuten bemannt waren, bis so weit an die Stadt zu kommen, um in aller Eile sowohl etwas Munition wie auch Proviant auszuladen. Beides waren sehr willkommene Gaben, denn der Mangel daran war schon so groß, daß er die Vertheidigung ungemein lähmte. Leider waren die Vorräthe aber nur zu gering, um auch bei der sparsamsten Vertheilung längere Zeit aushalten zu können, und der frühere Mangel trat bald wieder ein. Die Türken übrigens, jetzt klüger und vorsichtiger geworden, wußten solche Anstalten zu treffen, daß die griechischen Branderschiffe ihnen keinen Schaden mehr zufügen konnten und es auch unmöglich war, der Festung fernere Zufuhr von der See zu bringen. Im Anfang Februar machte Kanaris wieder einen Versuch, ob er nicht einige Fahrzeuge mit Lebensmittel bis an die Stadt durchbringen könne, allein er mißlang gänzlich. Mit hungrigem Magen mußten wir mitansehen, wie diese Fahrzeuge voll Mehl und gesalzenem Fleisch und Fischen, wieder absegelten und fast noch in die Gewalt der Feinde gerathen wären. Sacre dieu, das war ein schlechter Tag, und es gehörte wirklich schon ein gutes Soldatengemüth dazu, um den Muth nicht zu verlieren und stets guter Laune zu bleiben. Doch es sollte noch viel ärger kommen und dieß nur ein Vorgeschmack der Dinge sein, die Unserer noch harrten. Nun ich war das Hungern in meinem Leben zur Noth schon gewöhnt geworden, und mein Magen hatte gelernt, sich auch mit Wenigem zufrieden zu geben, wenn er nicht viel haben konnte, und die Griechen sind von Natur so mäßig, daß ein Sprichwort sagt: „Eine Katze verzehre mehr wie zwei Griechen.“ Einigen fremden Freiwilligen, besonders Deutschen und Schweizern, ging es aber schlecht genug, und ob-

Digitized by Google

gleich es sonst sehr brave Soldaten waren, die das Herz gewiß auf dem rechten Fleck trugen, kamen sie doch durch den Hunger allmählig so herunter, daß sie für das Gefecht nicht mehr recht brauchbar blieben. Der Deutsche, Engländer, Holländer kann auf die Länge selten recht den Hunger ertragen und will man ihn viel als Soldat gebrauchen, so muß man ihm auch stets tüchtig den Magen füllen. Die Südländer sind in der Regel hierin — denn viele Ausnahmen gibt es natürlich in beiden Fällen — ungleich abgehärteter; diese Erfahrung habe ich in allen meinen Feldzügen wiederholt gemacht.

Uebrigens bekamen wir in Missolunghi jetzt so viel zu thun, daß man in der steten angestrengtesten Thätigkeit den Hunger schon hätte vergessen können, wenn er sich nur nicht oft allzu empfindlich gemeldet. Ibrahim Pascha selbst hatte jetzt statt des Kapudan-Pascha, der glaube ich erdrosselt worden war, weil er Missolunghi noch nicht erobert, den gesammten Oberbefehl übernommen und betrieb die Belagerung mit vermehrter Energie. An 24000 Mann Truppen hatte er unter seinem Befehl und allein die Landbatterien wurden jetzt mit einigen 40 neuen Kanonen, welche die damaligen Könige in Frankreich dazu verkauft hatten, beschossen. Am 24 Februar wurde nun eine Kanonade von sämmtlichen Werken gegen uns eröffnet, die 4 Tage und Nächte unaufhörlich fortdauerte. Auch nicht eine Stunde bin ich während dieser ganzen Zeit von den Wällen gekommen und habe beständig mein Geschütz kommandirt, als wenn ich ein gelernter Artillerie-Officier sei. Nur wenn wir bisweilen eine kleine Pause machten, warf ich mich neben der Kanone hin und schlief dann trotz der heftigen Kanonade und des Gekraches, das von allen Seiten um mich tobte, sogleich ein, so ermüdet war ich. Der Mensch kann sich am Ende an Alles gewöhnen, dieß habe ich besonders auch in Missolunghi wiederholt so recht erfahren.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Häufige Beſtürmungen auf der Land- und Seeſeite von Miſſolunghi, abermalige Verwundung. Scenen des Elendes und der Verzweiflung. Fall der Feſtung. Gefecht beim Durchſchlagen durch die Feinde. Rettung. Ehrenvoller Einzug in Nauplia.

Nachdem ſo dieſe ganze Zeit unaufhörlich der Donner der Kanonen gekracht hatte, erfolgte plötzlich im türkiſchen Lager eine Pauſe und alle Geſchütze ſchwiegen. Ein Parlamentair von Ibrahim Paſcha erſchien, und forderte wiederum Miſſolunghi zur Uebergabe auf. Ungleich günſtiger wie das Erſtemal waren ſeine jetzigen Bedingungen, und man konnte aus denſelben entnehmen, welche Scheu im türkiſchen Lager vor einer Erſtürmung herrſche. Die ganze Beſatzung ſolle einen freien, ehrenvollen Abzug mit ſammt ihren Kanonen und ihrem ganzen Gepäck erhalten, wohin ſie wolle. Irre ich nicht, war für die höheren Befehlshaber auch eine ziemlich bedeutende Geldſumme beſtimmt, welche im Verhältniß ihres Ranges unter ſie nach Uebergabe der Feſtung vertheilt werden ſollte. Ibrahim Paſcha, die ſchwache Seite des griechiſchen Charakters aus Erfahrung kennend, hatte gehofft, grade durch die Ausſicht auf Geld die Uebergabe der Feſtung mit am Leichteſten zu bewirken. Ehrgefühl und Patriotismus ſiegten aber dießmal über alle ſchlechten Leidenſchaften, und die Antwort, welche der Parlamentair erhielt, war eine für tapfere Männer würdige: „Miſſolunghi könne nur durch Waffen, nicht aber durch Gold erobert werden.“ Dieſe Botſchaft mußte der ägyptiſche Officier ſeinem Herrn

Digitized by Google

überbringen. Erzürnt darüber ließ derselbe in 3 Tagen, vom 28. Februar bis 2. März hinter einander heftige Stürme auf die Wälle der Festung versuchen. Mit wüthendem Allah-Gerufe von dem lauten Donner ihres schweren Belagerungs-Geschützes begleitet, stürmten die Aegyptier und Türken vor, denn im heftigsten Zorne hatte ihr Kriegsherr beim Barte des Propheten geschworen, Missolunghi müsse das Seine werden, und solle sein ganzes Heer auch dabei zu Grunde gehen. Aber einen entschlossenen Widerstand fanden die Feinde, denn mit dem größten Muthe, den ich nur je in irgend einer Schlacht gesehen habe, vertheidigten die Griechen ihre Wälle. Ja wahrhaftig hätte unser Kaiser Napoleon mehrere Bataillone seiner alten Garde hieher als Besatzung geschickt, dieselben hätten ihre Sache nicht besser machen können, wie diese halbwilden, beinahe völlig undisciplinirten Griechen es jetzt thaten. Heiße Stunden gab es an diesen Tagen und ein ordentlicher Soldat fand mehr als eine Gelegenheit, sich tüchtig zu zeigen. An Ruhe und Erholung war gar nicht mehr zu denken, denn in den Pausen, die zwischen den einzelnen Stürmen folgten, galt es mit der eifrigsten Anstrengung zu arbeiten, um die vom feindlichen Geschütz an den Befestigungswerken angerichteten Schäden möglichst wieder herzustellen. Alt und Jung, Weib und Kind arbeiteten oft im Feuer der feindlichen Geschütze hieran und selbst der alte Primas Joseph trug Steine und Sandsäcke mit herbei. Und dabei waren Alle von dem Genuß der schlechtesten Nahrungsmittel schon ganz bleich und abgezehrt, so daß nur die feurige Vaterlandsliebe und der feste Entschluß, zu siegen oder zu sterben, ihnen die Kraft zu solch ungewohnter Arbeit verleihen konnte. Gegen diesen einmüthigen Widerstand Aller vermochte die wilde Wuth unserer Feinde nichts und nachdem sie nicht geringen Verlust erlitten, mußten sie am dritten Tag endlich ihr vergebliches Stürmen aufgeben. Die ägyptischen Truppen waren zuletzt nicht mehr an unsere Wälle, wo ein sicherer Tod

Digitized by Google

ihrer harrte, heranzubringen, obgleich ich selbst gesehen habe, wie ein höherer Officier zu Roß mitten unter sie sprengte und mit dem Säbel scharf auf die eigenen Leute einhieb, um sie gegen uns vorzutreiben. „Dem wollen wir das Spiel schon versalzen", rief ein alter Schweizer, der als Philhellene an meiner Seite focht, nahm meine amerikanische Büchse und schoß den feindlichen Officier vom Pferde herunter, so daß sein Roß mit dem im Sattel hängenden Krieger, in wilden Sätzen davon stürmte. *Als der Anführer gefallen* war, zerstreuten sich auch sogleich seine so schon so sehr entmuthigten Schaaren. Am dritten Tage des Stürmens hatte ich selbst eine bedeutende Contusion erhalten. Eine türkische Kanonenkugel riß unmittelbar neben mir einen Pallisadenpfahr auseinander, so daß ein großes Holzstück mir gegen den Fuß flog und ich zu Boden stürzte. Arg geschunden und gequetscht ward zwar mein rechter Schenkel, und ich hatte nicht geringe Schmerzen, doch hinderte dieß nicht, daß ich herumhinkte und meinen Dienst that. Es war auch jetzt wahrhaftig keine Zeit zum Ausruhen. Nachdem der letzte Sturm abgeschlagen war, hatte ich übrigens das Glück, daß unser Oberbefehlshaber Noto Bozzaris meine Thätigkeit und Tüchtigkeit lobte. Auch ein Haufe Sulioten, neben dem ich gefochten, machte mich jetzt gern aus freien Stücken zum Anführer, da ihr „Kapitani" geblieben war, und die Leute gesehen hatten, daß ich in der edlen Kriegskunst doch auch kein unerfahrener Neuling mehr war. Gehalt oder sonstige große Vorzüge erhielt ich durch diese Ernennung gerade nicht, doch erfreute dieselbe mich ungemein, indem mir die öffentliche Anerkennung gegeben ward, daß man mich hier für einen brauchbaren und ordentlichen Krieger erkannte.

Da Ibrahim Pascha, der, wie mir später französische Officiere seiner damaligen Umgebung erzählten, über diesen mißlungenen Sturm in furchtbare Wuth gerathen sein soll, sah, daß auf der Landseite Missolunghi vorläufig noch nicht

Digitized by Google

zu erſtürmen ſei, ſo ward der Stadt jetzt von der Seeſeite deſto heftiger zugeſetzt. Mit den großen Kriegsſchiffen konnte man der Untiefe des Meeres wegen nicht nahe genug heran kommen, um ein Bombardement zu eröffnen, und mußte daher andere Mittel verſuchen. Man baute auf großen Holzflößen ſogenannte „ſchwimmende Batterien“, beſetzte dieſelben mit ſchwerem Geſchütze und that uns damit vielen Schaden. Zwei kleine Inſeln, die vor dem Hafen von Miſſolunghi liegen, und ſtark von uns befeſtigt und beſetzt, ſehr zur Vertheidigung deſſelben dienten, wurden jetzt endlich nach der hartnäckigſten Gegenwehr der Beſatzung, die größtentheils den Tod dabei fand, von den Feinden erſtürmt. Nachdem dieſe Inſeln in türkiſcher Gewalt waren, konnten der Stadt von der Seeſeite her keine Lebensmittel mehr zugeführt werden und Hunger und Noth und Elend aller Art ſtiegen jetzt von Tag zu Tag auf die ſchaudervollſte Weiſe. Sogar bei dem unglücklichen Rückzug unſerer großen Armee 1812 aus Rußland habe ich nicht grauenvollere Scenen des Hungers und Elends geſehen, als jetzt hier in Miſſolunghi. Altes Pelzwerk, Leder, Sandalen und dergleichen Sachen wurden auf Kohlen möglichſt weich gebraten und dann gierig verſchlungen, denn lebende Thiere, die man hätte verzehren können, gab es im ganzen Ort nicht mehr. Wenn das Meer mal einen halbverfaulten Fiſch zufällig an das Ufer trieb, ſtürzten ganze Haufen mit wilder Gier darauf los, und die Glücklichen, denen dieſe koſtbare Beute zu Theil ward, zerriſſen und verſchlangen dieſelbe auf der Stelle, damit nicht Andere ihnen ſolche doch noch wieder rauben möchten. Wir Soldaten — und alle Männer, die nur irgendwie Waffen führen konnten, waren dieß — erhielten doch wenigſtens aus den Kriegsmagazinen täglich ſo viel Lebensmittel, daß wir nohtdürftig uns auf den Füßen noch herumſchleppen und den Dienſt auf den Wällen verſehen konnten. Aber den vielen Weibern, Greiſen und Kindern wurde und konnte zuletzt

Digitized by Google

auch nicht die mindeſte Nahrung mehr gegeben werden. Da kamen denn furchtbare Scenen vor, die ſelbſt mir, dem gegen all dieſes ſo ziemlich abgehärteten Menſchen, ſchon das Herz erſchüttern konnten. Im eigentlichſten Sinne des Worts ſah ich gegen das Ende der Belagerung wiederholt Frauen und Kinder vor Hunger ſterben. Es wurde auch behauptet, und ich glaube es auch, daß mehrfach Menſchenfleiſch in dieſer letzten Zeit gegeſſen worden iſt, obgleich ich ſelbſt dieß nicht geſehen habe. Leichen, aus denen erſichtlich mit dem Meſſer mehrere Fleiſchſtücke herausgeſchnitten waren, habe ich wiederholt gefunden, wenn ich früh Morgens von den Wällen zurückkehrte, um mich durch einige Stunden Schlafs wieder zu ſtärken. Eines Tags als ich mit meinem kleinen Beutel voll Maismehl, den ich für drei Tage in dem Magazin empfangen hatte, in meine Hütte zurückkehrte, fand ich vor derſelben eine junge vornehme, griechiſche Frau in koſtbaren, aber jetzt ſchon ſtark mitgenommenen Gewändern auf dem Boden liegend. Sie war die Wittwe eines höheren Officiers und mußte ſehr ſchön geweſen ſein, obgleich ſie jetzt vor Hunger und Elend wie ein Schatten zuſammengeſchwunden ausſah. An der vertrockneten Bruſt dieſer Frau ruhte ein Knabe von mehreren Monaten und ſuchte gierig nach der Milch, die ihm die faſt verhungernde Mutter nicht mehr zu geben vermochte. Mit den rührendſten Bitten, die nur Verzweiflung eingeben konnte, flehte die arme Frau mich an, ihr doch etwas Mehl zu ſchenken, damit ſie wenigſtens das Leben ihres Kindes retten könne. Nun war Mehl freilich damals der koſtbarſte Artikel, den Miſſolunghi nur enthielt, und um vieles Geld hätte man es nicht kaufen können. Die arme Frau flehte aber zu erbarmungswürdig und ſo gab ich ihr denn einige Hände voll Mehl und rührte ihr mit heißem Waſſer einen Brei davon an, daß ſie ſich und ihr Kind, welches das Meiſte davon erhielt, noch ein Bischen ſättigen konnte. Als ſolle ich für

Digitized by Google

meine Guthmüthigkeit belohnt werden, ſo hatte mein treuer Gefährte, „der Hydriotiſche Officier“, gerade an dem Tage eine große Ratte gefangen, die auch wohl der Hunger aus ihrem Schlupfwinkel hervorgetrieben haben mochte und uns einen prächtigen Braten daraus bereitet. Wir verzehrten denſelben mit dem beſten Appetit und bedauerten nur, daß wir nicht 10 gebratene Ratten ſtatt nur eine für uns hatten. Die Griechin bettelte nun noch täglich vor meiner Thür, und erhielt ſtets eine Handvoll Mehl, die ich mir ſelbſt kümmerlich genug abdarben mußte. Hievon und von jungem Gras, das ſie pflückte und kochte, erhielt ſie ſich und ihrem Kinde allein das Leben. Lange Zeit nachher, wo ich als franzöſiſcher Kapitain mich nach Algier einſchiffen ſollte, begegnete ich zufällig in Marſeille dieſer Griechin, die dort als Gattin eines ſehr reichen Kaufmanns lebte. Ich redete ſie an, ſie erkannte mich auch wieder, doch ſchien ihr meine Begegnung mehr Verlegenheit wie Freude zu bereiten, und ſo machte ich denn von ihrer zwar höflichen, aber doch, wie mir ſchien, etwas kalten Einladung, ſie auf ihrem Landhauſe zu beſuchen, weiter keinen Gebrauch. Allzugroße Dankbarkeit gegen Fremde gehört ſelten zu den Haupteigenſchaften der Griechen. Uebrigens hatte damals in Miſſolunghi dieſe Griechin einigemal, wenn mein Hydriote grade abweſend war, mir meinen zerquetſchten Schenkel verbunden, denn unter ſolchen Umſtänden hört natürlich jede Ziererei auf, und dieſe Erinnerung mochte ihr, der jetzigen reichen Banquiers-Frau, vielleicht unangenehm ſein. Ich mit meinem ſchlichten Soldatenverſtand kann freilich nicht den Grund davon begreifen. Auf welche Art dieſe Griechin übrigens in dem erſtürmten Miſſolunghi gerettet und in eine ſo außerordentlich glänzende Lage nach Marſeille gekommen iſt, habe ich nie erfahren, und mich auch weiter nicht darnach erkundigt.

In all dieſer Zeit des Hungers und Elends fehlte es aber nicht an Gefechten, die wenigſtens Zerſtreuung gewähr-

Digitized by Google

ten. Ein sehr heftiges Gefecht machte ich am 6. April mit, wo ich auf der kleinen Insel Kleissara, die im Hafen von Missolunghi lag, thätig ward. An 300 Griechen unter der Führung des tapferen Zarettas hatten eine Kirche daselbst besetzt und befestigt und dieselben wurden nun von Ibrahim Pascha mit großer Uebermacht angegriffen. Mit meinen Sulioten nahm ich an diesem Gefechte Antheil, obgleich mein Fuß noch nicht recht wieder hergestellt war. Es kam hier zu einem wilden Handgemenge, indem die Griechen mit dem Muthe der Verzweiflung fochten, den Feinden viele Menschen tödteten und endlich dieselben in die Flucht trieben. Ich selbst hatte eine wilde Freude daran, jetzt mal so recht Mann gegen Mann persönlich mit den Türken fechten zu können, und obgleich der Hunger mich schon etwas entkräftet, sauste meine Toledo-Klinge doch auf den Schädel, oder bohrte sich in die Brust manches Ungläubigen. Mit einem reich gekleideten Aga, der auch zu Fuß focht, hatte ich einen wüthenden Zweikampf. Wie der Blitz fuhr sein krummer Säbel mir stets um Kopf und Brust herum und ich mußte genau aufpassen, um zu pariren. Wäre meine Klinge übrigens selbst nicht von so trefflicher Arbeit aus Toledo gewesen, so hätte der Damascener-Stahl des Aga sie gewiß zersplittert. Umsonst hatte ich aber nicht meine Prüfung als französischer Maitre d'armes gemacht und so nahm ich den rechten Augenblick wahr und stieß mit kunstverständigem Stoß meinen graden Pallasch dem Aga so gewaltig durch die Brust, daß er auf der Stelle todt zusammenstürzte. Seinen sehr kostbaren Säbel nahm ich als Beute mit, rettete denselben sogar aus Missolunghi und verkaufte ihn später bei Navarino an einen englischen Seeofficier um 35 Guineen. Das Geld für erbeutete Waffen und Pferde war übrigens die einzige Einnahme, die ich während meines ganzen Aufenthaltes in Griechenland erhielt, da ich von der griechischen Regierung auch nie einen Piaster bekommen, noch auch gefordert habe. Im Ganzen

Digitized by Google

mochte daſſelbe ungefähr 200 Napoleonsd'or betragen und viel mehr habe ich auch während der ganzen Zeit an Baarem dort nicht ausgegeben, da die Lebensweiſe ſehr einfach war und ich die meiſten Nahrungsmittel geliefert bekam. So hat mein griechiſcher Militair-Dienſt mir in pekuniärer Weiſe weder Vortheil noch großen Schaden gebracht.

Einige Tage nachdem wir dieß glückliche Gefecht mit den Türken beſtanden hatten, verſuchte der kühne Miaulis nochmals, mit ſeiner Flotte an die Stadt zu kommen, um uns Lebensmittel und Munition für unſere Geſchütze, an der es allmählig auch ſchon zu mangeln begann, zu bringen. Mit der größten Spannung erblickten wir halbverhungerte Menſchen von den Wällen aus dieſe Unternehmung des Seehelden, die allein uns noch retten konnte. Leider mißglückte dieſelbe gänzlich, und trotz der wiederholten Verſuche, die mit einer Verwegenheit unternommen wurden, wie nur griechiſche Seeleute ſie ausüben können, vermochte doch kein einziges Fahrzeug bis an die Stadt vorzudringen. Die übermächtige türkiſche Flotte lag überall von Flößen, auf denen ſchwimmende Batterien angebracht waren, geſchützt, ſo vertheilt, daß der Admiral Miaulis ihre Linie weder durchbrechen noch mit ſeinen Brandern zerſtören konnte. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen mußte derſelbe, wenn er nicht alle ſeine Schiffe verlieren wollte, wieder in See gehen, ohne uns nur im Mindeſten etwas genützt zu haben. Sacre dieu, das war ein harter Anblick, als ſo das letzte griechiſche Schiff aus unſerem Geſichte verſchwand und wir zur Ueberzeugung gelangten, daß uns von Außen keine Hülfe mehr zukommen würde. Lautes Wehklagen, beſonders von Seiten der Frauen, die vom Hunger gar arg gepeinigt wurden, ertönte jetzt in den Gaſſen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo war ich auf Alles gefaßt, ſchnallte den Schmachtriemen wieder um einige Löcher enger und nahm mir feſt vor, auch das Aeußerſte mit ruhigem Muthe zu ertragen,

Digitized by Google

wie es einem tüchtigen Soldaten, dem der Kaiser Napoleon selbst das Ehrenlegionskreuz gegeben hatte, auch geziemte.

Es waren jetzt durch Vermittlung des englischen Obercomissairs auf den Jonischen Inseln Unterhandlungen mit Ibrahim Pascha eingeleitet worden. Unter der Bedingung, daß wir Alle mit Waffen, Gepäck, Munition und Trommelschlag ausziehen dürften, sollte Missolunghi, das auf die Länge nun doch unmöglich mehr zu halten war, übergeben werden. Aber der Pascha, erzürnt über den Verlust so vieler Tausende seiner besten Soldaten, die schon bei der Belagerung geblieben waren, verlangte unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Als der Besatzung dieß mitgetheilt wurde, entstand eine allgemeine Aufregung unter derselben. Einmüthig schwuren Alle, lieber bis auf den letzten Mann zu kämpfen und sich nöthigenfalls selbst in die Luft zu sprengen, als solche Bedingungen anzunehmen. Was war auch der Tod gegen das furchtbare Loos, in türkische Gefangenschaft zu gerathen und dann in die Sclaverei abgeführt zu werden, was uns sicher bevorstand, wenn wir uns auf Gnade und Ungnade ergeben würden.

Nochmals machte am 20. April der heldenmüthige Miaulis den Versuch, ob er nicht mit einigen Schiffen durch die feindliche Flotte durchdringen könne, und ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtetete uns wieder. Es war vergebens; zwar bestand Miaulis ein hitziges Seegefecht mit der türkischen Flotte, trotzdem daß dieselbe gewiß die fünffache Zahl von Kanonen hatte, allein er mußte sich endlich zurückziehen, nachdem ihm einige seiner besten Schiffe zerstört waren. Jetzt war Missolunghi unrettbar verloren oder Gott selbst hätte ein Wunder thun müssen, es zu schützen.

Am 22. April 1826 faßten unsere Oberanführer in einmüthiger Berathung den heldenmüthigen Beschluß, daß die Mannschaft, die noch Kräfte genug in sich fühlte, es

Digitized by Google

verſuchen ſollte, in der Nacht ſich durchzuſchlagen, alle Anderen aber ſich ſelbſt tödten oder mit den Feinden zuſammen in die Luft ſprengen ſollten. Es war ein feierlicher Augenblick, als dieſer Beſchluß uns Officieren verkündet ward, damit wir die nöthigen Anſtalten dazu treffen ſollten. Meine Sulioten waren in hoher Begeiſterung und wir Alle ſchwuren beim Kreuze, daß wir bis zum letzten Hauch des Lebens gegen die Feinde kämpfen wollten. Die letzten Rationen, die wir noch hatten, und dazu etwas Wein, der noch für die Verwundeten bisher aufbewahrt worden war, wurden unter uns vertheilt, damit wir zum letzten ſchweren Kampf uns möglichſt kräftigen konnten. Ein ernſtes, feierliches Mahl war es, das wir in brüderlicher Eintracht noch einnahmen. Gegen Abend verſammelten ſich die Schaaren, welche ſich durchſchlagen wollten, unter der Anführung von Noto-Bozzaris, Kitzos Zavellas, Scurnapis, Sadimas, und über 2000 Männer mochten es wohl ſein, zwar Alle durch Hunger und Entbehrung ſehr geſchwächt, aber doch noch ſonſt im Stande, die Waffen tüchtig zu führen. Welch furchtbares Loos harrte aber der Zurückbleibenden, aller der Kranken, Verwundeten, Frauen, Kinder, Greiſe, die nicht Kraft dazu beſaßen, auf Leben und Tod durch die Uebermacht der Feinde ſich durchzuſchlagen. Scenen der äußerſten Verzweiflung, wie ich ſie in meinem ganzen wildbewegten Leben in der Art früher noch nie geſehen hatte, ereigneten ſich jetzt genug vor meinen Augen. So nahm ein alter Suliote, der unter mir focht, einen innigen Abſchied von ſeiner Frau und drei Kindern, und ſtieß dann Allen eigenhändig den Yatagan durch die Bruſt, ſo daß ſie auf der Stelle todt waren. Mitnehmen konnte er ſie nicht, und ſo war ihre Rettung unmöglich, und der Gatte und Vater wollte daher ſein Liebſtes auf Erden ſelbſt vernichten, damit er gewiß ſei, daß die Türken es nicht lebendig erhielten. Das jüngſte Kind, ein wunderſchöner Knabe von 9—10 Jahren, ſchien

Digitized by Google

der beſondere Liebling des Alten zu ſein, denn nachdem er die Frau und die beiden älteren Geſchwiſter ſchon getödtet hatte, zauderte er noch in furchtbarem inneren Kampfe, den ganz bluttriefenden Stahl auch dieſem in die Bruſt zu bohren. Der Knabe aber, das Zaudern des Vaters bemerkend, entblößte ſich ſelbſt die Bruſt und rief: „Vater, ſoll ich denn ein Sclave der Türken werden?“ Da riß der Alte das Kind nochmals in die Höhe und umarmte es mit convulſiviſcher Heftigkeit, dann fuhr der Yatagan durch die Luft, und als zuckende Leiche lag der Knabe am Boden. Der Alte ſelbſt hieb beim ſpäteren Handgemenge gewiß noch ein Dutzend Türken zuſammen, bis er endlich tödtlich verwundet fiel. Auch ein Bräutigam erſchoß unmittelbar neben mir ſeine ſchöne Braut, und dann gleich darauf ſich ſelbſt; ebenſo ein Sohn ſeine alte greiſe Mutter, und ähnliche Beiſpiele ſind unzählige vorgekommen. Was blieb ihnen auch Anderes übrig, denn hier galt es nur, den ſchnellen Tod noch zu ſuchen. Als wir etwa 1700 — 1800 Mann wirklich den Kampf zum Durchſchlagen begonnen, wurden an 500 — 600 waffenfähige Männer, die von uns abgekommen waren, wieder von den Türken in die Stadt zurückgedrängt. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus haben dieſelben gegen den mit immer größerer Uebermacht andringenden Feind gekämpft. Auf die Baſtion Bozzaris zurückgedrängt, haben ſie die noch mit Pulver gefüllten Mienen derſelben angezündet und ſo ſich ſelbſt und an 2000 Türken zugleich damit in die Luft geſprengt. Die meiſten Frauen, die zurückblieben, haben ſich ſammt ihren Kindern in einen tiefen Brunnen oder auch in das Meer geſtürzt und ſo lieber den Tod der Schande und Entbehrung, die ihnen in den Händen der Türken geworden wäre, vorgezogen. Obgleich übrigens ein ſtrenges Verbot erlaſſen war, daß unter dem Haufen der Kämpfer, die zum Durchſchlagen beſtimmt waren, ſich nur waffenfähige Männer be-

Digitized by Google

finden sollten, so waren doch mehrere in Männerkleidung verborgene und mit Waffen versehene Frauen darunter, die wacker mitgekämpft haben. Eine schöne junge Suliotin focht an meiner Seite und rächte den Gatten, den ein Türke zusammenhieb, sogleich durch einen kräftig geführten Säbelhieb, der den Feind auch tödtlich verwundete. Ueberhaupt kamen bei dieser Belagerung und Erstürmung von Missolunghi sowohl von Seiten der Frauen, wie der Männer so ungemein viele Beispiele des größten Heldenmuthes vor, daß ich nicht ein Zehnttheil derselben, die ich selbst mit angesehen, mir gemerkt habe. Grade bei dieser Gelegenheit zeigten die Griechen so recht, daß sie würdige Nachkommen der alten Spartaner, deren Geschichte ich stets mit besonderem Vergnügen gelesen habe, waren.

Als die Türken und Aegypter weiter in das brennende Missolunghi einstürmten, sprengten sich auch eine Menge verwundeter oder kranker Soldaten, Greise, Kinder, Frauen mit dem großen Pulvermagazin, in das sie sich geflüchtet hatten, in die Luft. Es gab dies einen so furchtbaren Knall, daß selbst wir, die wir schon draußen auf freiem Felde mit den Feinden im wildesten Handgemenge waren, davon erschüttert gegenseitig einen Augenblick die Waffen ruhen ließen, bis wir dann mit vermehrter Wuth wieder aufeinander losstürzten. Auch am anderen Tage sprengten sich einzelne Haufen noch mit den Häusern in die Luft, ja ein befestigter Thurm, in den sich mehrere Griechen geflüchtet hatten, soll erst drei Tage später aufgesprengt worden sein. So ging Missolunghi endlich unter, nachdem die Feinde es viermal vergeblich belagert hatten. Hunger und Elend, nicht das feindliche Schwert besiegte uns zuletzt. Dem Ibrahim Pascha selbst soll diese Belagerung, wie ich später von einigen Officieren desselben erfuhr, über 9000 Mann seiner besten Truppen gekostet haben; kein geringer Verlust für die Einnahme einer kleinen, fast ganz zerstörten

Digitized by Google

Stadt. Als die Feinde endlich in die brennenden Straßen eingedrungen waren, hatten sie gar arg daſelbſt gewüthet und Alles, was ihnen vor die Klinge kam, ohne Gnade und Barmherzigkeit zuſammengehauen. In einer erſtürmten Stadt pflegt es aber ſelten anders herzugehen und ich habe wiederholt auch bei ſolchen Gelegenheiten von ſehr chriſtlichen Truppen die wildeſten Grauſamkeiten ausüben ſehen. Männer nahmen die Feinde faſt gar nicht gefangen, dagegen Weiber und Kinder, die auf die aſiatiſchen Sclavenmärkte geführt und dort verkauft wurden. Auf ſolche Weiſe wußten die Türken ſtets einen Theil ihrer Kriegskoſten wieder herauszuſchlagen, obgleich griechiſche Sclavinnen damals ſehr wohlfeil geweſen ſein ſollen, da die Märkte damit überfüllt waren. Es war ein wüthender Kampf der Verzweiflung, den wir Durchſchlagenden noch mit der feindlichen Uebermacht zu beſtehen hatten. Manch wildes Gefecht hatte ich in meinem Leben ſchon mitgemacht, aber ich entſinne mich nicht, jemals wilder und angeſtrengter gekämpft zu haben, als in dieſer Nacht. Obgleich ich ſelbſt von Hunger ſchon ſehr entkräftet war, ſo hatte ich doch eine ſo grimmige Kampfesluſt in mir, daß ich meine ſchwere Toledo-Klinge in der Rechten ſchwang, als ſei ſie nur eine leichte Weidengerte. Und ein gleicher Eifer, wie mich, beſeelte auch alle meine braven Sulioten, ja unſeren ganzen kleinen Haufen. Hier galt es ja, bis auf das Aeußerſte zu fechten oder zu ſterben. Zu Fuß und zu Roß griff uns die Schaar der Türken und Aegypter von allen Seiten mit ihrem „Allah il allah et sidi Muhammed rasoll allah“ Gerufe an. Aber wie blitzten auch durch das nächtliche Dunkel unſere Klingen; wie knallten die Piſtolen dazwiſchen, die wir den Feinden oft beinahe auf die Bruſt ſetzten, denn nur im nächſten Handgemenge wurde gefochten. Der erſte Feind, den ich tödtete, war ein hoher Officier, der auf edlem Roſſe auf mich einſprengte. Mit meiner Linken ſchoß ich das Pferd durch die Bruſt, daß es

Digitized by Google

überſchlug, parirte mit der Klinge in der rechten Hand den Säbelhieb des Feindes und hieb ihm dann während er ſtürzte, mit ſolcher Kraft über den Kopf, daß die Klinge durch den Turban drang und den Schädel förmlich zerſpaltete. Selten, glaube ich, habe ich im Fußkampf einen kräftigeren Hieb mit dem Pallaſch geführt, wie gerade dieſen. Meine nächſten Feinde waren, wie ich mich jetzt noch erinnere, zwei ganz ſchwarze Mohren, die man bei der nur vom Schein des brennenden Miſſolunghi etwas erhellten Dunkelheit kaum erkennen konnte. Wie der Teufel ſprangen dieſe ſchwarzen Kerle mit wildem Geſchrei auf mich ein, und ſetzten mir arg genug zu, bis meine Klinge dem Einen den Schädel zerhieb und dem Andern einen ſolchen Hieb über den Arm gab, daß er auch fürs Erſte daran genug hatte. Ich ſelbſt erhielt übrigens mehrere kleine Verwundungen, und nur mein dicker Wollenmantel, den ich en Bandelier zuſammengerollt über der Bruſt trug, ſchützte mich ſehr. Der Mantel war förmlich zerfetzt, ſo viel Hiebe waren darauf gefallen. Auch der obere Theil meines linken Ohres ward mir bei dieſem nächtlichen Kampfe von einer Damaſcener-Klinge ſcharf abgehauen. In meiner Wuth habe ich übrigens alle dieſe Verwundungen während des eigentlichen Kampfes ſelbſt gar nicht im Mindeſten geſpürt. Mein treuer Freund, der ſchon erwähnte Hydriote, erhielt an meiner Seite einen Schuß durch den Unterleib, ſo daß er zuſammenſtürzte und nicht mehr von der Stelle konnte. Auf ſeine inſtändige Bitte ſtieß ich dem Liegenden meine Klinge durch das Herz, ſo daß er auf der Stelle todt war, und nicht in die Gewalt der Feinde fiel, und von dieſen erſt grauſam herumgemartert würde. Mehrfache derartige Fälle, daß Verwundete, die ſich nicht mehr mit fortſchleppen konnten, auf ihre dringenden Bitten von ihren Freunden getödtet wurden, damit ſie nicht in feindliche Hände fielen, kamen vor. So ſah ich, daß ein Hydriote einen Schuß in die Hüfte erhielt

Digitized by Google

und nicht mehr von der Stelle konnte. Seine in Männerkleidung neben ihm kämpfende Frau versuchte anfänglich, den Verwundeten auf ihren Armen weiter zu schleppen. Es gelang ihr dieß nur einige hundert Schritte, dann waren ihre Kräfte völlig erschöpft und sie mußte ihre theure Last auf die Erde legen. Der Mann bat in ruhigem Tone, ihn jetzt zu erschießen, und die Frau drückte erst noch einen Kuß auf seine Lippen, setzte ihm dann seine eigene Pistole, die sie ihm aus dem Gürtel zog, vor das Herz und schoß los, so daß er auf der Stelle todt war. Wenige Augenblicke darauf, als eine neue türkische Schaar wüthend auf uns eindrang, ward auch die Frau nach langer, heldenmüthiger Gegenwehr von einem Türken zusammengehauen.

Unsrer Anstrengung gelang es endlich, nachdem wir uns nun fast die ganze Nacht herumgeschlagen hatten, uns durchzuhauen. Aber ein Drittheil von uns war dabei geblieben, und ganz ohne Wunden sah man nur Wenige. Hätte uns das nächtliche Dunkel, das die Feinde verhinderte, unser kleines Häuflein so recht zu übersehen, nicht mancherlei Vortheile gewährt, so wäre unser kühnes Unternehmen wohl nicht geglückt und kein Mann von uns den Händen der Türken entkommen. Unter den Gebliebenen befanden sich die Generale Sturnapis und Sadimas, dann auch der griechische Bischof Joseph, der bis zum letzten Hauch des Lebens muthig gekämpft hatte, und auch mehrere sehr wackere Philhellenen aus der Schweiz, Deutschland und Frankreich.

Mit Sonnenaufgang erreichten wir völlig erschöpft den Gipfel des Berges Aracyntos, wo die Feinde ihre Verfolgung endlich aufgaben. Hier kamen uns an 400 Palicaren aus dem Lager des Karaiskaski entgegen, die uns mit lautem Jubelruf begrüßten, denn sie hatten unsere Rettung fast für unmöglich gehalten. Von ihnen empfingen wir auch wieder einige Lebensmittel, und wenn dieselben auch natürlich sehr spärlich und von geringer Beschaffenheit waren,

Digitized by Google

ſo ſchmeckten ſie uns Ausgehungerten doch wie die köſtlichſten Leckerbiſſen.

Dieſer Kampf in Miſſolunghi und das Durchſchlagen aus demſelben war, nächſt der Deckung unſeres Rückzuges in Rußland unter dem Marſchall Ney, die mit Entbehrungen und Gefahren aller Art überhäufteſte Periode meines ganzen Soldatenlebens. Höchſtens der Zug über die Cordilleren unter dem General Bolivar konnte, was Strapazen anbelangt, mit dieſer Zeit verglichen werden. Mit beſonderem Stolze denke ich übrigens noch jetzt an dieſen Kampf in Miſſolunghi zurück und freue mich, daß ich zu der kleinen Zahl ſeiner Vertheidiger gehörte, obgleich mir weder ein Orden noch ein ſonſtiger äußerer Lohn irgend einer Art dafür zu Theil ward. Wozu bedarf es auch der Orden, wenn der Soldat nur das Bewußtſein, ſeine Pflicht tüchtig, wie es ſich gehört, erfüllt zu haben, in der Bruſt trägt. Neben meinem Ehrenlegionskreuz, von dem Kaiſer Napoleon mir ſelbſt verliehen, hatten übrigens alle anderen Orden, die ich erhalten habe, für mich nur einen äußerſt geringen Werth. Ich habe es darum auch ſtets verſchmäht, um einen griechiſchen Orden mich zu bewerben, obgleich mir dieß ſpäter oft gerathen ward.

Von dem Lager bei Salona kamen wir auch nach Athen, in deſſen Nähe ich zuerſt den franzöſiſchen General Fabvier, der ſich um die griechiſche Sache ſo große Verdienſte erworben hatte, kennen lernte. Er befehligte ein zahlreiches Corps, die „ſogenannten Tactiker". Unter den Officieren deſſelben fand ich einen alten Polen, mit dem ich ſchon bei den Lanciers zuſammen gedient hatte. Wir freuten uns ungemein, einander hier wieder zu treffen und gedachten beim Feldbecher mit griechiſchem Wein der ſchönen Zeiten, wo wir vereint den Adlern des Kaiſers Napoleon folgten. Auch den General Fabvier, der ſich beſonders 1814 in Frankreich ſo ſehr ausgezeichnet hatte, freute ich mich jetzt perſönlich kennen zu lernen. Er nahm mich ungemein artig auf und bot mir auch eine Officiersſtelle in

Digitized by Google

seinem Corps an. Ich wollte mich aber nicht von dem kleinen Häuflein meiner tapferen Sulioten, deren Vertrauen ich mir nun einmal erworben hatte, trennen und besaß auch noch andere Gründe, die es mir nicht wünschenswerth machten, bei den Tactikern einzutreten, daher ich sein Anerbieten mit Dank ablehnte. Intriguen und Cabalen aller Art herrschten bei diesen regulären Truppen im höchsten Grade, und ich freute mich, daß ich mit denselben nichts zu schaffen hatte.

Ungemein feierlich war der Einzug, den wir Missolunghier, wie man uns nannte, bald darauf in Nauplia, wo der Sitz der obersten Behörden von ganz Griechenland sich befand, hielten. Unser General Noto-Bozzaris, der Neffe des berühmten Marko-Bozzaris, der 1823 den Heldentod gefunden hatte, befehligte unser Häuflein, das wohl noch an 700 Mann stark sein mochte. Schon außerhalb der Stadt kam uns eine Ehrendeputation, welche von der Regierung abgeschickt war, entgegen, um unsern Einzug zu geleiten. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen hielten wir unsern Einmarsch in die Stadt. Von allen Seiten stürzten uns die Einwohner derselben entgegen, umarmten uns auf der Straße, jubelten vor Freude über unsere Rettung, weinten zugleich aber auch vor Trauer über den Fall von Missolunghi und den Tod so vieler heldenmüthiger Vertheidiger desselben. Es war eine eigene Mischung von Freude und Schmerz, Stolz und Niedergeschlagenheit, die dem ganzen Einzug einen so seltsamen Charakter gab, wie ich solchen in meinem ganzen Leben, weder vorher noch nachher, je wieder gefunden habe. Und dabei diese griechische Lebendigkeit, diese Leidenschaftlichkeit, mit der sich dieses Volk so außerordentlich allen Eindrücken, mögen solche nun freudiger oder schmerzlicher Natur sein, hingibt. Auch mein alter Wirth empfing mich schon auf der Straße, drückte mich wiederholt an seine Brust,

Digitized by Google

nannte mich seinen theuern Sohn und schleppte mich fast mit Gewalt in seine Wohnung.

Hier empfing mich dann die Mutter und die jüngste Tochter in den besten Gewändern, die sonst nur an hohen Festtagen angelegt wurden, wie denn auch das einfache Zimmer so gut ausgeputzt war, als es die geringen Mittel der Familie nur erlaubten. Unsere Begrüßung war herzlich und doch konnte ich mich einer gewissen Verlegenheit wegen des Schicksales der schönen Eudoxia nicht erwehren. Endlich, als die Mutter einen Augenblick weggegangen war, um in der Küche das festliche Mahl zu bereiten, der Vater sich aber schon wieder auf der Straße herumtrieb, dort mit seinen alten Bekannten zu plaudern, fragte ich die jüngere Schwester, wo denn die ältere sich jetzt befinde? „In der Kammer sitzt sie und weint" war die Antwort derselben. Dieß fuhr mir durch das Herz und in der aufgeregten Stimmung, in der ich mich befand, sagte ich zu ihr: „so führe mich zu derselben, damit ich sie trösten kann." In der kleinen, dürftigen Kammer fand ich Eudoxia in knieender Stellung. Sie war bleich und angegriffen und man sah ihr deutlich an, daß tiefer Schmerz sie niederbeuge, aber sonst sehr schön, ja schöner noch als damals, wo ich sie zuerst als blühendes Mädchen gesehen hatte. „O, Herr! willst du meinen Schmerz noch vermehren, daß du zu mir kommst", sagte sie in ihrer sanften und wohllautenden Sprache bei meinem Eintritt, indem sie sich erhob; ohne daß ich recht bedachte, was ich that, ließ eine innere Stimme mich sprechen: „Nein trösten will ich dich, wenn du willst", und dabei streckte ich ihr die Arme entgegen. Mit einem lauten Freudengeschrei stürzte das Mädchen mir jetzt an die Brust und bedeckte mein hageres, vor Hunger abgezehrtes Gesicht mit den glühendsten Küssen, dann aber umfaßte sie meine Kniee und rief: „O, Herr! mein ganzes Leben will ich dir von nun an weihen, stets fortan deine treue Dienerin sein." So

Digitized by Google

feierten wir denn unſere Verlobung, zu der die hocherfreuten Eltern gerne ihre Einwilligung gaben, und ich war zu einer Braut gekommen, ohne daß ich recht wußte wie es geſchehen war. Uebrigens liebte ich das Mädchen aufrichtig, wenn auch freilich nicht mit derſelben Gluth, wie meine erſte mir ermordete Frau, deren Andenken nie wieder ganz aus meinem Herzen gelöſcht werden konnte. Eine wohlgefällige Bräutigams-Erſcheinung gab ich aber in der That an dieſem Tage nicht ab. Meine Backe war mit einem Pflaſter wegen ihrer Verwundung bedeckt, Hunger und Elend aller Art hatten mich hart angegriffen, ein langer ungepflegter Bart hing weit auf die Bruſt herab, meine Kleidung zeigte nur zu viel Spuren eines mehrmonatlichen Krieggebrauches, mit dem einen Fuß hinkte ich noch etwas; kurz ich glich eher einem armen Lazarus, als einem Herzenseroberer; und dazu die wunderſchöne Griechin in ihrem Feſtkleide, das ſie ſogleich nach unſerer Verlobung angelegt hatte, neben mir, waren wir in der That ein äußerlich ſehr ungleiches Brautpaar. Doch das hinderte nicht, daß ein allgemeiner Jubel im ganzen Hauſe herrſchte, der Vater den beſten Wein herbeiholte und die Mutter die köſtlichſten Gerichte, die nur die einfache griechiſche Küche kennt, in geſchäftiger Haſt zum Feſtmahle bereitete.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Verheirathung. Leben im Felde. Häufige Gefechte. Mangel an größeren Erfolgen wegen der geringen Disciplin im griechischen Heere. Wiederholte Beweise von Tapferkeit meiner Frau. Lord Cochrane. Niederlage vor Athen. Tod von Karaiskaki. Gefechte unter Ypsilantis. Verlust meiner Frau durch einen Sturz in den Abgrund.

Die sorgfältige Pflege, die ich in Nauplia im Hause meines Gastfreundes und zukünftigen Schwiegervaters genoß, verbunden mit hinlänglicher Nahrung und Ruhe stellten mich sehr bald wieder her. Schon nach einigen Wochen waren meine Wunden gänzlich geheilt, meine Backen hatten Fülle und Farbe und mein Körper seine volle Kraft wieder gewonnen. So sah ich denn einem kräftigen, gesunden Bräutigam wieder ähnlich, und konnte daran denken, meine Hochzeit mit Eudoxia zu feiern. Mit wirklicher Sorgfalt und Hingebung hatte das schöne Mädchen mich während dieser ganzen Zeit gepflegt und mir ihre Liebe so aufrichtig und uneigennützig bewiesen, daß auch ich sie immer mehr und mehr von ganzem Herzen zu lieben anfing. Es war mir zwar anfänglich oft der Gedanke gekommen, daß diese Heirath mit der Griechin jetzt ein recht dummer Streich von mir sei, doch söhnte ich mich allmählig immer mehr und mehr mit diesem Schritt aus. Unsere Hochzeit, die nach griechischem Ritus vollzogen wurde, war meinem Wunsch gemäß sehr einfach, und doch füllten am Abend die vielen Verwandten und Freunde des Hauses, die Alle kamen, ihre Glückwünsche darzubringen, unsere kleinen Zimmer mehr als zur Genüge.

Digitized by Google

Nach Heirathe- und ſonſtigen Papieren wurde bei der Trauung nicht viel gefragt, einige Dukaten, die ich dem Popen vorher gab, machten dieſen ſo geſchmeidig, daß er mich gewiß ohne Weiteres zehnmal getraut hätte. Auch über den Unterſchied der Confeſſion wurde ohne alle Bedenklichkeit hinweggegangen.

Ich war aber nicht nach Griechenland gekommen, um müſſige Flitterwochen mit einer ſchönen Frau zu feiern, und die damalige Lage dieſes ſo hart geprüften Landes war in der That nicht zum ruhigen Leben daſelbſt geeignet. Ungefähr 4—5 Tage nach meiner Hochzeit faßte ich alſo den Entſchluß, auf's Neue wieder zu den Waffen zu greifen und gegen die Türken zu kämpfen. Wahre Griechen waren alle Mitglieder der Familie meines Schwiegervaters, und ſo fand man denn meinen Plan ganz natürlich. Als ich meiner Frau mittheilte, daß ich in zwei Tagen mit einem kleinen Häuflein meiner Sulioten, die ſich unterdeß in Nauplia auch ſchon von ihren Wunden und Beſchwerden ſo weit wieder erholt hatten, daß ſie für den Felddienſt kräftig genug waren, auf's Neue in den Kampf ziehen werde, ſagte dieſe: „Gewiß, ſo muß es ſein, ich würde dich ja nicht lieben können, wenn du nicht ein tapferer Krieger wärſt, bereit für die Befreiung Griechenlands zu kämpfen, und nöthigenfalls zu ſterben.“ Mit größter Aemſigkeit rüſtete ſie nun alle Sachen für den Feldzug, und beſorgte auch für ſich eine Männerkleidung. Erſtaunt frug ich ſie, wozu denn Letztere beſtimmt ſei. „Weil ich dich begleiten will, Herr und Gebieter meines Herzens; wo du biſt, da iſt auch mein Platz“, antwortete ſie mir in feſtem Tone. Umſonſt ſtellte ich ihr die vielen Gefahren und Beſchwerden des Feldzuges vor, denen ſie unterliegen würde. Die Griechin richtete ſich ſtolz empor und ſagte: „Glaubſt du, ich ſei eine Tochter der Maina — ihr Vater, der als Invalide in Nauplia lebte, war ein Mainottiſcher Offizier geweſen — und nicht an Gefahren und Entbeh-

Digitized by Google

rungen aller Art von Jugend auf gewöhnt? Mein Platz ist an deiner Seite, und wenn unser Lager nur der Felsboden, unsere Nahrung die Wurzeln und Kräuter des Feldes und das Schlachtgeheul der Türken unsere Nachtmusik sein wird." Unbeschreiblich schön war in diesem Augenblick meine Frau, als sie so in stolzer Haltung vor mir stand und kriegerisches Feuer aus ihren Augen blitzte, und voll begeisterter Liebe drückte ich sie an meine Brust. Ja, ein Volk, was solche Frauen noch besitzt, kann nie untergehen und manche andere unangenehme Eigenschaften kann man ihm schon seiner Vaterlandsliebe wegen verzeihen.

Auch die Eltern meiner Frau schienen es ganz natürlich zu finden, daß dieselbe mich in das Feldleben begleiten werde. Der Vater schenkte der Tochter beim Abschied noch einen sehr schönen leichten türkischen Säbel, und ermahnte sie, denselben stets tapfer zu führen, und ich kaufte ihr ein Paar kleine aber sehr brauchbare Terzerolen englischer Arbeit, so daß sie hinreichend bewaffnet war. Gerade um diese Zeit, als ich wieder in das Feld aufbrach, verlobte sich auch die jüngere Tochter Helene mit einem angesehenen Palikaren-Häuptling, so daß ich jetzt schon ganz verschwägert im Lande war. Daß ich übrigens bald von Seiten meiner Verwandten einige unangenehme Erfahrungen hinsichtlich ihrer Geldgier fühlen mußte, will ich lieber nicht weiter berühren. Ein abwechselndes Kriegsglück herrschte im Sommer und Herbst 1826 zwischen den beiden streitenden Partheien. Gefährlicher und schädlicher wie der äußere Feind war oft der Sache der Griechen der eigene Zank und Hader, der unter ihnen selbst herrschte. Diese beständigen Kabalen und Intriguen der griechischen Führer unter einander, dieser Ungehorsam der Mannschaft, die nur den gegebenen Befehlen folgte, so lange sie es selbst für gut fand, hat mich oft zur größten Wuth gebracht, und manchen, manchen herzhaften Soldatenfluch mir entlockt. Hätten mich auf der anderen Seite nicht

Digitized by Google

wieder die vielen guten Eigenſchaften, die ich überall fand, ausgeſöhnt, ich wäre oft in Verſuchung gerathen, den Kerlen meinen Säbel vor die Füße zu werfen und ihnen gerade heraus zu ſagen: „der Teufel möge meinetwegen für ſie fechten, ich würde es aber nicht mehr thun.“ Beſonders in Nauplia ſelbſt war der Hader und Zank endlich ſo groß, daß ſelbſt Griechen gegen Griechen fochten, und die Regierungsgewalt ſich von da fort und auf die Inſel Aegyna flüchten mußte. Mein würdiger Schwiegervater, ſo ein rechter Mainotte, konnte auch noch keine Ruh geben, obſchon ſein Körper arg genug zerhackt war, ließ ſich mit in dieſe inneren Kämpfe ein und wurde bei dieſer Gelegenheit in einem kleinen Straßengefechte 1827 erſchoſſen. Auch meine Schwiegermutter ſtarb bald darauf. Außer einem ſchönen Säbel und einigen Kleidern erhielt meine Frau weiter keine Ausſteuer noch Hinterlaſſenſchaft von ihren Eltern. Viel irdiſcher Beſitz war wohl nicht in den Händem derſelben, und das Wenige, was vorhanden war, nahm mein würdiger Schwager, der Palikaren-Häuptling mit gieriger Haſt zu ſich. Nun, ich habe es ihm ſtets von Herzen gegönnt, da er ſonſt ein tapferer Mann war. Mit meinen Sulioten, deren Zahl ungefähr 80 Mann betrug, die mir aber nur ſtets gehorchten, ſo lange es ihnen ſelbſt gefiel, ſchloß ich mich den Schaaren des Karaiskaki an, der gegen den Reſchid-Paſcha in der Gegend von Athen kämpfte. Die Stadt Athen ſelbſt, die faſt nur ein Schutthaufen genannt werden konnte, war im Auguſt 1826 von den Türken erſtürmt worden, nachdem ſich die Ueberreſte ihrer Beſatzung, die ſich unter der Anführung von Guras lange Zeit ſehr muthig vertheidigten, in die befeſtigte Burg Acropolis zurückgezogen hatten.

Ungefähr in der Mitte Auguſts wohnte ich ſelbſt unweit von Athen wieder zuerſt einem heftigen Gefechte gegen die Türken bei. Der General Fabvier mit einem Bataillon regulärer tactiſcher Truppen unterſtützte dabei die undiscipli-

Digitized by Google

nirten Schaaren des Karaiskaki mit großem Erfolg und trug wesentlich mit zur Gewinnung des Sieges bei. Das Uebergewicht, das nur einigermaßen disciplinirte Truppen besonders bei einem Kampf auf der Ebene stets haben werden, zeigte sich hier wieder so recht. Leider war aber zwischen dem General Fabvier und dem Karaiskaki nichts wie Zank, Neid und Zwietracht und Keiner wollte dem Andern gehorchen, ja nur einen guten Rath annehmen, wodurch aller Vortheil, den wir von unseren Siegen haben konnten, wieder sehr verringert wurde. Ich bin mit Vermittlungen zwischen diesen beiden Männern, von denen Jeder in seiner Art sehr tüchtig war, häufig bis zur Ungebühr gequält worden, und habe manche verdrießliche Stunde deshalb gehabt. Meiner Ansicht nach hatten Beide im Allgemeinen fast gleiche Schuld, der Grieche aber wohl noch in etwas höherem Grade, als der Franzose. Weil die Uneinigkeit dieser beiden Männer uns verhinderte, unseren ersten Sieg so zu benutzen, wie es hätte geschehen können und müssen, so gewann Redschid-Pascha Zeit, sein Heer wieder zu ordnen und Verstärkungen an sich zu ziehen, so daß er uns zwei Tage darauf bis zum Rückzug nach Eleusis nöthigte. Die Acropolis von Athen zu entsetzen, was eigentlich unser Plan war, gelang uns deßhalb nicht, und auch der tapfere Guras, der dort befehligte, fand einige Zeit darauf bei einem Ausfall, den er machte, seinen Tod.

Es begann nun ein rechtes Feldleben wieder für mich, gewürzt von einer Reihe größerer und kleinerer Gefechte, in denen bald wir, bald aber auch die Feinde glücklich waren. Meine schöne Frau war stets an meiner Seite, und ertrug mit heiterem Muthe, Gefahren und Anstrengungen aller Art, wie dieß nur eine Mainottin, die von Jugend auf nichts Anderes gewöhnt war, gut machen konnte. Ein anderes Bett, wie den Erdboden, kannten wir natürlich nicht, und obgleich wir nicht eigentlichen Hunger leiden mußten,

Digitized by Google

wie in Miſſolunghi, ſo war unſere Nahrung doch die einfachſte von der Welt. Gerſtenbrod und Schafkäſe, einige Oliven bildeten faſt beſtändig unſere einzige Nahrung, und es mußte ſchon hoch kommen, wenn meine Frau mir einmal ein Stücklein Schaf- oder Zickenfleiſch verſchaffen konnte. Ich erinnere mich noch, mit welch triumphirendem Geſichte ſie einſt mit einem jungen Zicklein herbeigetragen kam, was ſie ſich, Gott weiß, auf was für eine Art, zu verſchaffen gewußt hatte. Daſſelbe wurde auf griechiſche Weiſe unzerlegt an einem Spieße gebraten, und gab dann mit Citronenſaft gewürzt ein ſehr ſchmackhaftes Gericht. Zwei Offiziere von dem Corps des Generals Fabvier, darunter mein polniſcher Freund, die zufällig bei mir ſich befanden, waren meine Gäſte, und da wir auch noch einen Schlauch mit recht gutem griechiſchem Wein aufgetrieben hatten, ſo hielten wir unter dem funkelnden Sternenzelte ein ſehr fröhliches Mahl. Daß wir unſers großen Kaiſers Napoleon dabei in wehmüthiger Erinnerung gedachten und auf ſein Andenken tranken, verſtand ſich von ſelbſt.

Mit einer unermüdlichen Sorgfalt war übrigens meine Frau für unſere Bedürfniſſe thätig, und der beſte Burſche hätte nicht das zu leiſten vermögen, was ſie hierin täglich that. Sie wuſch unſere wenige Wäſche, flickte unſere Kleider, beſorgte unſere Küche, kurz ſie that Alles und Alles. Dabei war ſie ſtets heiter und voll natürlichen Verſtandes, wenn auch freilich ganz ohne Bildung, denn ſie konnte nur mit Mühe ihren Namen ſchreiben, und hat mit ihrem Geplauder mir manche verdrießliche Stunde verſcheucht. Gegen Gefahren und auch Mühſeligkeit aller Art war ſie ſo vollkommen abgehärtet, wie man es nur von einer wahren Soldatenfrau wünſchen konnte. Ich hatte ihr einen kleinen tüchtigen griechiſchen Klepper gekauft, auf dem ſie nach Männerſitte reitend wie eine Amazone umherſprengte. Auf ſolche Weiſe begleitete ſie mich ſtets in alle Gefechte, und that

Digitized by Google

gleiſam Adjutantendienſte in denſelben, wobei ſie oft wirklich nicht geringen Nutzen leiſtete und ſich wiederholt perſönlich der größten Gefahr ausſetzte. Freilich war ſie aber auch in anderer Weiſe eine echte Mainottin, und von zartem Mitleiden, oder gar weicher Empfindſamkeit gegen die Feinde wußte ſie nicht das Mindeſte. So hatten die Palikaren einſt einige Dutzend Türken gefangen genommen, und hauten dieſelben auf der Stelle nieder. Es blieb ihnen am Ende auch nichts Anderes übrig, denn transportiren konnten ſie ſolche unmöglich, und hätten ſie dieſelben freigelaſſen, ſo wären die Kerle freiwillig oder gezwungen, doch am nächſten Tage wieder gegen uns in den Kampf gegangen. Auch hatten wir den Tag zuvor mehrere Leichen der Unſrigen gefunden, die von eben denſelben Türken nicht allein ermordet, ſondern auch auf die ſcheußlichſte Art verſtümmelt worden waren. Während nun die Gefangenen niedergehauen wurden, und ich ſelbſt fortging, um nicht ein naher Augenzeuge von dem Gemetzel zu ſein, beſorgte meine Frau ganz ruhig in großer Nähe ihr Brodbacken, und ſchaute ſich die ganze Scene ſo kaltblütig an, wie eine deutſche Frau kaum dem Schlachten von Gänſen wird beiwohnen können. Andere Länder, andere Sitten, und ſo eine wilde Tochter der Maina iſt ganz eigenthümlich organiſirt. Auf meine Sulioten, die ſelbſt kühn und rauh, auch dieſe Eigenſchaften an dem Weibe lieben, hatte meine Eudoxia großen Einfluß. Dieſelben ehrten ſie auf alle Weiſe und gehorchten ihren Wünſchen oft mehr, wie meinen Befehlen. Auch auf dieſe Art hat ſie häufig nicht allein mir, ſondern auch der ganzen griechiſchen Sache nicht geringen Nutzen geleiſtet.

Am 18. Dezember erfochten wir unter dem Befehl von Karaiskaki bei Arachova einen glänzenden Sieg über die Türken. Es gab ein recht ordentliches Handgemenge, an dem man ſchon ſeine Freude haben konnte, und auch meine Klinge fand nicht geringe Arbeit. Einen reichgekleideten

Digitized by Google

türkiſchen Offizier ſchoß ich mit meiner Piſtole ſo in die Bruſt, daß er im Sattel hin und her ſchwankte und bald zu Boden ſtürzte. Er ritt einen ſehr ſchönen arabiſchen Hengſt, der mir gewaltig in die Augen ſtach und den ich gerne zu haben wünſchte. Das Pferd war aber durch den Schlachtenlärm ſcheu geworden, ſprengte wild ſchnaubend ohne Reiter mitten zwiſchen den Kämpfenden umher, und obſchon ich mehrmals verſuchte, es am Zügel zu ergreifen, ſo wollte mir dies doch nie gelingen. So wie meine Frau dies vergebliche Bemühen ſah, jagte ſie, unbekümmert um alle feindlichen Kugeln, auf ihrem ſchnellen Pferde mitten in die Kampfeslinie hinein, und es glückte ihrer Kühnheit und Gewandtheit, das ſcheue Roß endlich am Zügel zu erfaſſen. Mit gerechtem Stolze kam ſie mit demſelben zu uns zurück, und übergab mir den Zügel deſſelben. So hatte meine Frau mir das erſte Schlachtroß, was ich in Griechenland ritt, erbeuten helfen. Es war wirklich ein ſehr ſchöner Hengſt vom reinſten arabiſchen Blute, der bei einer glänzendſchwarzen Farbe auch nicht das mindeſte weiße Haar zeigte. Ich habe das Pferd längere Zeit im Beſitz gehabt, und es hat mir die trefflichſten Dienſte geleiſtet. Im Jahr 1828 verkaufte ich es in Morea an einen höheren Offizier der franzöſiſchen Occupationsarmee für 110 Napoleonsd'or. Als ich im Jahr 1833 aus Polen kommend einige Zeit in Paris mich aufhielt, fand ich meinen Selim, ſo hieß der Hengſt, im Cirkus von Frankoni, wo ſeine Schönheit und Gelehrigkeit allgemeinen Beifall erregte.

Eine türkiſche Kugel hatte übrigens bei dem Einfangen des Hengſtes den kleinen Klepper meiner Frau ſo verwundet, daß er für den ferneren Dienſt nicht mehr recht tanglich war, weßhalb ich ihn an demſelben Abend noch erſchoß. Unſere Sulioten hatten aber an dem Tage den Türken noch mehrere edle Pferde abgenommen, und ſo kaufte ich einen derſelben, einen ſehr ſchönen Iſabellhengſt für 40 oder 50

Digitized by Google

Dukaten ab, und ſchenkte ihn meiner Frau, die ungemein erfreut darüber war. Dieſelbe ritt dieß Pferd bis zu ihrem Tode, wobei es ſelbſt mit zu Grunde ging. Die beiden Pferde hatten ſich zuletzt ſo an uns gewöhnt, daß ſie wie die Hunde frei im Lager umherliefen, auf unſeren Ruf jedoch ſogleich angaloppirt kamen und ſich ſatteln und zäumen ließen. In dieſer Hinſicht iſt das orientaliſche Pferd das edelſte Geſchöpf auf der Welt, obgleich ich für den Kriegsdienſt in Europa ſonſt Pferde der beſſeren polniſchen Zucht im Allgemeinen vorziehe, da ſolche beſonders auch gegen die Kälte abgehärteter ſind. Uebrigens gehen die orientaliſchen Pferde auch alle ſehr gut ins Feuer hinein, weit beſſer als die engliſchen, flamländiſchen und beſonders auch norddeutſchen, unter denen ich häufig viele furchtſame und ſcheue Thiere gefunden habe. Jeder erfahrene Cavalleriſt, der viele Gefechte mitgemacht hat, weiß aber, daß gerade hierin unter den verſchiedenen Pferden ein ſehr großer Unterſchied herrſcht. Es gibt Pferde, die förmlich Vergnügen daran zu finden ſcheinen, wenn ſie in den Schlachtlärm hinein müſſen, während andere furchtſam zittern, und nur durch die Sporen vorwärts getrieben werden können, und wenn der Reiter nicht aufpaßt, auf alle Weiſe umzukehren verſuchen. Es iſt für mich ſtets ein unleidliches Gefühl geweſen, ſolche feige Pferde zu reiten, und ich habe ſie immer ſo bald wie möglich wieder zu verkaufen oder zu vertauſchen geſucht, mochten ſie auch ſonſt noch ſo viel andere Vorzüge beſitzen. In Spanien hatte ich 1836 einen ſonſt ſehr ſchönen andaluſiſchen Hengſt, der beſonders zu dieſen feigen Thieren gehörte, und im Gefechte und beim Kanonendonner ſo zitterte, daß er ganz naß davon wurde.

Nach dieſem für uns erfolgreichen Siege bei Arachova machten unſere Soldaten viele ſehr reiche Beute, denn die Türken verloren einen Theil ihres Feldgeräthes. Bei ſolchen Gelegenheiten, wenn es Beute zu machen gab, zeigten ſich

Digitized by Google

die Griechen selten von einer gerade sehr vortheilhaften Seite. Wie gierige Raben stürzten sie sich über Alles her, das Plündern dünkte ihnen das Wichtigste zu sein, die Verfolgung des geschlagenen Feindes aber nur reine Nebensache. Aller Gehorsam hörte für die nächste Zeit auf, jeder wollte nur so viel Beute wie möglich erhaschen, alles Uebrige war ihm ganz gleichgültig. Gerade diese schlechten Eigenschaften machten auch, daß die Griechen fast nie einen Sieg so nachhaltig benutzten, wie es sonst oft hätte geschehen können. Wenn die geschlagenen Feinde sich nur dazu entschlossen, ihr Gepäck preiszugeben, und es nur tüchtig etwas zu plündern gab, konnten sie so ziemlich sicher sein, daß man ihren Rückzug weiter nicht allzusehr belästigte. Manch heftigen Zorn habe ich wegen dieser schlechten Eigenschaft unserer Schaaren empfunden, und meinen Unmuth in vielen Flüchen in allen möglichen Sprachen der Welt Luft gemacht; doch was half dieß, ich mußte mich wohl fügen, denn hätte ich mit Gewalt einschreiten wollen, so wäre bei der geringen Disciplin, die unter den Sulioten und gar den Mainotten herrschte, das Uebel noch viel schlimmer geworden.

Nach dem Siege bei Arachova errangen wir in den letzten Tagen des Jahres 1826 noch mehrfache Erfolge und schlugen unsere Feinde wiederholt bei Orten, deren Namen mir schon wieder entfallen sind. Bei einer solchen Gelegenheit wäre ich fast erschossen worden, denn eine türkische Kugel traf mich gerade auf die Brust. Glücklicherweise trug ich Haare von meiner ersten Frau, die in ein dickes goldenes Medaillon gefaßt waren, an einer Schnur um den Hals, und die Kugel schlug an dieß Medaillon, so daß ich nur einen starken Preller, aber sonst weiter keine Wunde bekam. Ich hatte übrigens doch mehrere Tage sehr heftige Schmerzen an dieser Stelle und ein blauer Fleck blieb lange daselbst sichtbar.

Nicht so gut ging es uns im Anfang des Jahres 1827, denn da die Feinde bedeutende Verstärkungen erhalten hatten,

Digitized by Google

ſo wurden wir wieder zurückgedrängt. Der Mangel eines einheitlichen Operationsplanes, der durch die ganze griechiſche Kriegsführung ging, machte ſich gerade wieder jetzt recht fühlbar. Jeder größere Heerführer, dem es geglückt war, einige tauſend Mann auf längere oder kürzere Zeit zuſammen zu vereinigen, operirte damit nach Luſt und Belieben ganz auf eigene Fauſt herum, unbekümmert um die Befehle, welche er von der Central-Regierung in Nauplia oder ſpäter in Aegina erhielt. Deßhalb war in allen dieſen Kriegszügen auch nicht der mindeſte Plan und manche einzelne Häuptlinge, unter denen ſich beſonders auch der bekannte Kolokotroni, nicht rühmlich auszeichnete, ſchienen wirklich den Krieg oft nur zu führen, um möglichſt viel Beute dabei zu machen. Es war nur ein Glück für die Griechen, daß die meiſten türkiſchen Paſcha's, die gegen ſie fochten, als die erbärmlichſten Heerführer der Welt ſich zeigten, die des Nachts in ihren Harems herumlotterten und am Tag dann völlig unfähig zu jeder ernſthaften Anſtrengung waren. Gerade die Erbärmlichkeit ihrer Gegner hat den Griechen den Sieg ungemein erleichtert, und hätte ihnen ein tüchtiger Feldherr gegenüber geſtanden, nimmermehr wäre, trotz aller noch ſo heldenmüthigen Aufopferung der Einzelnen, die Unabhängigkeit von ihnen erkämpft worden. Die ſtrengſte Disciplin iſt ſtets die Seele der Kriegsführung, und wo dieſe fehlt, will alles Andere nicht viel bedeuten. Solche Disciplin muß aber durch das ganze Heer gehen, und der Oberanführer den gleichen Gehorſam bei ſeinen Untergeneralen, wie der Hauptmann bei ſeinen Leuten finden. Bei den Griechen war aber weder das Eine noch das Andere der Fall, und darum ging die Sache häufig herzlich ſchlecht, und ein ordentlicher Soldat mußte ſich über die ganze liederliche Wirthſchaft die Galle an den Hals ärgern. Nur wenn die Gefahr am größten war, wie z. B. bei Miſſolunghi, konnte etwas Ordnung und Zuſammenhalt geführt werden; war

Digitized by Google

dieſe wieder vorbei, ſo trieb gleich wieder die alte Unordnung ihr Spiel.

Eine große Freude gewährte es mir im Jahr 1827 auch noch, daß ich manche alte bewährte Kampfgenoſſen aus den ſüdamerikaniſchen Kriegen wieder fand. Der Lord Cochranne, der früher den Südamerikanern gedient, hatte jetzt den Oberbefehl über die ganze griechiſche Flotte erhalten und mehrere Seeoffiziere und Steuerleute mitgebracht, mit denen ich 1816 zuſammengefochten. Auch auf der ſchönen Fregatte Hellas, welche den Griechen aus Nordamerika geſchenkt war, befanden ſich einzelne frühere Kampfgenoſſen von mir. Nichts bindet aber die Menſchen ſo feſt zuſammen, als die Erinnerung an gemeinſam überſtandene Gefahren und Strapazen. Man kann Monate lang in der Friedensgarniſon miteinander leben, und wird nicht ſo genau gegenſeitig bekannt, als oft in einigen Wochen, ja ſelbſt Tagen im Feldlager, beſonders wenn es dort recht arg zugegangen iſt. Ich habe wenigſtens dieſe Erfahrung ſtets an mir gemacht, daß gerade die Genoſſen meiner gefährlichſten und blutigſten Kämpfe mir ſehr häufig die liebſten Freunde wurden. Auch Menſchen, die mir ſonſt ganz gleichgültig waren, erhielten Werth für mich, wenn ich einmal eine recht gefährliche Expedition mit ihnen zuſammen durchgemacht hatte, und ich freute mich immer aufrichtig, wenn der Zufall uns in ſpäteren Zeiten wieder zuſammen führte. So macht es mir jetzt in Algerien ſtets eine wahre Freude, wenn ich irgend einen alten Soldaten, mit dem ich einmal zuſammen ſo eine recht tüchtige Gefahr überſtanden habe, wieder antreffe.

Gar viele Gefechte hatten wir auch 1827 unter dem Befehle des Karaiskaki, der unbedingt Einer der tüchtigſten griechiſchen Führer war, wieder mit den Türken. So ſchlugen wir am 18. Februar bei Duklia in Livadien den Omer-Paſcha recht ordentlich. Die Türken wehrten ſich mit verzweifeltem Muthe, aber unſere Palikaren und Sulioten foch-

Digitized by Google

ten theilweiſe doch noch beſſer. Meine Frau, die an dieſem wilden Leben im Felde ſtets größeres Wohlgefallen fand, kämpfte auf ihrem Iſabellenhengſt, den ſie wie der beſte Reiter zu tummeln verſtand, recht wacker mit. Ich hatte ihr in müßigen Stunden Fechtunterricht gegeben und ihr beſonders auch die beſſeren Regeln beim Stoßen beigebracht und eine ſehr gelehrige und geſchickte Schülerin dabei gefunden. Wiederholt ward ich Augenzeuge, daß ſie bei kleineren Gefechten ihre erlangte Geſchicklichkeit auch praktiſch anzuwenden verſtand. So ſah ich, daß ſie einſt bei einem kleinen Reitergefechte einen wüthenden Kampf mit einem türkiſchen Spahis-Offizier beſtand. Gerne wollte ich ihr zu Hülfe eilen, aber zwei andere Spahis drangen ſo lebhaft auf mich ein und machten mir ſelbſt ſo viel zu ſchaffen, daß ich nur mit äußerſter Kraftanſtrengung und durch blitzſchnelles Herumtummeln meines Hengſtes dieſelben mir vom Leibe halten konnte. Schon gab ich meine Frau verloren, denn der Türke ſchien ſeinen Säbel ſehr geſchickt zu führen und kämpfte mit äußerſter Wuth. Meine Eudoxia, dieſe ächte Tochter der Maina, erbangte aber nicht, wußte mit großer Kaltblütigkeit alle Vortheile zu benützen, und ſo glückte es ihr endlich, ihrem Gegner die linke Seite abzugewinnen. So wie dies geſchehen, war der Sieg auf ihrer Seite, denn mit einer Geſchicklichkeit, wie ſie der beſte Huſar nicht größer hätte beſitzen können, gab ſie nun dem Türken einen ſo ſcharfen Hieb in das Geſicht, daß er ſogleich im Sattel zu ſchwanken anfing und bald den Säbel fallen ließ. Er erhielt nun von meiner Frau noch den Gnadenſtoß, der ihn vollends tödtete, ſo daß ſie ſich ſeines Pferdes, was übrigens ziemlich werthlos war, auch noch bemächtigen konnte. Am Abend nach beendigtem Kampfe huldigten unſere Griechen der muthigen Frau auf alle Weiſe, und dichteten ihr zu Ehren mehrere feſtliche Geſänge. Selbſt Karaiskaki, der von dieſem Kampfe gehört hatte, kam am anderen Tage zu ihr und brachte ſeine Glückwünſche dar.

Digitized by Google

Alle dieſe für uns ſtets glücklichen Gefechte verfehlten aber ihren Hauptzweck, nämlich die Acropolis zu entſetzen, denn der nöthige Zuſammenhang fehlte gewöhnlich bei denſelben. Jetzt ward aber gegen Ende April, im Verein mit der griechiſchen Flotte, die unter Lord Cochranne vor dem Piräus lag, ein allgemeiner Angriff vorbereitet, während die Beſatzung der Acropolis ſelbſt unter dem Oberſt Gordon einen Ausfall machen ſollte. Unendliche Mühe koſtete es, bis man alle dieſe vielen Köpfe nur einigermaßen zur Annahme eines feſten Planes bewogen hatte, und als es zur Ausführung deſſelben kam, fehlte es wieder da und dort, und das Ganze ging lange nicht ſo, wie es hätte gehen ſollen und bei einer energiſchen Oberleitung gegangen wäre. Zwei Tage hieben wir uns mit den Türken herum und unſere Schiffe eröffneten eine heftige Kanonade auf die feindlichen Schanzen am Ufer, allein es wollte uns nicht gelingen, den Omer-Paſcha, der einer der wenigen tüchtigen türkiſchen Befehlshaber war, ſo zu ſchlagen, daß er die Belagerung der Acropolis aufgeben mußte. Es glückte jedoch der Beſatzung derſelben, die während unſeres Kampfes einen kühnen Ausfall machte, ſich eines Vorrathes von Lebensmitteln zu bemächtigen, ſo daß ſie dadurch in den Stand geſetzt ward, die Belagerung noch längere Zeit zu ertragen.

Am Abend des zweiten Kampftages, wo ich zufällig gute Beute an Lebensmitteln gemacht hatte, lud ich meine alten Freunde unter den Seeoffizieren zu einem feſtlichen Mahle ein, bei dem ſelbſt Lord Cochranne auf einige Stunden erſchien. Wir hatten ſehr guten Hammelsbraten und noch beſſeren Cyperwein und ſchmausten und tranken mit dem beſten Appetit und der fröhlichen Heiterkeit, die Soldaten nach einem im Ganzen ſiegreich beſtandenen Kampfe ſtets beſitzen werden. Gar manche alte Erinnerungen früherer Zeiten wurden jetzt wieder erweckt, und unter dem griechiſchen Himmel ſprachen wir von den wilden kriegeriſchen Abenteuern, die wir einſt

Digitized by Google

im fernen Südamerika gemeinſchaftlich beſtanden hatten. Meine Eudoxia, die an dem heutigen Abend auf meine Bitten ihre Frauenkleidung wieder angelegt hatte, ſah wirklich ſehr reizend in derſelben aus, und machte mit liebenswürdiger Ungezwungenheit die Wirthin, ſo daß ſie meinen Gäſten allgemein gefiel und ich vielfach um den Beſitz einer ſo ſchönen und liebenswürdigen Frau beneidet ward. Man hätte es auch dieſem jugendfriſchen und ſehr graciöſen Weibe wahrlich nicht anſehen können, daß ſchon wiederholt bewaffnete Feinde von ſeiner Hand gefallen waren.

Am 4. Mai erlitten wir im Angeſichte von Athen eine ſehr empfindliche Niederlage durch die Türken, denen beſonders hier ihre Ueberlegenheit an Reiterei ungemein zu Statten kam. Unſer Oberanführer Karaiskaki war ſeit einigen Tagen ſchon am Fieber erkrankt geweſen, und da ſeine Energie noch am Meiſten dazu beigetragen hatte, wenigſtens einige Ordnung unter unſeren wilden Schaaren zu erhalten, ſo riß ſogleich bei ſeinem Erkranken Unordnung über Unordnung ein, und jeder einzelne „Capitani“ that ſo ziemlich, was ihm beliebte. Gerade dadurch allein war es möglich geworden, daß der türkiſche Feldherr die bedeutenden Verſtärkungen, mit denen er uns überfiel, an ſich ziehen konnte. So wie Karaiskaki die erſte Nachricht von dem beginnenden Kampfe erhielt, ſprang er, obgleich vom Fieber ſehr geſchwächt, ſogleich vom Krankenlager auf und ſtürmte an der Spitze ſeiner ihm perſönlich ſehr ergebenen Palikaren mitten in das Schlachtgetümmel hinein. Mit wahrem Löwenmuthe hat er ſich noch herumgehauen und mehrere Türken ſind von ſeiner Hand gefallen, bis er zuletzt ſelbſt die Todeswunde erhielt. Sein Tod war ſeiner ganzen bisherigen Heldenlaufbahn würdig. Die wenigen Gelder, die er beſaß, denn er war ausnahmsweiſe ſtets ſehr uneigennützig geweſen, vermachte er ſeinen Palikaren, während ſein einziger Sohn, der ihn in den Kampf begleitet hatte, nur des Vaters Säbel als

Digitized by Google

Erbtheil erhielt. „Möge das Blut, mit dem er gefärbt iſt, deinen Muth entflammen, daß du ſtets für des Vaterlandes Befreiung kämpfeſt"; ſo ſoll der ſterbende Führer zuletzt noch mit ſeinem Sohne geſprochen haben. Der Tod von Georgios Karaiskaki war ein großer Verluſt für ganz Griechenland, denn er war nicht allein einer der muthigſten und geſchickteſten, ſondern entſchieden auch uneigennützigſten und wahrhaft patriotiſch-geſinnteſten Führer. Ich ſelbſt verlor einen großen Gönner und Beſchützer in dieſem Manne, der mir wiederholt ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hat und deſſen Andenken ich ſtets in Ehren halten werde. Ich habe ſpäter einmal gehört, es wäre dem Helden an der Stelle, wo er gefallen, auf öffentliche Koſten ein Denkmal errichtet worden. Wenn dies begründet iſt, ſo hat Griechenland hiermit nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt.

Unſer Verluſt, den wir an dieſem unglücklichen Tage erlitten, war verhältnißmäßig ſehr bedeutend und betrug nahe an 2000 Mann. Hätten die Türken uns übrigens mit einiger Energie verfolgt, was glücklicher Weiſe nicht geſchah, ſo wäre der Vortheil auf ihrer Seite noch viel größer geweſen. Ich ſelbſt war an dem Tage wiederholt im heftigſten Handgemenge thätig, und hatte auch eine leichte Verwundung an der Bruſt durch einen mich ſtreifenden Säbelhieb erhalten. In größerer Gefahr ſchwebte aber meine Frau, die trotz meines Verbotes, von ihrer Kampfesluſt angetrieben, ſich in das wildeſte Getümmel geſtürzt hatte. Mehrere Albaneſen hatten ſie ſchon umringt, der Eine ihr den Säbel aus der Hand geſchlagen, wobei ſie ſelbſt eine Wunde am Arm erhalten, ein Anderer aber ſchon ihren Hengſt am Zügel ergriffen, um ihn fortzuführen. So wie ich die große Gefahr meiner Frau bemerkte, kam ich aber wie der Sturmwind angeſauſt und ihr zur Hülfe. Mein edler Hengſt war ein Roß, welches ſelbſt am Kampfe Vergnügen zu finden ſchien, und es bedurfte kaum des Sporns, um ihn recht in das Handge-

Digitized by Google

menge hinein zu treiben. Hoch bäumte er sich auf und stieß den einen Albanesen mit den Vorderfüßen so zusammen, daß derselbe für die nächste Zeit gewiß genug daran hatte, während mein Pallasch dem Andern seinen glattgeschorenen Schädel, von dem der Turban schon abgefallen war, bis auf den Nasenknochen herunter zerspaltete. So bekam Eudoxia vorläufig Luft und konnte ihr Pferd zur Flucht wenden, während mein Pallasch ihr die etwa Nachsetzenden schon vom Leibe zu halten wußte. Wie ein wüthender Teufel hieb mein Hengst dabei mit den Hinter- und Vorderfüßen um sich und half mir so sehr das Andrängen der zu Fuß kämpfenden Albanesen abzuwehren. Uebrigens erhielt das edle Thier dabei einen tüchtigen Hieb an dem Halse, so daß eine lange Narbe stets davon sichtbar blieb, die von den langen Mähnen überwallt wurde. Als ich ihn endlich auch zur Flucht umriß, schlug er zuletzt noch mächtig mit seinen beiden Hinterfüßen hinten aus, daß die Getroffenen gewiß arge Verletzungen davon getragen haben werden. So ein tüchtiges Pferd ist eine große Hülfe für den Reiter im Gefecht und gar nicht genug zu schätzen.

Da wir die Acropolis nun nicht entsetzt hatten, so vermochte sich die Besatzung derselben auf die Länge nicht zu halten. Durch Vermittlung des französischen Generals Rigny erhielt sie von den Türken eine sehr ehrenvolle Kapitulation und zog damit ab, so daß jetzt auch die Burg von Athen in den Besitz derselben kam.

Nach dem Tode des Generals Karaiskaki kam ich mit meiner Schaar, die wohl jetzt an 120 Streiter betragen mochte, zu dem Heerhaufen, den der bekannte Ypsilanti befehligte. Wiederholte größere und kleinere Gefechte gab es nun noch den ganzen Sommer und Herbst des Jahres 1827, in denen bald wir, bald aber auch wieder die Türken Sieger blieben. So erstürmten wir zuletzt auch, nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde, eine Stadt, deren Namen mir wieder entfallen

Digitized by Google

iſt, in der wir reiche Beute aller Art fanden. Beſonders an ſehr ſchönen Pferden machten unſere Leute einen guten Fang, und da ſie dieſelben doch nicht benutzen konnten, ſo waren edle Roſſe in unſerem Lager nicht theuer zu kaufen. Ich ſelbſt erſtand zwei arabiſche Hengſte zuſammen um 200 Dukaten, und es glückte mir, dieſelben ſicher nach Nauplia zu ſenden, wo der Graf Capodiſtria, der bald darauf zum Präſidenten von Griechenland erwählt wurde, ſie mir um mehr als das Doppelte wieder abkaufte. Auf ſolche Weiſe mußte ich mir Geld zu verdienen ſuchen, wenn ich mein kleines Vermögen nicht zuſetzen wollte, da ich niemals die geringſte Gage erhalten habe. An meiner Frau hatte ich dabei übrigens einen trefflichen Beiſtand, da ſie ungemein wirthſchaftlich war, wie es übrigens faſt alle Griechinnen ſind. Ein ſehr günſtiges Ereigniß war in dieſem Jahr auch noch für uns die bekannte Seeſchlacht bei Navarino, wo den Türken der größte Theil ihrer Flotte zerſtört wurde. Allgemeiner Jubel herrſchte bei den Truppen, als wir dieſe Nachricht empfingen, und ſelbſt die ſonſt ſo mäßigen Griechen feierten dieß Ereigniß durch ein feſtliches Mahl ſo gut, wie wir es im Felde haben konnten. Wäre jetzt nur einige Einigkeit unter den griechiſchen Heerführern geweſen, man hätte ſicherlich den ganzen Krieg ſchon im Winter von 1827 auf 1828 ſiegreich beenden können. Aber ärger, wie je, war jetzt Haß und Zank und Neid überall, und ſo konnte natürlich nichts von der Stelle gehen, und die Sachen blieben im Allgemeinen, wie ſie waren. Was half es nun den einzelnen Schaaren auch, wenn ſie in den kleineren Gefechten die Türken trotz ihrer Uebermacht oft tüchtig ſchlugen und manche Feinde dabei zuſammenhieben, im Ganzen wurde dadurch doch nichts geändert. Um dieſe Zeit hatte ich auch eine Meuterei unter meinen eigenen Leuten zu bekämpfen, obgleich dieſelben mir ſonſt ſehr treu und ergeben waren. Ich entdeckte aber den Haupträdelsführer, einen Candioten, der, ich weiß nicht mehr

Digitized by Google

wie, unter meinen Haufen gekommen war, und ſchoß demſelben noch zur rechten Zeit eine Kugel durch den Kopf, ſo daß er auf der Stelle zuſammenſtürzte. Die mir treu ergebenen Soldaten ſchaarten ſich nun ſogleich um mich, und da die Meuterer ſahen, daß ſie in der Minderheit waren, warfen ſie ſogleich ihre Waffen weg und baten um Gnade. Ungefähr ein Dutzend der frechſten Burſchen entwaffnete ich nun ganz und jagte ſie dann zum Teufel, den Uebrigen verzieh ich und nahm ſie wieder unter meine Schaar auf. Bei allen ſolchen Fällen iſt rückſichtsloſe Energie ſtets das beſte Mittel, und da ich wußte, daß die Mehrzahl der Sulioten, und beſonders Alle, die ſchon mit mir in Miſſolunghi geweſen und mich dort zu ihrem Führer gewählt hatten, mir auf alle Fälle beiſtehen würden, ſo konnte ich dieſelbe rückſichtsloſer ausüben.

Im Frühling 1828 hatte ich den Schmerz, meine Frau verlieren zu müſſen. Wir hatten ein ziemlich heftiges Gefecht den ganzen Tag hindurch mit einer ſtarken türkiſchen Streifſchaar gehabt, und wie dieß bei derartigen Gelegenheiten bei undisciplinirten Truppen faſt ſtets zu gehen pflegt, waren wir Alle ſehr auseinander gekommen. Es fing ſchon ſtark zu dämmern an, als die Hauptmenge der Türken endlich ſich zum Rückzug in die Gebirge entſchloß, und dabei von meinen Sulioten noch ziemlich heftig verfolgt wurden. Meine Frau, die in ihrem Eifer ſich auf ihren Iſabellhengſt geſetzt hatte, um an der Verfolgung Theil nehmen zu können, wollte mit dem Pferde auch auf die engen und ſteilen Gebirgspfade reiten, und mit die Erſte von uns ſein. Vergebens warnte ich ſie noch vor der Unvorſichtigkeit, dieß zu thun, ſie aber rief mir lachend zu, in der Maina habe ſie in ihrer Kindheit ſchon auf ganz anderen Wegen geritten, und es ſei nicht die mindeſte Gefahr vorhanden, da ihr Pferd ſicher gehe und ſie es ſchon zu regieren verſtehe. So galoppirte ſie an mir vorbei, da ich einigen Sulioten noch

Digitized by Google

die nöthigen Befehle gab. Kaum 50 Schritte mochte sie so auf einem engen Pfade, der von der einen Seite von einer Felswand, von der anderen aber durch einen tiefen Abgrund eingefaßt war, fortgeritten sein, so hörte ich das Hülfgeschrei eines alten Soldaten, der sich am Bügel haltend, meine Frau fast immer im Gefechte zu Fuß begleitete. Erschreckt springe ich vom Pferde und laufe auf den Alten zu, um ihn nach dem Grund seines Gerufes zu fragen. „Dort ist die Kapitana mit ihrem Pferde hinabgestürzt", rief er mir schon aus der Entfernung zu, und zeigt mit dem Arm auf den tiefen Abgrund, der schon ganz in nächtliches Dunkel gehüllt war. Das Pferd meiner Frau war, wie wir am anderen Tage genauer erforschen konnten, auf ein schon lockeres Felsstück getreten, dieß hatte sich von der Schwere desselben gelöst und war mit Roß und Reiterin in den tiefen Schlund hinabgestürzt. Daß hier keine Rettung mehr möglich war und meine Frau furchtbar zerschmettert sein mußte, wurde mir auf der Stelle klar. Wir stellten nun natürlich alle Verfolgung der Feinde sogleich ein, und die Sulioten, die meine Eudoxia alle sehr hoch geschätzt hatten, versäumten kein Mittel, um uns von ihrer Lage wenigstens Nachricht zu verschaffen. Ganze Reisigbündel, die in der Eile zusammengebunden waren, wurden nun angezündet und in die Schlucht hinabgeworfen, um bei dem Schein ihrer Flammen wo möglich eine Spur von Roß und Reiterin zu entdecken; allein vergeblich, nichts konnten wir mit unseren spähenden Augen finden. Ebenso wenig Erfolg hatte es, daß wir in der Eile Raketen und Schwärmer machten und solche angezündet hinunter warfen; nichts ließ sich weder hören noch sehen. Daß meine Frau schon völlig todt sein müsse, war mir jetzt klar, denn sie trug eine geladene Doppelterzerole in ihrer Brusttasche, und hätte bei ihrer großen Geistesgegenwart gewiß damit einen Schuß gethan, wenn nur noch eine Spur von Leben bei ihr vorhan-

Digitized by Google

den geweſen. So ward mir in meinem Schmerze wenigſtens der Troſt, daß ſie nicht lange gelitten, ſondern gleich den Tod gefunden hatte. Es blieb uns nun nichts Anderes übrig, als den Tag zu erwarten, um dann mit vermehrter Anſtrengung unſere Bemühungen weiter fortzuſetzen, da bei der tiefen Dunkelheit, die jetzt herrſchte, dieß unmöglich war. Kaum war am anderen Morgen die Sonne aufgegangen, ſo wagten es die geübteſten Bergſteiger unter meinen Soldaten mit eigener Lebensgefahr, an einigen Stellen des Abgrundes, wo dies möglich war, hinabzuklettern. Als Signal, daß die Leiche meiner Frau gefunden war, ſollte ein Piſtolenſchuß dienen, war bei dieſer aber noch eine Spur von Leben, zwei Schüſſe fallen. Wohl 3 — 4 Stunden, die ich in der größten Spannung verbrachte, vergingen, da ertönte der eine verhängnißvolle Schuß, der mir verkündete, daß ich nun ſchon zum zweitenmal im Leben ein Wittwer geworden war. Jetzt galt es, wo möglich den Leichnam der Zerſchmetterten heraufzubringen, um demſelben ein ehrliches Begräbniß zu geben.

Während ich nun unſere Vorpoſten ausſtellte, damit die Feinde uns nicht bei unſerem traurigen Geſchäft überfallen ſollten, ſuchten die Gewandteſten meiner Sulioten den todten Körper aus dem tiefen Abgrund, in dem er lag, heraufzubringen. Nur griechiſcher Gewandtheit in ſolchen Dingen konnte dieß nach fünfſtündiger Anſtrengung, bei der die Arbeitenden häufig in der allergrößten Lebensgefahr ſchwebten, gelingen. Eine faſt formloſe Maſſe war es, die endlich an den Rand des Abgrundes ankam, ſo ſehr hatte der ſchreckliche Sturz Alles zerquetſcht und zerſchunden. Von der vor wenigen Stunden noch ſo ſchönen, in voller Jugendfriſche prangenden Frau war auch keine Spur mehr zu erkennen. Es war ein ſehr ſchmerzlicher Anblick für mich, und ſelbſt meine rohen, verwilderten Krieger waren gerührt davon, denn ſie Alle hatten ihre ſchöne und muthige Kapitana hoch verehrt.

Digitized by Google

Am Fuße des Felſens, von dem herab meine Frau ihren Tod gefunden hatte, gruben wir ihr ſogleich noch ein tiefes Grab. Da kein Sarg in der Eile zu haben war, ſo wickelten wir den zerriſſenen Körper in große Platanen-Blätter, die in Griechenland von ſeltener Größe ſind, und übergaben ihn ſo dem Schooße der Erde. Ein großer Felsblock, den kaum 30 Männer zu regieren vermochten, wurde dann von uns über das Grab gewälzt. Nachdem noch eine dreimalige Salve aus allen unſeren Gewehren den kriegeriſchen Verdienſten der Geſtorbenen die letzte Ehre bezeugt hatte, brachen wir ſchnell aus dieſer für mich ſo traurigen Gegend auf, neue Gefechte mit den Türken zu ſuchen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Austritt aus griechiſchen Dienſten. Duell mit einem ruſſiſchen Oberſten. Franzöſiſche Truppen in Griechenland. Reiſe nach Aegypten. Audienz bei Mehmed-Ali. Reiſe in das Innere des Landes, zum Ankaufen edler Pferde. Nachricht von der Juli-Revolution im Jahr 1830.

Der Verluſt meiner zweiten Frau, die ich wirklich aufrichtig lieb gehabt hatte, war mir ſehr ſchmerzlich, wenn ich auch der Wahrheit gemäß geſtehen muß, daß ich jetzt nicht gleich tiefe Trauer empfand, als damals, wo mir meine Maria von den Indianern ermordet ward. Es mochte wohl mit daher kommen, daß ich während meiner ganzen zweiten Ehe nie auch einen Tag ein ruhiges häusliches Glück genoß, ſondern ſtets im Felde war, wohin Eudoxia mir ja folgte. Ich glaube, wir haben während dieſer ganzen faſt zweijährigen Zeit nicht 40 Nächte ruhig in einem ordentlichen Hauſe geſchlafen, ſondern faſt immer in Hütten, Zelten, alten zerſtörten Gebäuden und größtentheils unter freiem Himmel. So lernte ich an Eudoxia's Seite die wahren Segnungen einer Ehe, nämlich die Häuslichkeit und Behaglichkeit gar nicht kennen, und ich glaube auch, daß der feurige kriegeriſche Geiſt dieſer Frau kaum dafür ſich geeignet hätte. Wer weiß, ob ich mich im Frieden an ihrer Seite ſo glücklich gefühlt hätte, wie ich dieß im Kriege wirklich war. Uebrigens hatte ich auch jetzt nur wenig Zeit, um mich ungeſtört der Trauer über ihren Verluſt hingeben zu können, denn ſchon in den nächſten Tagen hatten wir wiederholt mehrere heftige Ge-

Digitized by Google

fechte mit türkiſchen Streifſchaaren. So lange ich aber eine Anführerſtelle bekleidete, war es heilige Pflicht, meine ganze geiſtige und körperliche Kraft und all mein Sinnen und Denken derſelben zu widmen, und mich durch nichts und ſelbſt den tiefſten Schmerz nicht darin ſtören zu laſſen. So nur konnte ich das Vertrauen meiner Leute, was ich unbedingt forderte, auch verdienen, und wie ein braver Offizier handeln. Dieß ſtets zu ſein, habe ich mich aber in allen Lagen meines Lebens möglichſt beſtrebt, denn nicht umſonſt hatte unſer großer Kaiſer Napoleon mich ſelbſt zum Offizier gemacht, und mir ſein Ehrenlegionskreuz gegeben.

Ein größeres und auch für unſere Sache ſiegreiches Gefecht hatten wir noch im Spätherbſt 1828 bei Petra unter dem Befehle von Ypſilanti. Tüchtig ſchlugen wir uns an dem Tage noch mit den Türken herum, und auch ich ſelbſt beſtand einen heftigen Kampf mit einem feindlichen Offizier. Derſelbe führte eine ſehr gewandte Klinge, die er mir blitzſchnell um den Kopf ſauſen ließ, ſo daß ich nur mit Mühe ſtets pariren konnte, und das obere Stück des rothen griechiſchen „Fez", den ich trug, mir ſammt der blauen Seidenquaſte daran weggehauen wurde. Mein ruhiges, kunſtmäßiges Stoßen trug aber endlich doch den Sieg über die rohe Naturkraft meines Gegners davon, und ich gab demſelben zuletzt einen Stoß in die Bruſt, ſo daß er ſchwer verwundet aus dem Sattel ſtürzte. Dies war die letzte feindliche Begegnung, die ich mit einem Türken hatte. Die Verhältniſſe des Krieges in dieſem Lande waren jetzt der Art geworden, daß ſie mir immer mehr und mehr zuwider wurden, und ich mich ſehnte, aus demſelben heraus zu kommen. Seit der Schlacht von Navarino, und beſonders mehr noch, ſeit Rußland ſich der griechiſchen Sache annahm und von den anderen größeren europäiſchen Mächten dabei unterſtützt wurde, war der Widerſtand des Sultans in ſeiner Hauptkraft gebrochen, und es unſchwer voraus zu ſehen, daß er die Unab-

Digitized by Google

hängigkeit der Griechen werde anerkennen müſſen. Fremde Hülfe war jetzt nicht mehr nöthig, und die, was Dankbarkeit anbetrifft, überaus vergeßlichen Griechen, ſuchten ſich nunmehr ſchon der Philhellenen eben ſo raſch wieder zu entledigen, wie ſie ſolche in den früheren Jahren, als es ihnen recht ſchlecht ging, dringend herbeigewünſcht hatten. Dieſer Undank, obgleich ich perſönlich weiter nicht davon berührt wurde, denn ich hatte ja nie das Mindeſte für mich verlangt, empörte mich, und machte mich abgeneigt, mein Blut noch ferner viel für dieſen Kampf zu verſpritzen. Dabei war ſogleich, wo der äußere Feind nur ſo eben beſiegt war, Zank und Haß, der ſelbſt in offene Feindſeligkeiten überging, unter den einzelnen Heerführern ſtärker wie je, und mochte ich wollen oder nicht, unwillkürlich mußte ich ſelbſt an dieſem mir verächtlichen Partheigetriebe mit Antheil nehmen. Ich habe mich zwar ſtets nach beſten Kräften von allen dieſen inneren, offenen wie heimlichen Feindſeligkeiten fern zu halten geſucht, wurde aber jetzt, da ich einmal unter des Ypſilantis Befehl gegen die Türken focht, auch zu deſſen Partheigängern gezählt. Obgleich ich nun die Verdienſte dieſes Mannes gegen ſein Vaterland ſtets bereitwillig anerkannt habe, ſo fiel es mir doch nicht im Mindeſten ein, ſonſt ſeine Parthei ergreifen zu wollen. Ich hatte für Griechenland gekämpft, um es von dem Joche der Türken mit befreien zu helfen, im Uebrigen war es mir ſehr gleichgiltig, wer ferner dort herrſchen würde. Beſonders nach dem Tode meiner Frau war ich feſt entſchloſſen, das Land, an das mich jetzt nichts mehr feſſelte, für immer zu verlaſſen, ſobald der Hauptkampf dort beendet ſein würde. Dieſer Krieg drohte aber jetzt, wo die große Gefahr beſeitigt war, allmählig immer mehr den Charakter von bloßen Raubzügen anzunehmen. Wo man Türken überfallen konnte, um ihnen Beute abzunehmen, da war man gleich von allen Seiten raſch dabei, im Uebrigen kümmerte man ſich aber nicht viel mehr um den Feind. Um aber

Digitized by Google

blos größere oder kleinere Raubzüge noch zu befehligen, war ich wahrlich nicht hieher gekommen.

So kündigte ich denn Ende 1828 meiner Schaar, die zuletzt auch nur noch an 50—60 Köpfe stark sein mochte, an, daß ich den Oberbefehl über sie niederlegen würde; ob sie ferner noch beisammen bleiben und sich einen neuen Führer wählen, oder jetzt, wo der Kampf eigentlich beendet war, ruhig nach Hause gehen wollten, überließ ich dem freien Willen der Einzelnen. Mein aufrichtiger Rath war aber für das Letztere, da die regulären Truppen der Regierung vollkommen für den noch etwaigen Kampf gegen die Türken ausreichten, und alle diese vielen unregelmäßigen Schaaren dem Lande weit größeren Schaden als Nutzen brachten. Die Besseren unter den Sulioten folgten meinem Rathe, gingen in ihre Heimath und vertauschten das Schwert mit einer Hacke, ein paar Dutzend aber, denen es besonders um das Rauben zu thun war, traten zu anderen Schaaren über.

Im Anfang des Jahres 1829 ging ich allein nach Nauplia, um die zwei edlen Rosse, die ich noch besaß, dort zu verkaufen, und dann das Land wieder zu verlassen, nachdem ich drei und ein halbes Jahr fast unausgesetzt für dasselbe gekämpft hatte. Wohin ich mich nunmehr wenden wollte, war ich noch nicht fest entschlossen, doch schwebte bisweilen der Gedanke mir vor, wieder nach Central-Amerika zurückzukehren und dort in der Einsamkeit aufs Neue wieder eine Hacienda anzulegen. In Nauplia, wo nichts als Hader und Zank war, traf ich meinen würdigen Schwager, den Mainotten-Häuptling. Derselbe befand sich bei diesen inneren Kämpfen ganz vortrefflich, da er dabei recht im Trüben zu fischen hoffen durfte, und ihm Alles, was Gesetz und Autorität hieß, in der Seele verhaßt war. Da er wußte, daß ich von der Kriegskunst wohl etwas verstand und kein ganz schlechter Soldat war, so machte er mir den Vorschlag, mit ihm in die Maina zu gehen. Er wolle mir daselbst

Digitized by Google

seine jüngere 13jährige Schwester, die sehr schön sein sollte, zur Frau und einen festen Thurm zur Wohnung geben, und wir könnten dann gemeinschaftlich unsere Kriegs- oder richtiger wohl Raubzüge, sei es nun gegen Türken oder auch nach Umständen gegen die Regierungstruppen, ausführen. Sacre dieu, das wäre für mich eine gar verlockende Aussicht gewesen, so für mein übriges Leben ein Räuberchef in der Maina zu werden. Ich glaube, der Kaiser Napoleon hätte sich noch im Grabe herumgedreht, daß er einem solchen Kerl sein Ehrenlegionskreuz jemals gegeben. Daß ich also dieß gütige Anerbieten meines würdigen Schwagers ohne Weiteres zurückwies, verstand sich von selbst, worüber dieser sich nicht genug verwundern konnte. Später habe ich einmal in Algier von einem ehemaligen Philhellenen gehört, derselbe sei 1832 oder 1833 bei einem Aufstand in der Maina von den Truppen des Königs Otto erschossen worden, ein Ende, was er gewiß reichlich verdient hat.

Eine große Freude gewährte es mir hier in Nauplia, den schon erwähnten früheren Offizier, der zuletzt unter dem Korps Fabvier gefochten hatte, wieder zu finden. Er war jetzt entlassen worden, und erhielt statt seiner gerechten Gage-Ansprüche nur leere Worte, ein Schicksal, was er dazumal mit den meisten Philhellenen theilte, so daß er in Dürftigkeit leben mußte. Ich besaß ja noch ein kleines Vermögen aus Südamerika, was sicher in einem Marseiller Handlungshause angelegt war, und so konnte ich ihn doch unterstützen. Wir beschlossen nun, vorerst uns nicht wieder zu trennen, sondern alle ferneren Ereignisse, die uns das Leben bringen würde, gemeinsam und ausdauernd zu tragen. Dieß haben wir denn auch getreulich gehalten, bis meinen alten Kameraden auf dem Schlachtfelde bei Ostrolenka eine russische Kugel auf der Stelle tödtete.

Es verzögerte sich der günstige Verkauf meiner beiden Pferde noch einige Zeit, da ich wohl Käufer finden, aber

Digitized by Google

nicht gleich Geld erhalten konnte, und so blieb ich denn noch einige Monate länger in Griechenland, wie ich sonst ursprünglich beabsichtigt hatte. Ein ziemlich ernsthaftes Duell mußte ich um diese Zeit noch mit einem höheren russischen Stabsoffizier bestehen. Derselbe hatte sich in meiner Gegenwart in einem Kaffeehause in Nauplia sehr ungünstig über die fremden Offiziere, die in Griechenland gekämpft, ausgesprochen, und gesagt, dieselben seien nichts als gewissenlose Abenteurer und habgierige Glücksjäger. Ich ging nun sogleich auf den Russen zu, und forderte ihn in einem sehr bestimmten Tone auf, diese gänzlich unbegründeten Worte auf der Stelle zurückzunehmen, da ich selbst die Ehre hätte, ein fremder Offizier zu sein, der für die Unabhängigkeit Griechenlands gefochten habe. Ein sehr erstauntes Gesicht machte anfänglich bei diesen Worten der Russe, daß ich seine in russischer Sprache mit einem vornehmen fremden Civilisten geführte Unterhaltung verstanden hatte. Ich war eben an dem Tage von einem kleinen Ritt in das Innere zurückgekommen, und trug daher meine alte Hydriotische Kleidung, die ich stets im Felde gebraucht hatte, und die nur zu viele Spuren des Feldlagers aufwies, so daß sie sehr unscheinbar aussah. Der russische Offizier behandelte mich in ungemein hochmüthiger Weise, und sagte, ich solle mich auf der Stelle fortpacken, und ihn nicht weiter belästigen, denn er habe nicht Lust, sich mit einem ihm persönlich ganz unbekannten Menschen herumzustreiten. Sacre dieu, da war er aber bei mir an den rechten Mann gekommen. „Schon oft hätte ich russischen Offizieren mit dem Säbel in der Hand gegenüber zu stehen das Vergnügen gehabt, und immer tapfere Männer in ihnen kennen gelernt, er schiene aber der erste Feigling zu sein, der die russische Uniform entehre", antwortete ich ihm im höchsten Zorn, nahm dabei seinen Federhut, der auf einem Tische lag, und warf ihm solchen vor die Füße. In voller Wuth zog jetzt der so von mir Geschmähte seinen

Digitized by Google

Degen, und wollte mich mit demſelben niederhauen, ich aber ſprang raſch nach meinem Pallaſch, den ich in eine Ecke geſtellt hatte, um mich mit demſelben zu vertheidigen. Faſt wäre es jetzt in dem Kaffeehauſe ſogleich zu einer blutigen Rauferei gekommen, wobei der Ruſſe ſicherlich unterlegen hätte, da mein langer, ſchwerer Pallaſch eine viel beſſere Waffe war, als ſein kleiner, leichter Paradedegen, wenn ſich nicht alle Anweſenden und darunter mehrere Griechen, die mich perſönlich kannten, dazwiſchen geworfen hätten; auch die Polizei kam dazu, und wir mußten uns trennen, ohne unſeren Streit auf der Stelle ausgemacht zu haben. Am anderen Morgen ſchickte mir der Ruſſe, der ſich wohl unterdeß nach meinem Stand erkundigt haben mochte, einen anderen ruſſiſchen Seeoffizier, um mich zu fordern, wie ich dieß natürlich auch nicht anders erwartet hatte. Ich ging nun aus, um nur einen Secundanten zu ſuchen, da das Duell noch an demſelben Nachmittag ſtattfinden ſollte, und mein polniſcher Kamerad auf einige Tage verreiſt war. Als ich ſo in Nauplia umhergehe, und darüber nachdenke, daß ich am Ende doch einen Griechen zum Secundanten mir erwählen müſſe, obgleich ich eigentlich nicht viel darnach frug, begegne ich einem franzöſiſchen Marine-Offizier von der Flotte des Admirals Rigny, der ebenfalls das kaiſerliche Ehrenlegions-Kreuz auf der Bruſt trug. So wie der Franzoſe mein Ehrenlegionskreuz, was ich jetzt angemacht hatte, erblickte, kam er ſogleich auf mich zu und begrüßte mich als einen alten Kameraden, da wir ja Beide das gleiche Ehrenzeichen trügen. Ich ſprach noch ein Weiteres mit ihm, ſagte ihm, wer ich ſei, und wollte mich alsdann von ihm verabſchieden, indem ich ihm mittheilte, daß ich mir einen Secundanten für ein Duell mit einem ruſſiſchen Offizier, der mich arg beleidigt habe, ſuchen müſſe. Mit einer echt franzöſiſchen Höflichkeit bat mich mein neuer Freund nun, ob ich ihm nicht die Ehre geſtatten wolle, mir zu ſecundiren, da es ja eine ganz na-

Digitized by Google

türliche Sache sei, daß er mir in allen solchen Ehrensachen auf das Entschiedenste beistehen werde. So wurde denn dieser mir sonst ganz unbekannte Seeofficier mein Secundant, und noch an demselben Nachmittag schoß ich mich mit dem Russen, der übrigens, wie ich zu seiner Ehre sagen muß, sehr tüchtig im Feuer stand. Ich schoß ihm meine Kugel in die Hüfte und er traf mich leicht in den rechten Oberarm, so daß ich denselben an 14 Tage in der Binde tragen mußte. Ich glaube, ich habe bei diesem ganzen Duell mit meinem Gegner, der, wie ich jetzt erfuhr, ein russischer Fürst war, nicht 10 Worte gesprochen, ihn auch nie wieder später zu sehen bekommen. Meinen liebenswürdigen französischen Secundanten sah ich übrigens noch häufig in späteren Jahren wieder. Er befehligte zuletzt eine sehr schöne Fregatte in unserer französischen Marine, und ich habe einst eine Ueberfahrt von Toulon nach Algier mit ihm gemacht, wo wir dann sehr vergnügt mit einander waren. Jetzt soll derselbe gestorben sein.

Mein Duell mit dem Obersten soll übrigens den Präsidenten Capodistria, der ja selbst früher in russischen Diensten gestanden hatte, sehr erzürnt und er deßhalb einen besonderen Haß auf mich geworfen haben. Da ich von diesem Manne nicht das Geringste zu haben wünschte, so war es mir im Grunde vollkommen gleichgiltig, ob er Haß oder Freundschaft gegen mich hegte. Wahrscheinlich hätte ich sonst wohl den eben neu gegründeten griechischen Erlöserorden bekommen, was jetzt nicht geschah. Darum zu bitten, wo man mir denselben wohl nicht gut hätte verweigern können, da ich sehr günstige Zeugnisse von Noto-Bozzaris, Zavellas, Karaiskaki und Ypsilanti über meine der griechischen Sache geleisteten Dienste besaß, war ich viel zu stolz, und so bin ich denn ohne Orden wieder abgereist, was auch weiter kein Unglück für mich war. So eine Ordensbettelei ist mir das Erbärmlichste, was ein Soldat in meinen Augen nur thun kann.

Digitized by Google

Zu jener Zeit ſtand unter dem Befehl des Generals Maiſon eine ſtarke franzöſiſche Beſatzung in Griechenland, und es war natürlich, daß ich häufig mit derſelben zuſammen kam, obgleich ich ſpezielle frühere Bekannte nicht darunter hatte. Die wenige Sympathie, ja ſelbſt auch offenbare Abneigung, welche alle franzöſiſchen Soldaten und Unteroffiziere, ja im Geheimen auch ſelbſt die meiſten Offiziere, obgleich dieſe natürlich zurückhaltender in ihren Mittheilungen hierin waren, für ihre Bourboniſchen Herrſcher trugen, fiel mir ſehr auf. Ganz offen ſprachen die Soldaten und beſonders die alten Grognards, die noch unter des Kaiſers Fahnen gedient hatten, es aus, daß es eine Schande für franzöſiſches Militair ſei, einem Könige zu dienen, der noch nicht einmal feindliches Pulver gerochen habe. Auch der Ludwigsorden, den der neue Herrſcher verlieh, ſtand bei ihnen in ſehr geringem Anſehen, und ſie ſpotteten ziemlich offen über denſelben. Ganz anders war es aber mit dem Ehrenlegionskreuz des Kaiſers Napoleon, und an mir iſt damals nie ein franzöſiſcher Soldat vorüber gegangen, der mich nicht ſehr ehrerbietig grüßte, ſobald ich dieſe Dekoration trug. Wenn auch die eigentliche Disciplin im Dienſte bei den franzöſiſchen Truppen ſtets außerordentlich ſtrenge iſt, und ſie ſich als tüchtige Soldaten derſelben willig fügen, ſo läßt ſich der Geiſt der Einzelnen doch nicht nach Vorſchrift zügeln, und ſie werden trotz aller Subordination hundert ſolche Mittel und Wege finden, ihre Stimmung ziemlich deutlich auszuſprechen. So geſchah es auch jetzt wieder hinſichtlich der Bourbon's und derjenigen Offiziere, die als beſondere Schützlinge derſelben bei den Soldaten galten. Einen ſehr ſchweren Stand hatten dieſe ihren Untergebenen gegenüber, und nicht ſelten arteten die Spötteleien in ſo grobe Exzeſſe aus, daß ſie nothgedrungen beſtraft werden mußten. Daß die Bourboniſche Herrſchaft an einem ſo geſinnten Heer keine feſte Stütze haben, daſſelbe nicht ſehr begeiſtert für ſie kämpfen

Digitized by Google

würde, besonders einem inneren Feind gegenüber, konnte man an diesen nach Griechland detaschirten Truppen schon damals recht deutlich merken. Ueberhaupt ist es meine feste Ansicht, daß das französische Heer nie mehr und unter keiner Bedingung auf die Länge für einen Herrscher große Sympathien haben wird, wenn es von demselben nicht erst einigemal so recht in das feindliche Feuer geführt worden ist. Der französische Sodat muß seinen König oder Kaiser erst recht tüchtig in der Schlacht gesehen haben, und wissen, daß derselbe auch große persönliche Energie besitzt, wenn er für denselben Interessen hegen und freudig in den Kampf gehen soll. Sowohl die Bourbons, wie auch jetzt wieder Louis Philipp wären entschieden nicht von dem Volke verjagt worden, wenn sie es nur einigermaßen verstanden hätten, das Heer für sich geneigt zu machen. Seit ich 1829 die französischen Truppen in Griechenland gesehen und die Stimmung derselben vorher kennen gelernt hatte, wunderte ich mich keinen Augenblick, als ich erfuhr, daß Charles X. im Juli 1830 aus Paris hatte flüchten müssen. Hätten die Bourbons die Napoleonischen Erinnerungen im Heere nicht auf alle Weise herabzuwürdigen gesucht, was ihnen doch nun und nimmermehr gelingen konnte, herrschten sie wahrscheinlich noch in Frankreich. Gar Manches könnte ich aus meinen eigenen Erfahrungen wie aus den Mittheilungen meiner alten Kameraden, die damals noch im Heere dienten, zur Bestätigung dieser meiner Behauptung hier noch anführen.

Bei den Officieren des französischen Occupationsheeres lernte ich 1829 auch einen alten kaiserlichen Capitain kennen, der aus Aegypten und Syrien zurückkam. Er diente dort dem Mehemed-Ali als Ingenieur, und hatte demselben verschiedene militairische und andere Bauten geleitet, da er unter unserem Kaiser Napoleon zu dem Genie-Corps gehörte. Jetzt war er nach Griechenland gekommen, um seinen Sohn, der als junger Lieutenant bei den französischen Truppen da-

Digitized by Google

ſelbſt ſtand, nach vieljähriger Trennung auf einige Monate zu beſuchen und dann wieder nach Aegypten oder Syrien zurückzukehren, um dort im Inneren des Landes weitere Bauten zu leiten. Wie es nun oft ſo im Leben zu gehen pflegt, ſo faßten dieſer Genie-Capitain und ich bald beſonderes Wohlgefallen zu einander, und wir verkehrten daher täglich ſehr viel zuſammen. Anfänglich mehr im Scherz, dann aber allmählig immer ernſthafter gemeint, forderte er mich auf, ihn bei ſeiner Rückkehr dahin zu begleiten. Ich brauche ja daſelbſt nicht in die Militairdienſte des Vice-Königs zu treten, denn dieß lehnte ich ſehr beſtimmt ab, da ich ja hier in Griechenland mit aufrichtiger Erbitterung gegen deſſen Truppen gekämpft hatte, und jetzt nicht gleich wieder unter denſelben dienen wollte, ſondern könne mir auf andere Art eine Exiſtenz dort gründen. Beſonders ſchlug er mir vor, mich auf den Pferdehandel zu legen, und edle Pferde aus dem Innern von Arabien zu holen, die ich dann mit großem Vortheil wieder nach Europa verkaufen könne. Ich lachte zwar anfänglich über dieſen Plan, fand aber, je mehr ich darüber nachdachte, denſelben gar nicht ſo abenteuerlich, wie er mir anfänglich erſchienen war. Auf edle Pferde verſtand ich mich gut, an die Strapazen, die ſolche Reiſen in das Innere erfordern, war ich mehr als zur Genüge gewöhnt, und ſo konnte ich, wenn ich ein ſolches Geſchäft einmal zur Probe verſuchte, wenigſtens nicht viel dabei verlieren. Mein Plan, nach Central-Amerika zu gehen, blieb mir doch noch, und wenn es mir in Aegypten nicht viel gefiel, ſo konnte ich mich ja in Alexandrien ſehr leicht wieder nach New-York einſchiffen. Einen ſehr lebhaften Fürſprecher, der wirklich zuletzt mit den Ausſchlag gab, fand dieſer Plan, vorläufig nach Aegypten, anſtatt nach Amerika zu reiſen, in meinem alten polniſchen Kameraden. Ich hatte demſelben natürlich angeboten, mich nach letzterem Lande zu begleiten, und dort mit mir auf einer Hacienda zu wohnen, und da

Digitized by Google

er eben nichts Beſſeres anzufangen wußte, ſo willigte er auch hierin ein, denn in Griechenland mochte er ebenſo wenig, wie ich, längere Zeit verweilen. So recht im Innern ſeines Herzens hatte der alte Burſche zu ſolch einem Einſiedlerleben in Central-Amerika aber keine ſonderliche Neigung. Er hoffte immer, daß es bald in Europa wieder losgehen und er für die Befreiung ſeines geliebten Polens dann noch tüchtig wieder kämpfen könne. Bis aber die Nachricht von ſolchen Ereigniſſen in eine amerikaniſche Wildniß gelangte, und er aus dieſer wieder nach Europa zurückgekehrt war, konnte — denn eine Dampfſchiffs-Verbindung gab es damals noch nicht, — ſehr leicht eine ſo geraume Zeit vergehen, daß er zum Kämpfen zu ſpät ankam. Da war Aegypten denn doch näher und ihm daher viel gelegener. Von dieſem alten Freund mich trennen und allein in die Einſamkeit einer Hacienda zurückkehren, wollte ich aber unter keiner Bedingung, und ſo gab ich denn ſeinem Zureden nach, und entſchloß mich vorläufig auch für Aegypten zur großen Freude meiner beiden Gefährten.

Meine beiden arabiſchen Roſſe hatte ich jetzt nach Wunſch verkauft, wobei mir der Abſchied von dem edlen Hengſt, der mich in den drei letzten Jahren ſo treu in allen Gefechten, in denen ich zu Pferde kämpfen konnte, getragen hatte, wirklich ſehr wehe that, und ſo band mich denn nichts mehr in Griechenland. Im Juli 1829 ſchiffte ich mich in Begleitung des Genie-Capitains und meines alten Polen in Nauplia auf einer engliſchen Handelsbrigg nach Alexandria ein.

Vor 4 Jahren faſt zur ſelben Zeit hatte ich am gleichen Platze zuerſt den griechiſchen Boden betreten. Ein ereignißvoller Abſchnitt meines Lebens war hiemit wieder beendet und noch wußte ich nicht, was mir die Zukunft auf's Neue bringen würde. Als braver Soldat hatte ich hier ſtets meine Pflicht gethan, manchen tüchtigen Schwerthieb dem Feind gegeben und ſelbſt einige Wunden wieder dafür eingetauſcht und viele, viele Strapazen und Beſchwerden der größten Art

Digitized by Google

ertragen. Das Glück der Liebe hatte mir auch hier auf's Neue gelächelt, damit ich es bald auf immer wieder auch hier verlieren sollte. Ohne Lohn irgend einer Art, ganz so reich als ich gekommen war und nur mit dem Bewußtsein meiner treu erfüllten Pflicht, verließ ich jetzt dieß Land wieder.

Mit solchen Gefühlen sah ich die griechischen Küsten immer mehr und mehr vor meinen Blicken sich entfernen, bis sie zuletzt noch als ein schmaler, blauer Saum, den nur mein scharfes Auge vom Meere unterscheiden konnte, in der purpurnen Abendbeleuchtung schimmerten. Nun, ich war noch damals ein kräftiger, trotz all meinen vielen Wunden körperlich auch ferngesund und durch und durch ein abgehärteter Mann, in dem schönen Alter von 36 — 37 Jahren, und so konnte ich denn mit Entschiedenheit, wie sie für einen Soldaten paßt, dem entgegengehen, was mir das Schicksal ferner bringen würde.

Unsere Ueberfahrt nach Alexandrien war wie fast alle meine Seereisen gewesen sind, sehr glücklich, und bald betrat ich dort den Boden eines neuen Welttheiles. Daß es uns in Alexandrien übrigens sonderlich gefiel, kann ich nicht behaupten und ich war daher nicht sehr betrübt, als wir nach einigen Tagen es schon wieder verließen, um uns nach Cairo zu begeben. Der Vice-König Mehmed-Ali war dort, und mein Freund, der Genie-Capitain, der so schon eigentlich über seinen Urlaub ausgeblieben war, mußte eilen, sich wieder bei seinen Gebietern zu melden. Die Absicht, irgendwie in ägyptische Dienste zu treten, wenn ich sie wirklich je gehabt hätte, schwand übrigens bald, als ich in Cairo die elende Wirthschaft, die hier herrschte, näher kennen lernte, und auch meinem polnischen Freund gefiel es nicht allzugut hier. Von einer Reise nach Arabien, um dort edle Pferde zu kaufen, war aber, wenn das Glück günstig war, namhafter Vortheil zu gewinnen, und nachdem ich 2 Monate in Cairo gelebt hatte und in dieser Zeit fleißig arabisch gelernt, be-

Digitized by Google

ſchloß ich, in Begleitung des Polen die Fahrt dahin anzutreten. Um aber die nöthige Erlaubniß und erforderlichen Falls auch Unterſtützung der Regierung für dieſe Reiſe zu haben, war es ſehr gut, wenn wir dem Mehmed-Ali perſönlich vorgeſtellt wurden. Mein Freund, der Genie-Capitain, und noch einige andere Franzoſen im Dienſt deſſelben, mit denen wir näher bekannt geworden waren, vermittelten mir dieſe Audienz, denn mein polniſcher Gefährte war grade damals an einer alten, wiederaufgebrochenen Wunde erkrankt, und konnte ſo nicht daran theilnehmen. Der Vice-König obgleich er ſehr gut wußte, daß ich mehrere Jahre in Griechenland gegen ſeine Truppen gefochten und ihm wohl manchen Mann zuſammengehauen hatte, empfing mich mit großer Höflichkeit. Er berührte die griechiſchen Kriege mit keinem Wort, hingegen gab ihm mein Ehrenlegions-Kreuz Veranlaſſung, lange mit mir über den Kaiſer Napoleon zu ſprechen, für deſſen Kriegskunſt er große Begeiſterung zu haben ſchien. Er erzählte mir noch mehrere Anecdoten aus dem Feldzug, den Napoleon ja auch in Aegypten gemacht hatte, wo Mehmed-Ali als Mamelucken-Officier gegen ihn kämpfte. Auch über den Zuſtand ſeiner ägyptiſchen Cavallerie wollte derſelbe ein offenes Urtheil von mir haben, was ich ihm denn auch gab. Dabei warnte ich ihn, ſeine Cavalleriſten nicht zu ſehr europäiſiren zu wollen, und beſonders den Leuten nicht ihr orientaliſches Sattel- und Zaumzeug und ihre bequeme Kleidung, an die ſie von Jugend auf gewöhnt ſind, zu nehmen. Er ſolle ſeine Reiterei nur etwas mehr an geſchloſſenes Reiten im Gliede zu gewöhnen ſuchen, ſonſt ſie aber ganz ſo laſſen wie ſie ſei, war mein Rath der dem Vice-König auch zu gefallen ſchien. Derſelbe bot mir nun eine gute Stelle in ſeinem Heere an, doch lehnte ich dieß vorläufig unter dem Vorwande ab, daß ich fürchte, das heiße Klima auf die Länge nicht gut ertragen zu können, und ſagte, daß wenn ich aus Arabien zurückkomme, ich mich erſt be-

Digitized by Google

ſtimmt darüber erklären könne. Die Erlaubniß zu dieſer Reiſe in das Innere des Landes gab mir der Vice-König in ſehr gnädigen Ausdrücken und fügte hinzu, daß er den Befehl ergehen laſſen werde, mir auf alle mögliche Weiſe bei meinem Vorhaben behülflich zu ſein. Wohl an 2 Stunden dauerte dieſe Unterredung mit Mehmed-Ali und der mich begleitende Dolmetſcher ſagte mir nachher, daß ſehr ſelten ein Fremder ſo lange mit dem Vice-König geſprochen habe. Das Geſicht deſſelben hatte einen ſehr entſchloſſenen und dabei geiſtig bedeutenden Ausdruck, doch lag faſt nichts Offenes und Gewinnendes, vielmehr etwas Falſches und Zweideutiges in demſelben. Ein perſönlich ungemein bedeutender Mann war Mehmed-Ali gewiß und dieß konnte man ſchon in einer einzigen Unterhaltung mit ihm erkennen, in ſeine Dienſte hätte ich aber nicht gerne treten mögen. Ich glaube auch, alle Europäer, die bei ihm dienten, mit Ausnahme von 2 oder 3, darunter der frühere franzöſiſche Officier Selves, der als Renegat den Namen Soliman-Bey angenommen hatte, fühlten ſich nicht allzubehaglich unter ihm, und hätten gern ihre ſonſt ſehr gut bezahlten Stellen aufgegeben, wenn ſie nur ein anderes Unterkommen gefunden.

Im November 1829 trat ich nun in Begleitung meines wiederhergeſtellten polniſchen Kameraden meine Reiſe in das Innere von Arabien an, um dort edle Pferde zu kaufen. Wir hatten zwei der Landesſprache vollkommen mächtige Bediente aus Cairo bei uns und waren auch ſonſt für dieſe Reiſe auf alle Weiſe gut ausgerüſtet. Der Vice-König den ich zufällig noch einmal ſprach, hatte die Güte gehabt, mir einen Ferman mitzugeben, der allen Unterbefehlshabern auf das Strengſte gebot, mir bei meiner Reiſe auf alle immer mögliche Weiſe behülflich zu ſein. Ein junger reicher Italiener, der in wiſſenſchaftlichen Zwecken reiste, hatte uns erſucht mit ſeinem Diener und einem Sekretair ſich uns anſchließen zu dürfen, was wir gern zugeſtanden, da es ein angenehmer

Digitized by Google

Reiſegefährte war. Unſere Reiſe, die faſt durch ganz Arabien ging, war im Ganzen eine glückliche zu nennen. An die Strapazen einer ſolchen Fahrt, an beſtändiges Bivouaciren im Freien, ſchlechte Nahrungsmittel, trübes Waſſer, Hitze, Ungeziefer und ähnliches Derartiges, was unſeren jungen Italiener oft zu ſehr komiſchen Klageausbrüchen veranlaßte, waren der Pole und ich ſchon ſo gewöhnt, daß wir nicht im Mindeſten mehr darauf achteten. Wenn ich mein ganzes Leben vom 17ten Jahr an zuſammenrechne, habe ich überhaupt wohl mehr Nächte auf dem Erdboden als in einem Bette geſchlafen. Nur das Reiten auf Kameelen gefiel mir nicht ſonderlich und obgleich ich mich ſpäter mehr daran gewöhnte, habe ich doch immer einen Widerwillen dagegen behalten, den ich auch hier in Algier niemals ablegte. Sechszehn Stunden ununterbrochen auf meinem Pferde zu reiten ermüdete mich lange nicht ſo, als wie ein Ritt von nur ſechs Stunden auf dem beſten Reit-Dromedar. Nützliche Thiere ſind dieſe Kameele gewiß, und für die orientaliſchen Verhältniſſe ſehr geeignet, für mich ſind und bleiben es aber ſtets ungemein widerliche Geſchöpfe, mit denen ich nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben mag. Auch weitere, irgend wie bedeutende Abenteuer hatten wir nicht auf dieſen Kreuz- und Querzügen in Arabien. Einmal machten 10 — 12 ſchmutzige Beduinen zwar Miene, als hätten ſie wohl Neigung uns zu plündern, oder wenigſtens einen Tribut abzupreſſen. Die Schurken mochten wohl glauben, ſie hätten friedliche Kaufleute und nicht alte vielverſuchte Officiere vor ſich. Als der Pole und ich aber ſehr ruhig unſere Piſtolen ſpannten und unſere langen Pallaſche in der Scheide lockerten, unſere anderen Gefährten ſich auch zum Kampfe rüſteten und ich mit einem tüchtigen arabiſchen Fluch, den ich ſchon gelernt hatte, den Kerlen zurief, ſich auf der Stelle fortzupacken, wenn ſie nicht einige Kugeln durch ihre ſchuftigen Köpfe gejagt haben wollten, da fanden ſie es denn doch gerathen, ſich ohne

Digitized by Google

Weiteres wieder von dannen zu trollen. Sie mochten wohl gemerkt haben, daß es hier Piſtolenſchüſſe und Schwerthiebe ſtatt Piaſter geben würde, und dieß ihnen nicht gefallen. Wenn ihn nicht religiöſer Fanatismus entflammt, wo er dann freilich oft ein ſehr gefährlicher Gegner iſt, oder er aus dem Hinterhalte unverſehens einen Feind überfallen kann, wird der Orientale ſelten ein recht muthiger Kämpfer ſein; dieſe Erfahrung habe ich jetzt auch wieder in Algerien, wo ich mich ſchon 13 Jahre mit ihnen herumbalgen muß, ſchon unzähligemal gemacht. Uebrigens wurden wir auf dieſer Reiſe oft mit der uneigennützigſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen und ich habe manche Araber kennen gelernt, die ich wegen der Einfachheit ihrer Sitten und ihrer vielen ſonſtigen guten Eigenſchaften weit höher ſchätze, als manche noch ſo vornehme und gebildete Europäer. Was nun den eigentlichen Zweck meiner Reiſe, nämlich edle Pferde im Inneren des Landes einzukaufen, anbetraf, ſo war ich im Ganzen nicht unglücklich damit. Obgleich die Sache nicht leicht iſt, und edle Roſſe auch im Inneren von Arabien hohen Werth haben, ſo glückte es meinen angeſtrengten Bemühungen doch, 5 junge Stuten und 3 Hengſte, die faſt alle von großer Schönheit und edlem Blute waren, einzukaufen. Ein ſchönes einjähriges Hengſtfüllen, das wohl das beſte Pferd von allen geworden wäre, ſtarb mir leider auf der Reiſe.

Ende Juni 1830 kam ich mit dieſen Pferden auch glücklich in Cairo an, und da ich dort dieſelben nicht ſo, wie ich wollte, verkaufen konnte, ſo ging ich damit nach Alexandrien. Hier verkaufte ich denn ſämmtliche Pferde an einen Agenten oder Stallmeiſter irgend eines deutſchen Fürſten, der ſich ein Geſtüt arabiſcher Zucht anlegen wollte, zu einem ganz annehmbaren Preiſe. Ich erhielt ſo viel mehr über den Einkaufspreis, daß alle Reiſekoſten reichlich gedeckt wurden und mein polniſcher Kamerad und ich auf dieſe Weiſe faſt ein Jahr gelebt hatten, ohne daß mein kleines Kapital ver-

Digitized by Google

mindert worden wäre. Konnte ich auch hiemit für den Anfang recht wohl zufrieden sein, so hatte ich doch nicht Lust, eine zweite Reise wieder zu unternehmen. Es war zu viel Risiko bei dem Einkauf und dem Transport der Pferde, und man konnte leichter empfindlichen Schaden erleiden, als bedeutenden Vortheil gewinnen. Alle die vielen Strapazen zu ertragen und mein kleines Vermögen zu wagen, um blos den einfachen Lebensunterhalt damit zu verdienen, dünkte mir kein annehmbares Geschäft für die Länge zu sein. Auch ekelte mich das nothwendige Dingen und Handeln sowohl beim Einkauf wie auch beim Verkauf der Pferde an, da ich nun einmal gar kein kaufmänniſches Blut in meinen Adern habe, und zum Handelsmann ganz und gar verdorben bin. Was übrigens die Anlegung orientaliſcher Gestüte im nördlichen Europa anbelangt, so thut man, meiner Ansicht nach, Unrecht hierin. Das edle orientaliſche Pferd kann zwar reine Gebirgskälte, nicht aber feuchte, nebelige Luft auf die Länge ertragen, und wird stets degeneriren, sobald es derselben fortwährend ausgesetzt ist. Auch scheint mir das nordeuropäiſche Futter, und besonders das Heu nicht dieselben Bestandtheile, an welche die Pferde nun einmal gewöhnt sind, zu haben, wie die Gerste und Gräser und Kräuter die im Orient wachsen. Ich habe mehrere orientaliſche Rosse, die ich früher selbst geritten, später in Paris bei guter Pflege wiedergesehen, und gefunden, daß sie nicht mehr eine gleich feurige Kraft wie ehedem besaßen.

Während ich mich noch einige Wochen in Alexandrien aufhielt und Pläne für die Zukunft machte, wobei die Niederlassung in Central-Amerika nimmer mehr wieder hervortrat, denn in ägyptiſche Dienste mochte ich nicht treten, kam plötzlich mein polniſcher Freund eines Abends fast athemlos in mein Zimmer gestürzt. „Hurrah, eine freudige Botschaft“, rief er mir zu, der ich wirklich im Anfang glaubte, der Alte sei von Sinnen geworden. Ein Schiff hatte nämlich die

Digitized by Google

Nachricht von der Juli-Revolution in Paris, und der Flucht aller Bourbons aus Frankreich, nach Alexandrien gebracht. Das war freilich eine sehr erfreuliche Nachricht für uns ehemalige Napoleonische Officiere, denn das Schicksal unseres Kaisers war dadurch doch etwas gerächt, und auch uns schienen günstigere Aussichten für die Zukunft jetzt zu winken. Wir beschlossen natürlich nun unsere Pläne für Central-Amerika aufzugeben, hingegen das erste segelfertige Schiff, was nach Frankreich oder Italien bestimmt war, zu besteigen. Leider vergingen noch an 3 Wochen, bis ein Schiff aus Alexandrien nach Marseille abging, denn die Nachricht von der Juli-Revolution hatte zuerst eine Art Handelsstockung hervorgebracht, und diese Zeit war uns, die wir uns vor Ungeduld verzehrten, unerträglich lang.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Ankunft in Paris. Begeisterung in der französischen Armee für den polnischen Unabhängigkeitskampf. Einschiffung über London nach Danzig. Ankunft in Warschau. Zustände daselbst. Audienz beim General Clopicki. Anstellung als Escadrons-Chef in einem Uhlanen-Regiment. Militärische Verhältnisse. Ausmarsch gegen die russischen Truppen.

Es war eine lange Ueberfahrt, die wir machen mußten, und bei unserer Ungeduld, möglichst bald nach Frankreich zu kommen, dünkte uns dieselbe doppelt langweilig zu sein. Endlich nach fast 4 Wochen, denn wir hatten einige Zeit, um eine nothwendige Reparatur zu beschaffen, in Malta anlegen müssen, konnten wir Ende September 1830 in Marseille an das Land steigen. Das erste, worauf unsere Augen fielen, als wir die französische Küste erblickten, war überall die dreifarbige Fahne. Mit lautem Jubel begrüßten wir dieselben, denn es waren doch die gleichen Farben, unter denen wir unter unsers Kaisers Napoleons Befehl so häufig gegen den Feind losgestürmt hatten.

Auch überhaupt wehte jetzt im Herbst 1830 eine ganz andere Luft in Frankreich, als im Herbst 1815, und besonders für die früheren Napoleonischen Officiere schien endlich wieder eine bessere Periode kommen zu wollen. In Marseille hielt ich mich nicht länger auf, als um einige Verfügungen wegen meines kleinen Vermögens zu treffen, dann eilte ich möglichst schnell nach Paris. Es hieß, das Heer solle sehr vermehrt und auf den Kriegsfuß gesetzt werden, und wenn dieß geschah, hoffte ich, in meinen alten

Digitized by Google

Napoleoniſchen Grad bei der Cavallerie wieder eintreten zu können. Mit der Vermehrung der Reiterei war es aber lange nicht ſo ſtark, wie man anfänglich geglaubt hatte, und da viele frühere Napoleoniſche Officiere ſich jetzt wieder auf's Neue um Anſtellungen bewarben, ſo fehlte es bald an paſſenden Stellen für dieſelben. Man nahm mich in Paris auf dem Kriegsminiſterium zwar ſehr artig auf, verſprach, meine Anſprüche zu prüfen, ſagte, ich ſolle fortan um Wartegeld einkommen, was ich ohne Zweifel erhalten würde, aber angeſtellt ward ich vorderhand noch nicht. Wenn man in Paris beim Kriegsminiſterium nicht beſondere Protectionen hat, geht Alles da einen verzweifelt langſamen Gang oder man kommt auch zu gar nichts. Endlich erhielt ich den Beſcheid, bei der Cavallerie könne man mich nicht als Capitain anſtellen, da vorläufig keine Stellen dort frei wären, wenn ich aber bei den neu errichteten Train-Schwadronen eintreten wolle, ſo ſolle ich dort meinem Grade nach placirt werden. Wollte ich dies aber nicht, und ich lehnte es ſogleich mündlich mit einem tüchtigen Fluch ab, ſo möge ich darum einkommen, die halbe Gage eines Capitains als vorläufiges Wartegeld zu erhalten, was mir wahrſcheinlich bewilligt werden würde. Das war denn ein etwas kalter Niederſchlag auf die auch wohl zu ſanguiniſchen Hoffnungen, mit denen ich mich aus Aegypten nach Frankreich eingeſchifft hatte. Freilich wenn die öſtlichen Mächte den Louis Philipp nicht als König von Frankreich anerkannten, und es dann zu einem tüchtigen europäiſchen Kriege gekommen wäre, ſo hätten meine Ausſichten die beſten ſein können. Wie ich nun noch in Paris darüber nachſinne, ob ich mich vorläufig mit halber Gage auf Wartegeld ſetzen laſſen ſollte, oder doch noch nach Amerika gehen, kam die Nachricht dahin von dem glücklichen Ausbruch der polniſchen Revolution und der Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau. Wie ein Funke fiel dieſe Kunde beſonders unter die vielen Officiere,

Digitized by Google

die früher bei den polnischen Regimentern des Kaisers Napoleon gestanden hatten, und regte sie zur lebhaftesten Begeisterung auf. Und als nun einige Tage später die Botschaft kam, daß man in Warschau ernsthaft rüste, und sich nach Paris um militärische Hülfe und besonders auch um den Beistand erfahrener Officiere gewandt habe, da ward dieser Enthusiasmus für die polnische Sache noch viel größer. Wäre in den französischen Regimentern damals nur nicht die feste Ueberzeugung gewesen, daß es von Seiten Frankreichs sehr bald zum Kriege gegen Rußland kommen werde und müsse, viele hundert Officiere derselben hätten auf der Stelle ihren Abschied genommen und Dienste bei den Polen gesucht. Grade durch seine schwankende und zweideutige Politik hat Louis Philipp der Sache Rußlands hierin den größten Dienst geleistet. Ob dieß absichtlich oder unabsichtlich geschehen ist, weiß ich nicht, da ich nie in die politischen Geheimnisse eingedrungen bin, ja mich vielmehr um solche nicht im Mindesten bekümmert habe.

Mein alter polnischer Kamerad, der noch schlechtere Aussichten in Frankreich erhalten hatte, als ich, war bei der Nachricht über diesen polnischen Krieg außer sich vor Freude und Entzücken. Als nun die Aufforderung von Warschau kam, Dienste in der neu zu errichtenden polnischen Armee zu nehmen, beschloß er sogleich, dorthin abzureisen und überredete mich auf's Dringendste, ihn zu begleiten, er meinte, es sei jetzt eine heilige Pflicht für mich, für die Wiederherstellung Polens zu kämpfen, da ich ja meine militärische Laufbahn in polnischen Regimentern begonnen habe und mich so nun fast als einen Sohn des Landes betrachten müsse. Nun, wenn dieß auch freilich nicht der Fall war, so hatte ich doch die lebhaftesten Sympathien für die Polen, unter denen ich so viele theure ehemalige Kameraden besaß, und da ich gegen Rußland von 1812 und 1814 her nur tiefen Groll hegte, so beschloß ich

Digitized by Google

auf's Neue dagegen zu kämpfen. Von der französischen Regierung ward es übrigens sehr gern gesehen, wenn frühere polnische Officiere jetzt nach Polen gingen, und man versprach uns, daß bei einer etwaigen Rückkunft uns unsere Ansprüche nicht verloren gehen sollten.

Die preußische Regierung hatte ihre Grenze gegen Polen abgesperrt und ließ keine Officiere, die dort Dienste nehmen wollten, passiren, und so mußten wir uns heimlich durchzuschleichen suchen. Es machte dieß zwar einige Unbequemlichkeiten und man war zu Umwegen genöthigt, ließ sich sonst aber nicht so sehr schwer durchführen. Das Schmerzlichste war uns Beiden im Anfang, daß wir genöthigt wurden, unsere langjährigen großen Schnauzbärte abzuschneiden, damit wir uns durch unser militärisches Aeußere nicht allzu sehr als ehemalige Officiere verriethen. In Paris, London, Danzig, Lemberg, Odessa und noch mehreren andern Orten bestanden übrigens zu jener Zeit eigene Comité's, die es sich zur besonderen Pflicht machten, Officiere und Soldaten, die in polnische Dienste treten wollten, dahin zu befördern. Da in Rußland für Geld Alles zu haben ist, und es zu den Ausnahmen gehören wird, russische Polizeibeamte zu finden, die sich nicht bestechen ließen, so sind eine Menge polnische Officiere über Odessa, andere hingegen über Lemberg nach Warschau gegangen. Sie waren oft im Besitz der besten russischen Pässe, welche durch die Comité's, von habgierigen russischen Beamten als Blanketts gekauft und dann beliebig ausgefüllt wurden. Es hat damals sogar russische Gesandtschaften im Auslande gegeben, deren Unterbeamte Paßformulare, mit einer täuschend nachgemachten Unterschrift des Gesandten versehen, an polnische Officiere verkauften. Einer meiner Freunde ist selbst mit einem solchen Paß, worin er als russischer Officier bezeichnet ward und der ihn 8 Napoleons gekostet hatte, nach Polen gereist.

Digitized by Google

Mein polnischer Kamerad und ich wurden von dem Comité in Paris nach London geschickt und dort auf einem englischen Schiff, das nach Danzig segelte, untergebracht und in den Schiffslisten als Matrosen verzeichnet. Beide waren wir von der südlichen Sonne ganz braun gebrannt, auch sprachen wir geläufig spanisch, und so erhielten wir Papiere als spanische Matrosen, die jetzt auf dem Schiffe dienten, und mußten uns auch wie diese kleiden. Nach einer sehr schnellen Fahrt von 11 Tagen kamen wir glücklich von London in Danzig an. Wir mußten jetzt im Hafen daselbst alle Schiffsarbeiten mit verrichten, und nur spanisch unter einander sprechen, und als die Hafenpolizei an Bord des Schiffes kam, die Papiere der Mannschaft nachzusehen, that der Capitain, als wenn er über unsre Faulheit sehr erzürnt wäre und gab mir in Gegenwart des Beamten einen leichten Hieb mit einem Tauende auf den Rücken, indem er dabei gewaltig schalt und fluchte. So konnte der Polizeibeamte unmöglich in uns Kerlen mit unseren schwarz verbrannten Gesichtern, die rothe spanische Schärpen um das bunte Hemd gebunden trugen, polnische Capitaine vermuthen.

Am andern Abend schon wurden wir durch Vermittlung vertrauter Personen, als Bauernknechte verkleidet, aus Danzig heraus und in das Innere des Landes gebracht. In diesen Theilen von Westpreußen wohnten damals viele polnische Familien, welche die lebhafteste Theilnahme für das Gelingen das Kampfes hegten und Alles anwandten, Officiere, die dahin eilten, glücklich durchzubringen. Allzu streng nahm man es in Preußen mit der Sperre gegen Polen grade auch nicht, denn die preußischen Beamten dachten human und ließen sich weiter keine grauen Haare darüber wachsen, wenn auch einzelne Polen durchkamen, um ihr Vaterland gegen die russische Uebermacht vertheidigen zu helfen, sobald nur die äußere Form gegen Rußland dabei

Digitized by Google

gewahrt wurde. So war es denn bei nur einiger Vorsicht im Ganzen ziemlich leicht, von Danzig aus über die polnische Grenze zu kommen. Den letzten Weg führte uns in nächtlichem Dunkel ein schon sehr bejahrter Gutsbesitzer polnischer Abkunft, der, wie er uns selbst sagte, schon wiederholt Officiere dahinüber gebracht hatte, wie auch seine beiden Söhne schon nach Warschau geeilt waren, dort Dienste zu nehmen. Auf heimlichen Schleichpfaden kamen wir so nahe an den preußischen Grenzwachen vorbei, daß wir die Soldaten derselben sehr deutlich miteinander sprechen und über das schlechte Wetter schimpfen hören konnten.

Unendlich war die Freude, mit der mein alter polnischer Kamerad den heimathlichen Boden, den er seit 1812 nicht wieder gesehen, betrat. Trotz des schlechten Wetters und des sehr schmutzigen Weges, warf er sich sogleich auf die Kniee nieder, sobald wir nur die polnischen Grenzpfähle überschritten hatten, und küßte die Erde, die ihm ja auch bald zum Grab dienen sollte. Wie ein Kind schluchzte dabei dieser alte, abgehärtete, in den Napoleonischen Kriegslagern auferzogene Veteran vor Freude und Rührung, endlich nach so langen Jahren sein Vaterland wieder betreten und für dessen Unabhängigkeit kämpfen zu können. Es ist mir überhaupt nie eine Nation vorgekommen, die eine so glühende Vaterlandsliebe besitzt, wie grade die Polen, obgleich ihr Land, wenn man die guten Eigenschaften seiner Bewohner als Soldaten abrechnet, mir im Uebrigen niemals besonders reizend erschienen ist. Schon bei unserem Lancier-Regiment in Spanien fiel mir auf, daß viele alte polnische Soldaten desselben ein Säckchen mit heimathlicher Erde fortwährend an einem ledernen Riemen um den Hals trugen und häufig küßten, und auch so oft ich später noch in den verschiedensten Ländern und Kriegen mit Polen zusammen focht, habe ich diese Sitte hin und wieder bei einigen der-

Digitized by Google

ſelben bemerkt. Es iſt meines Wiſſens das einzige Volk, bei dem dieſer Gebrauch ſtattfindet.

In Warſchau, wo wir in den letzten Tagen des November denn glücklich anlangten, herrſchte eine ungeheure Bewegung, wie ich ſolche in der Art in meinem ganzen Leben nie wieder geſehen habe. Die ganze Stadt glich faſt einer einzigen Kaſerne, oder eigentlich einem Feldlager, ſo lebhaft rüſtete Alles dort zum Kampfe mit den ruſſiſchen Heerſchaaren. Wohin man nur ſah, Soldaten der verſchiedenſten Waffengattungen oder Rekruten, die vom Lande in großen Schaaren herbeiſtrömten, um in die vielen neu zu errichtenden Regimenter einzutreten. Aller Unterſchied des Ranges und des Standes, ſo ſehr er auch ſonſt in Polen herrſcht, hatte jetzt aufgehört, der Edelmann wie der Bauerknecht, der Student wie der Handwerksburſche, ſie Alle traten jetzt in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger mit gleichem Eifer ein. Alte grauhaarige Männer, die oft noch unter des Kaiſers Napoleons Adlern in Spanien oder Italien gefochten hatten, verließen jetzt Haus und Hof, und ſtellten ſich neben unbärtige, kaum dem Knabenalter entwachſene Jünglinge in die Reihen. So weiß ich z. B., daß ein Vater mit 3 Söhnen und 7 Enkeln zu gleicher Zeit als Freiwillige in ein neu errichtetes Krakuſen-Regiment eintraten; dieſe ganze Familie ſoll auch, wie mir ſpäter erzählt wurde, bei Oſtrolenka geblieben ſein. Wer in Warſchau, ja in ganz Polen, aber nicht mehr Kraft oder ſonſtiges Geſchick beſaß, in das Heer einzutreten, der arbeitete wenigſtens für die Ausrüſtung derſelben mit regem Eifer. Tag und Nacht ward in allen Militärwerkſtätten geſchafft und ſelbſt die Luxusarbeiter ſuchten und fanden Beſchäftigungen in denſelben. Goldſchmiede halfen bei den Gelbgießern, Konditoren bei den Feldbäckereien, Kunſtmaler ſtrichen Kanonen-Laffetten oder Munitionskarren mit an, kurz, Jedermann, ob Alt oder Jung, wußte ſich für den Zweck der möglichſt großen und

Digitized by Google

ſchnellen Ausrüſtung des Heeres nützlich zu machen. Daß bei dieſer allgemeinen Anſtrengung die Frauen nicht zurückblieben, war natürlich, denn grade die Polinnen zeichnen ſich häufig noch mehr als ihre Männer durch glühende Vaterlandsliebe aus. Viele junge Polinnen nahmen, als Männer verkleidet, Dienſte im Heer und haben ſehr tapfer mitgefochten. Die größere Zahl der Frauen und Mädchen aber arbeitete faſt Tag und Nacht mit der Nadel in der Hand für die Ausrüſtung der Soldaten. So ward ich z. B. in Warſchau bei einer ganz vornehmen gräflichen Familie einquartiert, wo die Mutter und ihre drei ſchon erwachſenen Töchter fortwährend faſt den ganzen Tag ſich mit dem Nähen von Kommißhemden für die Soldaten beſchäftigten. Die zarten Finger dieſer verwöhnten Damen, die früher wohl kaum andere Stoffe als Sammt und Seide angefaßt hatten, konnten ſich im Anfang nur mühſam mit der groben Leinwand behelfen, aber feſter Wille und Ausdauer wußte alle dieſe Schwierigkeiten zu beſiegen und eine Menge tüchtiger Kommißhemden und Hoſen ſind in dieſer gräflichen Schneiderwerkſtätte verfertigt worden. Als zuletzt keine Leinwand mehr vorhanden war, zerſchnitt die Gräfin manche koſtbare Damaſttiſchdecke zu dieſem Zweck und ſo bekamen rohe Bauerburſche vielleicht Hemden mit den ſchönſten eingewebten Damaſtmuſtern. Die zwei jüngeren Mädchen in der Familie, die noch nicht nähen konnten, zupften eifrig Charpie, wobei der Vater, der an einem bedeutenden Augenübel litt, ihnen fleißig half. Solche und ähnliche Beiſpiele konnte man aber zu jener Zeit in ganz Polen zu Tauſenden finden. Wie wäre es auch wohl ſonſt nur möglich geweſen, daß Polen in ſo kurzer Zeit ein ſo bedeutendes und dem Weſentlichen nach auch recht gut ausgerüſtetes Heer den Ruſſen gegenüber in das Feld ſchicken konnte. Das ganze Volk mußte dabei mit äußerſter Anſpannung aller ſeiner Kräfte helfen; anders wäre es nicht gegangen.

Digitized by Google

Alle dieſe Anſtrengung hätte aber doch lange nicht das zu ſchaffen vermocht, was wirklich geleiſtet wurde, wenn nicht ſchon ein altes, tüchtiges Heer vorhanden geweſen, das den Kern der ganzen, neu zu bildenden polniſchen Armee abgeben konnte. Ich kann nicht beurtheilen, wie viel der ruſſiſche Großfürſt Conſtantin ſonſt um Polen verſchuldet haben mag, aber das weiß ich, daß er tüchtige, ſtreng disciplinirte und trefflich ausgebildete Regimenter zurückließ, als er aus Warſchau fliehen mußte. Es iſt etwas Schönes um die Begeiſterung der Soldaten und man wird mit Regimentern, die nicht für irgend etwas, und ſei es auch nur für die Uniform, welche ſie tragen, begeiſtert ſind, niemals viel ausrichten; fehlt aber ſtrenge Disciplin und tüchtige Ausbildung dabei, ſo wird in großen regelmäßigen Schlachten und einem wohl organiſirten Feinde gegenüber, die bloße Begeiſterung allein wahrlich nicht den Ausſchlag geben. Es iſt dieß eine Erfahrung, die ich in all' den vielen verſchiedenen Kriegen, denen ich in meinem Leben beiwohnte, mehr als zur Genüge geſammelt habe. Jetzt konnte man dieß in Polen auch ſo recht wieder ſehen, denn alle Ehre vor der Tapferkeit und Begeiſterung der Krakuſen, und wie die vielen anderen neu errichteten Korps auch ſonſt noch heißen mochten, die alten polniſchen Regimenter, die ihre feſte Disciplin beibehalten hatten, waren doch ganz unläugbar die gefährlichſten Gegner der Ruſſen, die dieſen weitaus den meiſten Schaden zufügten. Grade z. B. das 4te Linienregiment und die Garde-Grenadiere, die von der Infanterie ſich den größten Ruhm erwarben, waren die beiden Regimenter, in denen die ſtrengſte Disciplin herrſchte, und die der Großfürſt Conſtantin am Meiſten in eigener Zucht gehabt hatte. Ebenſo war es bei der Cavallerie mit den alten Uhlanen-Regimentern und den reitenden Jägern der Fall. Eine andere bedeutende Hülfe für den polniſchen Kampf war die große Anzahl langgedienter Officiere und

Digitized by Google

Unterofficiere, die ſich demſelben ſogleich anſchloſſen. Polen hatte unter unſerem Kaiſer Napoleon ſtets ſehr viele Soldaten geſtellt, und ſo lebten denn theils im Lande, theils in ganz Europa zerſtreut eine zahlreiche Menge verabſchiedeter Militärs aller Grade, die ſogleich wieder unter die Waffen traten, ſobald der Kampf mit Rußland losbrach. Auch aus Poſen und Gallizien kamen ſehr viele ehemalige Militärs, um Dienſte zu nehmen: ebenſo aus Frankreich, wie denn auch manche geborne Polen, die in der öſterreichiſchen Armee als Officiere dienten, ſogleich dort ihren Abſchied nahmen und zu uns kamen, als der Kampf mit Rußland erſt recht begann. Ich habe ſelbſt bei unſerem Uhlanen-Regiment zwei Kammeraden gehabt, die früher bei den Uhlanen des Kaiſers von Oeſterreich als Lieutenants gedient hatten, und die ſehr die gute militäriſche Schule zeigten, welche ſie früher genoſſen. Auch die Hauptleiter der ganzen Rüſtung und des ſpäteren Kampfes waren höhere Officiere, die in der Napoleoniſchen Schule lange gelernt und zu tüchtigen Generälen dort ausgebildet waren. Ich führe unter den Vielen nur den trefflichen General Clopicki, dann Dwernicki, der ſpeciell mit der Organiſation der Cavallerie beauftragt war, Uminski, Thomas Lubienski, Malachowski und Skrzynecki an, da dieß die Männer waren, mit denen ich ſpeziell in Berührung gekommen bin. Keine Armee der Welt hätte ſich aber beſſere Generäle wünſchen können. Ebenſo waren die Oberſten der alten Cavallerie-Regimenter Buckowski, Dembynski, Jankowski, Schaminski und Andre mehr, deren Namen mir grade nicht einfallen, größtentheils ſehr erfahrene, tüchtige Cavallerie-Officiere, die ihre Regimenter wohl in Ordnung zu halten und herzhaft gegen den Feind zu führen verſtanden. So konnte denn Alles ſchon gehen, und wirklich ſchon in unglaublich kurzer Zeit eine zahlreiche Armee in's Feld geſchickt werden, die auch gewiß ihren ärgſten Feinden die höchſte Achtung hinſichtlich ihrer militäriſchen Tüchtigkeit abgewann.

Digitized by Google

Als ich in Warſchau anlangte, war grade der General Clopicki mit der Oberleitung des Ganzen betraut, während der General Dwernicki ſpeziell die Cavallerie organiſirte. Was auch Unverſtand und Parteilüge über den General Clopicki Nachtheiliges ſagen mag, es hätte meiner feſten Ueberzeugung nach keinem beſſeren Mann die Oberleitung des Kampfes übertragen werden können, wie grade ihm. Mit der höchſten Auszeichnung hatte er lange Jahre als Stabsofficier im franzöſiſchen Heere gedient und namentlich zuletzt im ſpaniſchen Kriege eine Brigade befehligt. Der Kaiſer Napoleon, der ihn wiederholt perſönlich auszeichnete, war ſein Lehrmeiſter geweſen, und einen beſſeren hätte er wohl in Allem, was das Militairweſen anbelangt, auf dieſer Welt nicht finden können. Durch und durch ein rechter Soldat liebte der General mehr zu handeln wie viel zu ſprechen, war ſtrenge, kurz angebunden, forderte von allen Untergebenen ſehr viel, weil er ſelbſt viel leiſtete, und hielt auch Zucht und Ordnung, und das ſind doch gewiß für jeden Soldaten und beſonders für einen Obergeneral ſehr gute Eigenſchaften. Freilich den vielen Maulhelden, Intrignanten, Stellenjägern, dann allen den Leuten, deren Phantaſie größer wie ihr Verſtand iſt, und die mehr patriotiſche Gefühle, als militairiſche Kenntniſſe und Erfahrungen beſitzen, war der General eine ſehr unbequeme Erſcheinung. Er liebte nicht mit denſelben lange zu converſiren, behandelte ihr unſinniges Geſchwätz ſo nichtachtend, wie ſolches es verdiente, litt ihre unberufene Einmiſchung in ſeine Militärbefehle nicht, und wurde natürlich ſehr bald bitter von allen dieſen Leuten gehaßt. Es gab aber in Polen, wie überhaupt in jedem Lande, was einen ſogenannten Revolutionskrieg unternimmt, eine Menge derartiger Herren, die eine ebenſo läſtige wie unütze Beigabe des Kampfes waren und jedem tüchtigen Officier wirklich ſeinen Dienſt recht oft unangenehm und ſchwierig machen konnten. Von dieſen Schreihälſen iſt denn

Digitized by Google

das viele Schlechte über den General Clopicki ausgebreitet worden, und der große Haufe, der in der ganzen Welt gedankenlos ist und immer, ohne zu prüfen, gewöhnlich das dummste Zeug am Liebsten nachbetet, hat es auch ohne Weiteres geglaubt. Der General kannte die vielen Hilfsquellen und die große nachhaltige Macht Rußlands genau und setzte deßhalb nicht wie ein leichtsinniger Spieler Alles tollkühn auf einen Wurf; dieß ist ihm von seinen vielen Feinden später so oft zum Vorwurf gemacht worden, obgleich er meiner Ansich tnach nur ganz richtig hierin handelte. Ein Subaltern-Officier hat weiter nicht zu fragen, wie stark der Feind sei, wenn er attaquiren soll, sondern ohne Weiteres darauf einhauen zu lassen, sobald er den Befehl dazu erhält, und je kühner und rücksichtsloser er dieß thut, desto besser erfüllt er seine Schuldigkeit; ein Obergeneral hat auch andere Pflichten und mehr zu bedenken. Es glückte mir, bei dem General Clopicki gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Warschau eine Audienz zu erhalten, obschon er natürlich sehr mit Geschäften aller Art überhäuft war; derselbe empfing mich, nachdem er meine Papiere durchgesehen hatte, sehr artig, aber nach seiner Art kurz. Er sagte mir, es freue ihn, mich hier zu sehen, da wir ja noch von Spanien her alte Kriegskameraden wären, und es würde mir hier nicht an militairischer Thätigkeit fehlen, wie er auch schon überzeugt sei, daß ich etwas Tüchtiges leisten werde. Dann frug er noch, bei welcher Gelegenheit ich mein Ehrenlegions-Kreuz erhalten habe, wies mich wegen der näheren Bestimmung über meine Anstellung an den General Dwernicki und damit war ich nach einer Audienz von kaum 5 Minuten wieder entlassen. Grade diese Kürze und Bestimmtheit gefiel mir an dem General, denn ich habe nie die vielsprechenden Oberanführer sonderlich leiden können.

Von meinem alten polnischen Capitain trennte ich mich jetzt. Derselbe, der sehr viele Bekannte in Warschau fand,

Digitized by Google

war zum Major eines Krakusen-Regiments, was aus lauter Freiwilligen gebildet war, ernannt worden und ging jetzt an den Garnisonsort desselben ab. Später habe ich den alten Freund vor der Schlacht bei Ostrolenka, in der er auch den Kriegertod fand, noch mal ganz flüchtig begrüßt.

Auch mir ward jetzt eine Stabsofficier-Stelle bei einem freiwilligen Cavallerie-Regiment angetragen, doch lehnte ich dieselbe ab und bat, mich wo möglich, wenn auch in einem niedereren Grade, bei der alten Cavallerie, die schon fest organisirt war, eintreten zu lassen. Zum Dienst bei solchen aus lauter Freiwilligen bestehenden Corps habe ich nie sonderliche Neigung gehabt, wenn mich freilich auch die Umstände in meinem Leben häufig dazu nöthigten, in denselben zu kämpfen. Meine erste militairische Lehrzeit machte ich in einem streng disciplinirten Regimente durch, und die guten Grundsätze von unbedingter Subordination, die ich in demselben einsog, habe ich mein ganzes Leben hindurch glücklicher Weise nicht wieder vergessen. Der Kaiser Napoleon hielt darauf, daß jeder Soldat vom Marschall bis zum Trompeter herab unbeweislich das that, was ihm seine dazu berechtigten Vorgesetzten befohlen, ohne viel nach dem Grund eines solchen Befehles zu sorgen, oder gar weiter daran herum zu mäkeln. So habe ich es auch während meiner ganzen militairischen Laufbahn gehalten, selbst stets unbedingt gethan, was mir meine Vorgesetzten befahlen, aber auch immer pünktlichen Gehorsam von meinen Untergebenen gefordert. Von vielen Reden und Erklärungen-Geben oder gar Schmeicheleien für die Soldaten habe ich nie recht was verstanden und mich stets schwer geärgert, wenn mich in Süd-Amerika oder Griechenland zu solchen Firlefanzereien die Verhältnisse unumgänglich zwangen. Wenn ich in Polen nun in ein neu errichtetes Regiment von Freiwilligen getreten, so hätte ich daselbst auch Reden halten und meine Untergebene oft bitten müssen, sie möchten doch nur die Güte haben, meine Befehle zu be-

Digitized by Google

folgen, während ich bei einem alten Regiment, in dem doch theilweiſe noch die früher gewöhnte ſtrenge Disciplin herrſchte, Alles Derartige nicht nöthig hatte. Ob ich aber einen Grad höher oder niederer eintrat, bekümmerte mich nicht viel. Dauerte der Krieg nur noch länger, und ſo im Augenblick war Rußland nicht zu bezwingen, das ſah ich ſchon ein, ſo wollte ich mir ſchon ein beſſeres Avancement bald ſelbſt verdienen, war der Kampf jedoch bald beendet, ſo dünkte es mir gleich zu ſein, ob ich als Major oder Rittmeiſter wieder das Land verlaſſen müſſe. Dies waren die Hauptgründe, warum ich die Bildung und Führung einer neu organiſirten Escadron in einem alten, ſehr guten Uhlanen-Regiment, einer höheren Stelle bei einem aus Freiwilligen beſtehenden Regimente vorzog. Ich habe auch nie Urſache gehabt, meine Wahl zu bereuen.

So wie ich erſt wußte, zu welcher Waffengattung ich gehörte, war es meine erſte Sorge, mich zu equipiren. Uniformirung und Waffen kaufte ich in Warſchau, denn leider hatte ich meinen trefflichen Pallaſch nicht mitnehmen können, da dieſes bei einem Durchſchleichen durch Preußen nicht ging. Auch glückte es mir, 2 tüchtige Dienſtpferde zu annehmbaren Preiſen von einem iſraelitiſchen Pferdehändler zu erſtehen. Es waren zwei ausdauernde Reitpferde, ein Fuchs und ein Falbe, die früher einem ruſſiſchen Stabsofficier gehört hatten, zwar nicht jung und ſchön mehr, aber für einen angeſtrengten Feldzug noch vollkommen geeignet. Im Ganzen koſtete mich meine Equipirung ungefähr 2000 Franks, die ich aus meinem eigenen kleinen Vermögen nahm, und nie wieder vergütet erhielt.

Kaum hatte ich jetzt die Führung meiner Escadron übernommen, die zur Hälfte alte Unterofficiere und Uhlanen von den übrigen Escadrons des Regiments erhielt, ſo begann Tag und Nacht faſt die angeſtrengteſte Thätigkeit. Vier bis fünf Stunden war ich täglich in der Reitbahn, ſonſt ließ

Digitized by Google

ich Rekruten zu Fuß exerciren, nahm neue Leute an, musterte Remontepferde, die mir zugewiesen wurden, kurz, war fortwährend beschäftigt, so daß ich kaum die nöthige Zeit fand, in aller Eile eine Speise zu verschlingen und 5—6 Stunden des Nachts zu schlafen. Es ging fast noch angestrengter zu, als im Jahr 1815, da unser großer Kaiser Napolen von Elba wieder gekommen war, und es galt, gegen ganz Europa zu rüsten. An angestrengte Thätigkeit war ich übrigens gewöhnt, und so besorgte ich meine Geschäfte auch mit aufrichtiger Liebe. Ich freute mich, wieder in einem streng disciplinirten Regimente zu dienen und an augenblicklichen Gehorsam und gehörige Ordnung gewöhnte polnische Soldaten unter meinem Befehle zu haben. Wie oft hatte ich mich in Südamerika und später in Griechenland nach solchen Untergebenen gesehnt. Es herrschte in dem Uhlanen-Regiment, bei dem ich jetzt eine Eskadron führte, noch eine tüchtige, feste Disliplin, wie solche in der Napoleonischen Zeit unter dem polnischen Militär eingeführt und unter Rußlands Herrschaft nicht verschlechtert war. Einen trefflichen Stamm alter, langgedienter Officiere und Unterofficiere besaßen wir, die diesen guten Geist noch zu erhalten wußten, und die vielen neuen Elemente, die jetzt bei uns eintraten, schon dazu nöthigten, sich demselben zu fügen. Die jungen, mehr an lockeres Wesen gewöhnten Freiwilligen traten lieber in die neu errichteten Korps, als daß sie sich zu den alten Regimentern, in denen nach ihrer Ansicht zu viel „Kommißgeist" herrschte, hindrängten, und so erhielten wir denn zur Verstärkung meist ausgehobene Rekruten vom flachen Lande. Wir Officiere waren hiemit sehr zufrieden, denn bei gehöriger Zucht konnten wir uns grade die zuverlässigsten Uhlanen heranzuziehen hoffen. Daß man es oft an strengen Strafen, und zwar auch an solchen, die augenblicklich wirkten, nicht fehlen lassen durfte, war natürlich. Die Lehren, die ich bei dem

Digitized by Google

polniſchen Lancier-Regiment in Spanien von dem alten Capitain Waliawsky, den ich überhaupt als mein Vorbild eines ausgezeichneten Cavallerie-Officiers angeſehen, empfangen hatte, kamen mir jetzt trefflich wieder im Umgang mit dieſen Rekruten zu ſtatten. Beſonders auch um den Kerlen das viele Saufen, das leider ein großer Erbfehler der Polen iſt, abzugewöhnen, gebrauchte ich die Mittel, die ich dort zuerſt von ihm gelernt hatte. So glückte es mir denn, meine Escadron in ungemein kurzer Zeit ſo weit zu formiren, daß ſie vollkommen kriegstüchtig ins Feld rücken konnnte. Eine große Hülfe fand ich bei dieſer ſchweren Arbeit an den beiden ſehr guten Lieutenants, die in derſelben ſtanden, und mehreren zuverläſſigen Unterofficieren, die mir vom Oberſten des Regiments zugetheilt waren. Zwei Drittheile der Uhlanen waren gediente Leute, das letzte Drittheil Rekruten, die freilich hinſichtlich ihrer militäriſchen Ausbildung noch Manches zu wünſchen übrig ließen. Als wir ſchon vor dem Feind ſtanden, habe ich dieſe Rekruten in freien Stunden noch tüchtig mit dem Säbel oder der Lanze exerciren laſſen.

Ich beſchäftigte mich, wie es auch meine Pflicht war, ſo ausſchließlich mit der Sorge für die mir anvertraute Escadron, daß ich mich um alles Uebrige, was ſonſt in Warſchau vorging, auch nicht im Geringſten bekümmerte. Ich glaube, es kam damals dort ein Reichstag zuſammen, der auch eine liberale Verfaſſung herausgab. Ich habe dieſelbe nicht geleſen, mich überhaupt um dieſe politiſchen Verhältniſſe in all' den verſchiedenen Ländern, denen ich diente, nie bekümmert. Mir genügte, daß Polen jetzt von Rußland befreit ſein wollte, dafür kämpfte ich mit Freuden; was ſonſt im Lande vorging, das kümmerte mich nicht im Mindeſten. Ein Soldat muß ſich überhaupt meinen Erfahrungen nach ſo wenig als möglich mit Politik befaſſen, denn ſeine militäriſche Brauchbarkeit kann ſonſt leicht Scha-

Digitized by Google

den darunter leiden. Ich habe schon häufig in meinem Leben gesehen, daß sonst sehr tüchtige Officiere zuletzt nur politische Intriguanten wurden, was sowohl für das Land, dem sie dienten, wie auch für sie selbst ein großer Schaden war.

Im Anfang Dezember hielt der General Clopicki eine große Musterung über alle Truppen in Warschau, die schon so weit organisirt waren, daß sie an derselben Theil nehmen konnten. Mit großer Begeisterung ward der General sowohl vom Volke wie auch von den Soldaten empfangen, wie es überhaupt ein allgemeiner Tag des Jubels und der Freude in der ganzen Stadt war. Auch die Soldaten erhielten nach beendeter Musterung besondere Festspeisen und Branntwein oder Meth vollauf zu trinken, was denn Manche von ihnen nach echt polnischer Sitte dazu benutzten, sich einen solchen Rausch anzutrinken, daß sie auf den Straßen umherlagen und auf Karren in die Kaserne zurückgefahren werden mußten. Man muß mit dem gemeinen Polen in dieser Hinsicht auch nicht zu streng rechnen, denn, sich dann und wann einen recht großen Rausch anzusaufen, ist das größte Vergnügen, das er kennt. Trotz dieses Lasters bleibt er ein sehr tüchtiger Soldat, der bei energischer Führung und strenger Disciplin ungemein viel leistet, und seinen Officieren gewiß in das heftigste feindliche Feuer mit unverzagtem Muthe folgen wird.. So bot auch diese Musterung in militärischer Hinsicht wirklich ein sehr befriedigendes Schauspiel dar, und es waren Regimenter beisammen, an denen der Kaiser Napoleon selbst seine Freude gehabt, wenn er sie gesehen.

Die Russen sollten trotz ihrer prahlerischen Versicherungen wahrhaftig noch verflucht harte Nüsse aufzuknacken bekommen, bevor sie wirklich wieder Sieger wurden; das konnte man diesen schönen Regimentern, die vor dem General Chlopicki vorbeidefilirten, schon ansehen.

Digitized by Google

Mein ungemein angeſtrengter Dienſt hinderte mich übrigens, die alten Bekannten und früheren Kriegskameraden, die ich noch in Warſchau beſaß, ſo aufzuſuchen, wie ich es ſonſt ohne Zweifel gethan hätte. Traf ich übrigens zufällig mit einem früheren Kameraden, mit dem ich Luſt und Beſchwerde im Felde getheilt hatte, zuſammen, ſo war unſere gegenſeitige Freude oft ſehr groß. Bei einem Glaſe Ungarwein ward dann oft noch in ſpäter Abendzeit, wenn der Dienſt mich frei ließ, eine trauliche Stunde verplaudert, und die Erinnerung jener Zeit, da wir des Kaiſers Befehlen folgten, in das Gedächtniß zurückgerufen. Gar verſchiedene Lebensſchickſale hatten Manche von uns ſeit jenen Jahren gehabt, doch war ich von Allen, die ich ſprach, am weiteſten in der Welt umhergeſchleudert worden. Einen alten früheren Kameraden traf ich jetzt unter Umſtänden wieder, die mich tief ſchmerzten. Es war mir nämlich ein blinder, ſchon hoch bejahrter Bettler aufgefallen, der ſtets an der Brücke, die nach Praga führte, ſich aufgeſtellt hatte und ohne ein Wort zu ſagen, den Vorübergehenden eine alte, ſchmierige Soldatenmütze, an der man kaum die Farbe noch erkennen konnte, hinſtreckte, damit ſie ihre milden Gaben in dieſelbe hineinwerfen möchten. Ich hatte zwar dem Alten ſtets einige Geldſtücke gegeben, ihn aber dabei nie weiter beſonders ſcharf in das Auge gefaßt. Zufällig ward ich durch mehrere Wägen einmal auf eine kleine Weile ganz nahe an dieſen Bettler herangedrängt, und es ſchien mir jetzt, daß ich denſelben ſchon früher geſehen haben müſſe. Ich fragte ihn, ob und wo er früher als Soldat gedient habe. „Das will ich meinen, mein Herr, daß ich gedient habe; unter dem großen Napoleon focht ich an 15 Jahre bei den Lanciers und ward zuletzt von den verfluchten Guerillas in Spanien gefangen genommen und aus Grauſamkeit geblendet, ſo daß ich freilich jetzt als Blinder betteln muß", antwortete er mit ſtolzem, dabei aber doch

Digitized by Google

traurigen Tone. Jetzt erkannte ich auch den Alten wieder, es war ein früherer Korporal der Eskadron, bei der ich zuerst als Trompeter diente, und besonders in dem leichten Herumwirbeln der Lanze hatte mir derselbe häufig Unterweisung ertheilt. Es betrübte mich ungemein, meinen alten Lehrmeister, dem ich mich sogleich zu erkennen gab, in so traurigen Verhältnissen, die gänzlich abzuändern nicht in meinen Kräften stand, wiederzufinden. Einige 40 Ducaten gab ich demselben, mehr erlaubten mir leider meine Mittel nicht.

So lange ich in Warschau war, habe ich fast täglich einige freundliche Worte mit ihm gewechselt, worüber der Alte beinahe eine größere Freude hatte, als über das ihm geschenkte Geld. „Ich habe es immer schon gesagt, als Sie noch Trompeter waren, Sie würden es noch mal weit bringen", meinte er oft zu mir. Nun wahrhaftig, allzu Recht hatte der Alte nicht gehabt, denn daß ich grade ein sehr rasches und vom Glück begünstigtes Avancement in meinem Leben aufzuweisen vermag, kann man doch nicht sagen.

In der Seele wehe gethan hat es mir übrigens immer, wenn ich in irgend einem Lande, wo es auch sein mochte, alte invalide Soldaten aus Noth betteln sehen mußte. Mochten es auch früher vielleicht meine Feinde gewesen sein, ich habe ihnen stets dann so viel Almosen, wie meine geringen Geldmittel es mir erlaubten, gegeben. Nie habe ich es begreifen können, wie so viele Fürsten es mit anzusehen vermögen, daß ihre invaliden Soldaten, die doch ihr Blut für sie verspritzt haben, in ihren alten Tagen in Hunger und Kummer vergehen, oder gar selbst betteln müssen. Aber freilich, den Soldaten geht es hierin oft wie den Pferden: so lange sie jung sind, putzt man sie heraus, und hat man sie strapazirt und frühzeitig abgenützt, dann schickt man sie auf den Schindanger, wenn nicht

Digitized by Google

eine mitleidige Kugel ihrem Leben ein wohlthätiges Ende macht.

Einen anderen Kriegskameraden, der schon damals Offizier war, traf ich unter außerordentlich glänzenden Verhältnissen wieder. Er war Graf und Besitzer großer Herrschaften, und opferte willig sehr bedeutende Geldsummen der heiligen Sache des Vaterlandes. Zu seinem Schmerze verhinderte ihn gänzliche Invalidität daran, auf's Neue wieder die Waffen zu ergreifen, wie er es so gerne sonst gethan hätte. Seinen ältesten Sohn, der 17 Jahre alt und schon für den Gebrauch der Waffen kräftig genug war, ließ der Vater als Volontair in meine Escadron eintreten und empfahl ihn mir zur besonderen Aufsicht, damit ich einen recht tüchtigen Cavalleristen aus ihm bilden möge. Da gutes Soldatenblut in den Adern des jungen Mannes rollte und ich besondere Sorge auf ihn verwandte, so gelang es mir bald, einen brauchbaren Cavalleristen aus demselben heranzubilden. Er hat den ganzen Feldzug wacker mitgekämpft und es zuletzt bis zum Lieutenant gebracht, ohne daß Protektion ihm dazu verhalf, wie es bei andern jungen Herren nur zu oft der Fall war. In keinem Heere habe ich übrigens so viel Protektions-Unfug und Kliquenwesen gefunden, wie gerade in dem Polnischen von 1830—1831. Wer die Verhältnisse Polens näher kennt, wird sich nicht darüber verwundern. Mein junger Zögling soll, wie ich später hörte, vom Kaiser Nicolaus wieder begnadigt und in den Besitz seines sehr großen Vermögens zurückversetzt sein, so daß er jetzt als ein reicher, vornehmer Mann in Warschau lebt. Wer weiß, mit welchen Gefühlen er sich noch jener Zeit erinnern mag, wo ich ihn sein Pferd, gleich jedem anderen Uhlanen, putzen ließ und ihm einst zwei Tage Arrest gab, als er mit schmutziger Reithose in die Bahn kam.

Meine anderen Bekannten, die ich wieder fand, waren größtentheils Offiziere, und hatten theils einen höheren,

Digitized by Google

theils den gleichen Rang wie ich. Einzelne hatten auch als Gutsbesitzer auf dem Lande bisher gelebt, und jetzt bei der Erhebung Polens auf's Neue Dienste in unserer Armee genommen.

In der ersten Hälfte des Januars 1831 erhielt ich den Befehl, mit meiner Escadron aus Warschau zu marschiren, da ich noch einige 40 Remontepferde, die mir fehlten, in einer kleinen Stadt, 10 Meilen von der Hauptstadt entfernt, in Empfang nehmen sollte.

Ich freute mich in vieler Hinsicht, aus Warschau fort zu kommen, denn all' das Partheigetriebe und das politische Intriguiren und Kabalisiren, was dort immer mehr und mehr sich auszubreiten anfing, war mir in der tiefsten Seele verhaßt. Zweimal waren Abgesandte von Klubbs und Gesellschaften, die ich weiß nicht was für Namen führten, bei mir gewesen und hatten mich anwerben wollen, daß ich mich bei ihnen aufnehmen lassen und dann für ihre Zwecke wirken solle. Ich sagte diesen Abgesandten aber unverblümt heraus, daß sie sich zum Teufel scheeren und mich mit allem solchem Unsinn unbelästigt lassen sollten, denn ich sei Soldat, der nur die Befehle seines Vorgesetzten befolge, und von Klubbs und allen andern politischen Intriguen nichts wissen wolle. Auch den Soldaten meiner Escadron verbot ich strenge, sich in Klubbs aufnehmen zu lassen oder Volksversammlungen, in denen sie doch nichts was zum Dienst gehört lernen könnten, zu besuchen.

Die Remontepferde, die ich faßte, waren größtentheils junge, schon etwas zugerittene und auch sonst brauchbare Pferde, die für unseren Dienst gut paßten. Auch alles Andere ging fast immer nach Wunsch, und so hatte ich denn die Freude, in den letzten Tagen des Januars dem General Dwernicki meine Escadron in der Stärke von 180 Mann, und in einem vollkommenen kriegstüchtigen Zustand, vorführen zu können. Die zwei neuen Escadrons, um die jedes

Digitized by Google

der alten acht Cavallerie-Regimenter vermehrt war, zuſammen alſo 16 Escadrons, ſtanden anfänglich als ein beſonderes Corps unter dem Befehl dieſes Generals. Obgleich ſchon körperlich bejahrt, hatte der General Dwernicki doch noch Kraft und Feuer, und war ein Anführer, der ſeine Truppen ſchon tüchtig an den Feind heranzuführen verſtand.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Gefecht bei Stozeck. Adjutantendienst beim General Chlopicki. Schlacht bei Wawre. Wiederfinden eines früheren Bekannten als russischen General. Mörderische Schlacht bei Grochow. Verwundung in derselben.

Es war ein Glück für Polen, daß man die Rüstungen des Heeres mit so außerordentlichem Eifer betrieben hatte, denn schon in der letzten Hälfte des Januars rückten zahlreiche russische Truppen in das Land ein. Ein heißer Kampf auf Leben und Tod war daher unvermeidlich, und mit vielem Muthe gingen unsere Soldaten in denselben hinein. So führte mich denn mein Geschick wieder den Russen als Feind entgegen, und oft kam mir jetzt der Vergleich mit jenem ersten Ausmarsch, den ich 1812 als Korporal der polnischen Lanciers gegen dieselben unternahm, wieder lebhaft ins Gedächtniß zurückgekehrt. Ein Heer von fast 500,000 Soldaten aus fast ganz Europa zog damals unter unserem Kaiser Napoleon aus, das russische Reich zu erobern, jetzt war das kleine, arme Polen ganz allein auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen, um den Kampf mit diesem ungeheuren Koloß zu beginnen, und nirgends, nirgends wollte ein helfender Bundesgenosse sich für uns zeigen. Ich kann nicht läugnen, daß diese Gedanken, die sich unwillkührlich mir aufdrängten, oft etwas Niederdrückendes hatten, doch bald schlug ich dieselben mir möglichst aus dem Sinn, da es meine Schuldigkeit nur war, an der Spitze meiner Escadron mit Ehren zu fechten oder zu sterben. Waren meine Uhlanen guten Muths und fröhlicher Zuversicht, so mußte ich, ihr Führer, dieß

Digitized by Google

wahrhaftig doch auch ſein, oder ich hätte ja verdient, daß man mir mit Schande meine Epaulettes vor der Front abgeriſſen. Was mich im Anfang körperlich auch ſehr unangenehm berührte, war die naßkalte rauhe Witterung. Ich hatte die letzten 14 Jahre meines Lebens, ja faſt beſtändig unter einer heißen Sonne verbracht und war eines polniſchen Klimas ziemlich entwöhnt worden. Doch meine eiſerne, an Strapazen aller Art ſo ſehr gewöhnte Körperbeſchaffenheit ließ mich auch dieſe Beſchwerden bald überwinden, ſo daß mich keine innerliche Krankheit auch nur einen Tag meinen Dienſtpflichten entzogen hat. Eine Unterkleidung aus Hirſchleder, beiläufig geſagt, die brauchbarſte Art von Kleidungsſtücken, die ein Officier in einem Feldzuge unter der Uniform nur tragen kann, leiſtete mir die beſten Dienſte. Uebrigens war der Winter von 1831 für Polen ein ausnahmsweiſe ſehr milder. Statt Froſt, wie ſonſt faſt immer der Fall, herrſchte im Januar oft Thauwetter, wodurch alle Wege in einen faſt unergründlichen Schmutz verwandelt wurden. Nur mit äußerſter Mühe konnten alle Truppen in dieſem tiefen Koth ſich langſam fortſchleppen, es kamen auf den Märſchen häufig Stockungen vor, beſonders wenn Artillerie dabei war, deren Geſchütze öfters ſtecken blieben und nur mit verdoppelter Beſpannung dann wieder fortgezogen werden konnten und alle Operationen des Heeres wurden ſehr dadurch verzögert. Bei den Ruſſen war aber daſſelbe der Fall, ja vielleicht ſogar noch in höherem Grade, da ſie mehr Proviant und Munition mitſchleppen mußten, und ſo glich ſich denn dieß gegenſeitig wieder aus. Daß übrigens eine Winterkampagne in einem Lande wie Polen auch ſonſt wenig Annehmlichkeiten, dagegen viel Beſchwerliches aller Art hatte, war natürlich; der große Enthuſiasmus des ganzen Volkes für den Kampf, und daher die freundliche Aufnahme, die wir Soldaten überall fanden, wog aber derartige Beſchwerden mehr wie hundertfach auf. In dem Schloſſe des Grafen wie in der Hütte des

Digitized by Google

armen leibeigenen Bauern erhielt der daſelbſt einquartierte Soldat gewiß mit dem freundlichſten Geſichte das Beſte, was Küche und Keller der Hausfrau nur beſaß, ſo viel oder wenig dieß nun auch ſein mochte. Selbſt die in Polen ſo ſehr häufigen Juden ſchienen bisweilen von ihrem Egoismus abzugehen, und zum Erſten- und Letztenmal in meinem Leben ſind mir in der Zeit Beiſpiele vorgekommen, daß polniſche Juden nicht allein für Dienſtleiſtungen kein Geld forderten, ſondern ſogar auch die ihnen angebotene Bezahlung uneigennützig ausſchlugen. Auch im polniſchen Heere dienten jetzt freiwillig und mehr wohl noch gezwungen, zahlreiche Juden. Hat der Jude kriegeriſchen Muth und es kommt dieß mitunter vor, ſo iſt es der gewandteſte, anſtelligſte und zuverläſſigſte Soldat von der Welt, der ſelbſt ſogar oft durch verwegene Streiche ſich auszeichnet, im Allgemeinen aber hat er ein großes Kanonenfieber und wird mit vieler Schlauheit jede Gelegenheit benutzen, ſich wo er nur kann dem feindlichen Feuer zu entziehen.

Nach mehreren beſchwerlichen Hin- und Hermärſchen ſtanden wir unter dem General Dwernicki jetzt Ende Januar den Feinden ſo nahe gegenüber, daß jeder Tag uns ein Gefecht bringen konnte. Mit lebhafter Freude harrte ich des Augenblicks, wo ich mit meiner Escadron zuerſt den Befehl erhielt, auf die Ruſſen einzuhauen, denn von 1812 und 1814 her hatte ich noch manches Kerbholz mit denſelben auszugleichen. Bei Stoßeck hatte im Anfang Februar unſer Korps das erſte Zuſammentreffen mit dem Feinde. Wir waren grade bei dem Abfuttern begriffen, als von unſeren Vorpoſten die Meldung anlangte, daß ſtarke feindliche Kolonnen, beſonders auch an Reiterei, gegen uns anmarſchirt kämen. Das war denn eine gar erfreuliche Kunde, und noch nie ſah ich, daß meine Leute ſo raſch ſattelten und aufſaßen, wie jetzt. Bald konnten wir denn auch die feindlichen Reihen erblicken, und ich bin gewiß vor Freude ganz roth bei die-

Digitized by Google

ſem Anblick geworden. Mit einer heftigen Kanonade eröffneten die Ruſſen das Gefecht, und wir mußten im feindlichen Kanonenfeuer unſern Aufmarſch bewerkſtelligen. Es iſt dieß für neue Truppen ſtets ein unangenehmer Anfang, denn ohne ſelbſt thätig ſein zu können ſehen die Leute die Verwüſtungen, welche die feindlichen Kugeln in den Reihen anrichten. Meine Uhlanen benahmen ſich aber größtentheils vortrefflich und wenn auch Einige wohl mit den Köpfen duckten, als die erſten Kanonenkugeln ihnen über die Chapkas wegſauſten und etwas blaß wurden, als zwei Männer in der Escadron niedergeſchmettert wurden, ſo geſchah der Aufmarſch doch ſonſt in vollkommener Ordnung und in geſchloſſenen Zügen. Die zu ſehr ſich Bückenden erhielten übrigens einige herzhafte Flüche von mir zugedonnert, und einem Uhlanen, der ſogar in der erſten Angſt, ſein Pferd zur Flucht umdrehen wollte, hieb ich mit der flachen Klinge einige ſo gut gemeinte Hiebe über, daß er die blau und braunen Streifen auf Rücken und Achſel gewiß noch Tage lang gefühlt haben muß. Dieſe derbe Lection half aber bei dem Uhlanen, denn er iſt ſpäter noch ein ganz tüchtiger Soldat geworden. Ich hatte übrigens meinen Reitern geſagt, daß wenn ich das Unglück haben würde, einen ausgemachten Feigling unter ihnen zu beſitzen, ich denſelben wo möglich ſelbſt mit der Piſtole niederſchießen würde, damit er der Escadron keine Schande machen ſolle. Glücklicher Weiſe habe ich nicht nöthig gehabt, Einen meiner eigenen Leute niederzuſchießen, obgleich ich ſpäter einmal einen fliehenden Jäger unſeres Heeres, der ſeine Kameraden ſelbſt noch zur Flucht mit fortreißen wollte, mit meiner Piſtole auf der Stelle niederſchoß. Der erſte Uhlan, der in dieſem Gefecht bei Stotzeck, womit wir den Feldzug eröffneten, mit ſammt ſeinem Pferde von einer ruſſiſchen Kanonenkugel zuſammengeſchmettert wurde, war ein ausgemachter Trunkenbold, dem ich trotz aller Strafen das Beſaufen nicht abgewöhnen konnte und deßhalb ſchon zum Train

Digitized by Google

abgeben wollte. Der Zweite ein junger Freiwilliger, der Sohn einer armen Wittwe, der voll Begeisterung in den Kampf gezogen war, und dem jetzt beide Beine abgerissen wurden, so daß er sich langsam verbluten mußte. Im Ganzen verlor ich an dem Tage 7 oder 8 Mann und ungefähr ebenso viel Pferde in meiner Escadron. Nachdem die Russen uns einige Zeit beschossen hatten, rückten zwei reitende Jäger-Regimenter derselben vor. Jetzt kam endlich auch für uns das Signal zum Angriff, und freudig jauchzte ich auf, als die Trompeter dasselbe schmetterten. Zuerst im Trab, dann aber im Galopp gingen wir gegen die feindlichen Linien vor. Ich habe schon oft im Leben gegen Russen gefochten und stets gefunden, daß dieselben sich wie tüchtige Truppen schlugen, wenn freilich ihren gemeinen Soldaten häufig ein gewisser Ungestüm und eine innere Freudigkeit beim Angriff abging und sie eben nur grade das thaten, was ihnen befohlen ward. Bei dem heutigen Gefecht schien es aber, als wenn förmlich ein panischer Schrecken unter diese russischen reitenden Jäger gefahren wäre, denn sie warteten unsere Attaque gar nicht ab, sondern machten noch in ziemlicher Entfernung Kehrt, und jagten was das Zeug halten wollte hinter ihre Kanonen zurück. Vergebens bemühten sich die meisten russischen Officiere, ihre Leute zum Stehen zu bringen, und man konnte sehen, wie sehr dieselben mit den Klingen auf die Fliehenden einhieben, es nutzte ihnen dieß Alles nichts, sie wurden von der Flucht mit fortgerissen. Eine ganze Strecke jagten wir den Russen nach, hieben und stachen eine Menge derselben noch von ihren Pferden herunter und erbeuteten noch 6 oder 7 feindliche Kanonen. Ich selbst kam bei dieser Gelegenheit mit einem russischen Husaren-Officier zusammen, der wüthend über die Flucht seiner Leute, sein Pferd wieder gegen mich herumwarf, da ich meinen Uhlanen vorausgeeilt war. Wir tauschten einige gutgemeinte Schwerthiebe gegen einander aus, doch war ich dem sonst sehr wacker fechtenden Russen wohl

Digitized by Google

in der Führung des Pallaſches überlegen, parirte einen mehr heftigen wie geſchickten Hieb deſſelben und haute ihm dann die Zügel ab. Sein Pferd machte einige wilde Sprünge jetzt zur Seite, und warf den zügelloſen Reiter dann ab, der ſo in die Gefangenſchaft meiner nachjagenden Uhlanen kam. Auch noch mehrere ſehr gute Pferde, die ich gern in unſere Escadron einſtellte, erbeuteten meine Leute an dieſem Tage. Im Ganzen verlor das Korps des Generals Dwernicki in dieſem Gefecht wohl an 120 Mann größtentheils durch das anfängliche Kanonenfeuer, während der feindliche Verluſt gewiß das Dreifache betrug. Ich glaube, wir haben allein an 200 Gefangene gemacht. Das war denn gleich ein ſehr guter Anfang für uns, der das moraliſche Selbſtvertrauen unſerer Truppen ungemein ſtärkte und uns grade auch in dieſer Hinſicht den größten Nutzen brachte. Ging das Ding nur ſo fort, ſo konnte die Hoffnung unſerer Soldaten, nochmal als Sieger in Petersburg einziehen zu können, die ich ſtets als eine thörichte angeſehen hatte, am Ende doch noch erfüllt werden. Uebrigens war nicht zu erwarten, daß ſich die ganze ruſſiſche Armee ſtets ſo erbärmlich ſchlagen würde, wie dieſe 12 Schwadronen reitender Jäger hier bei Stoßeck, oder ſie mußte ſich ſeit 1814 weſentlich verſchlechtert haben.

Einige Tage nach dieſem Gefecht erhielt ich die Aufforderung des Generals Chlopicki, ob ich bei ihm mit als Adjutant, wenigſtens interimiſtiſch, eintreten wolle. Es war dieß eine ſo ungemein ehrenvolle Einladung für mich, daß ich dieſelbe nicht ablehnen mochte, obſchon ich mich im Ganzen ſehr ungern von meiner Escadron trennte. Ich übergab dieſelbe vorläufig der Führung des ſehr zuverläſſigen älteſten Lieutenants, behielt mir aber den Wiedereintritt ausdrücklich vor, ſobald ich nicht mehr in der Adjutantur bleiben würde. Zwei Tage vor dem großen Gefecht bei Wavre trat ich nun meine Stelle als Adjutant beim General Chlopicki an. Der-

Digitized by Google

ſelbe führte in der That den Oberbefehl über die polniſche Hauptarmee, während unſer Generaliſſimus Fürſt Radziwill nur den Namen dazu hergab. Ueberhaupt war der General Chlopicki bis zu ſeiner Verwundung bei Grochow unbedingt die Seele des ganzen polniſchen Krieges, und der Mann von dem alles Wichtige ausging. Mit welchem ſchnöden Undank ſpäter eine gewiſſe Parthei die vielen Verdienſte dieſes großen Mannes belohnte, iſt leider bekannt genug.

Zu unſerer allgemeinen Freude hatte das ſchmutzige Wetter jetzt endlich aufgehört, und einem klaren und gemäßigten Froſt Platz gemacht. Die Wege und Stege hielten nunmehr ſo ziemlich und da die ruſſiſche Hauptarmee unter dem Befehl des Fürſten Diebitſch uns immer näher rückte, ſo war bald ein ernſthaftes Zuſammentreffen zu erwarten. Zwar entfernt von jeglicher lächerlichen Illuſion, denn dazu war er ein viel zu erfahrener Soldat, aber auch mit dem Selbſtvertrauen, was jeder tüchtige General ſtets bewahren muß, ſah der General Chlopicki dieſem erſten größeren Zuſammenſtoß entgegen. Mehrere kleine Wintergefechte und andere derartige Zuſammenſtöße, ſo namentlich auch am 2. Februar bei Liwsk, wo der General Skrzynecki die Polen befehligte, waren ſiegreich für die Unſrigen ausgefallen und hatten nicht wenig dazu beigetragen, den Muth unſerer Soldaten noch mehr zu erhöhen. Grade bei einem neuformirten Heere, was viele junge Officiere und Soldaten enthält, iſt dieß aber von der größten Wichtigkeit.

An einem ſchönen klaren Froſttage begann im Anfang März die Schlacht bei Wavre, unweit Praga. Es war eigentlich keine lange vorher vorbereitete Schlacht, ſondern mehr ein zufälliges Rencontre der Truppen. Nach ihrer Gewohnheit begannen die Ruſſen das Gefecht mit einer ſehr ſtarken Kanonade, und da unſere Batterien dieſelbe ebenſo lebhaft erwiederten, ſo erbebte die Erde unter dem Donner der Kanonen. Es iſt dieß meiner Anſicht nach auch immer

Digitized by Google

ein recht paſſender Anfang für eine blutige Schlacht, denn nichts ſtählt das Herz ſo und verſetzt den Soldaten in eine ſo feierlich ernſte Stimmung wie ein recht heftiger Kanonendonner. War derſelbe doch auch deßhalb die liebſte Muſik, die unſer Kaiſer Napoleon, dieſer Fürſt der Schlachten, nur hören mochte. Nachdem bei Wawre die Kanonen gegenſeitig tüchtig gedonnert hatten, ſtürmte die ruſſiſche Infanterie in geſchloſſenen Kolonnen vorwärts, unſere Stellung zu durchbrechen, was ihr aber trotz ihrer großen Uebermacht nicht gelang. Ich ward gleich beim Beginn des Gefechtes zu dem General Thomas Lubyski, der die Cavallerie unſeres linken Flügels befehligte, geſandt und blieb faſt den ganzen Tag bei demſelben, da ich zuletzt eine Escadron, deren Chef gefallen war, mit in das Gefecht führen mußte. Ein ſehr großartiges Reitergefecht hatten wir hier mit der Cavallerie-Diviſon des ruſſiſchen Generals Witt, die aus 24 Escadrons Huſaren und Jäger beſtand, während wir nur 16 Escadrons ſtark waren. Es ging wild und ungeſtüm hier zu, und bald warfen wir die Ruſſen trotz ihrer Uebermacht zurück, dann wurden wir wieder von denſelben zurückgedrängt. So wogte die ganze Maſſe hin und her, die heftigſten Attaquen wurden gegenſeitig gemacht, und als der Abend einbrach, konnte ſich keine Parthei den Sieg mit Fug und Recht zuſchreiben. Es war übrigens ein ſchöner Tag für einen Cavallerie-Officier, wo er ordentlich ſeine Kraft und Geſchicklichkeit zeigen konnte, und ſtets werde ich mit Vergnügen daran zurückdenken. Sacre dieu, was gab es da oft für ein erbittertes Einhauen, denn beide Theile waren voll äußerſter Wuth gegen einander. Ich ſelbſt kam an dem Tage wiederholt in große Gefahr, aus der ich mich nur noch ſo eben mit genauer Noth zu befreien vermochte. So hieb ich mich mit einem ruſſiſchen Huſaren-Rittmeiſter ſehr heftig herum, als plötzlich mitten im Gefecht mein Säbel mir in der Mitte abſprang. Ich hatte denſelben erſt kürzlich in Warſchau neu

Digitized by Google

gekauft, allein trotz ihres hübſchen Ausſehens taugte die Klinge nicht viel. Ja, hätte ich nur damals meine alte treue Toledo-Klinge, mit der ich ſo manchen Hieb parirt und ausgetheilt habe, noch gehabt. So wie der Ruſſe ſah, daß ich nur noch einen Säbelſtumpen in der Hand hielt, wollte er ſeinen Vortheil benutzen und zu einem neuen heftigen Hiebe ausholen. In dem Augenblick rettete mich nur, daß ich immer ein ſehr raſcher und gewandter Voltigeur geweſen war. Wie der Blitz voltigirte ich alſo, bevor der ruſſiſche Officier ſeinen Hieb noch hatte recht anbringen können, aus dem Sattel heraus und ſprang auf die Erde. Hier lag die Lanze eines gefallenen Uhlanen, und ich ergriff dieſelbe ſchnell, um mich ſo zu Fuß zu vertheidigen. Mit der Lanze konnte ich noch von alten Zeiten her geſchickt umgehen, und ſo vertheidigte ich mich denn mit derſelben noch eine kleine Weile gegen meinen Gegner. Es wäre mir am Ende aber doch noch ſchlimm ergangen, denn der ruſſiſche Officier verſtand ſein gutes Roß hurtig zu tummeln und ſetzte mir hart zu, wenn nicht in dem Augenblick mehrere polniſche Reiter zu Hülfe gekommen wären, ſo daß mein Feind von mir ablaſſen und ſich ſelbſt möglichſt ſchnell retten mußte. Glücklicher Weiſe war mein Fuchs, den ich ritt, ruhig ſtehen geblieben, als ich von ihm herabgeſprungen, und ſo konnte ich mich denn wieder in den Sattel ſchwingen. Ein Säbel war vorläufig nicht gleich zu haben und ich behielt nun während des ganzen Gefechtes meine Lanze als einzige Waffe. Bei einer abermaligen Attaque, die ich, nur die Lanze in der Hand, an dem Tage mitmachte, ſchoß mir ein ruſſiſcher Huſar mit ſeiner Piſtole die Chapka vom Kopfe. Es war an dem Tage ziemlich kalt, und da ich ſchon allmälig einen etwas kahlen Schädel zu bekommen anfing, ſo band ich mir zum Schutz gegen die Witterung ein gelbſeidenes Schnupftuch wie einen Turban zuſammen und behielt daſſelbe während des ganzen Gefechtes auf dem Kopf. In

Digitized by Google

dieſem Aufzug und ohne Säbel, kam ich auch, nachdem das mehrſtündige Reitergefecht endlich aufgehört hatte, ohne daß weder die Polen noch Ruſſen geſiegt, zu dem General Chlopicki zurück, dieſem meine Meldung zu machen. Als derſelbe ſah, daß ich ohne Säbel war, denn auch den Griff mit der halben Klinge davon, der mir geblieben, hatte ich zornig weggeworfen, ließ er mir einen ſchönen Säbel geben, der ihm ſo eben von einem gefangenen ruſſiſchen Oberſten überreicht worden war. Ich habe dieſen Säbel, der für den Krieg ſehr brauchbar war, ſtets während des polniſchen Feldzuges geführt und beſitze ihn noch zur Erinnerung an ſeinen tapferen Geber. Ohne daß weder wir oder die Feinde im Grunde viel erreicht hatten, hörte am Abend das Gefecht auf, und beide Heere blieben im Weſentlichen in derſelben Stellung, die ſie am Morgen ſchon eingenommen. Für die polniſche Armee war dieſer Schlachttag bei Wawre ein ungemein ehrenvoller, denn mit Erfolg hatte dieſelbe dem heftigen Andringen eines überlegenen Feindes ſich entgegengeſtellt. Alle Truppen ohne Ausnahme hatten ihre volle Schuldigkeit gethan, ja ſelbſt Manche ſich in hohem Grade ausgezeichnet.

Die Ruſſen hatten nun doch zu ihrem Nachtheil erfahren, daß die polniſche Armee einen, volle Achtung gebietenden Feind abgebe, und es ſich nicht ſo leicht ohne Weiteres in Warſchau einziehen laſſe, wie Manche ihrer Officiere wohl in allzugroßem Uebermuth geglaubt hatten. Fanden wir doch bei einzelnen gefangenen ruſſiſchen Officiere Beweiſe vor, aus denen hervorging, daß man hie und da in Rußland geglaubt hatte, der ganze Feldzug würde in höchſtens 4 Wochen ſchon ganz beendet und Polen wieder völlig unterworfen ſein. Es kam aber ganz anders und noch gar mancher Sohn des großen Czaarenreiches mußte hier verbluten, bevor der Fürſt Paskewitſch ſeinem Herrn und Kaiſer die Schlüſſel des unterworfenen Warſchaus ſenden konnte. Aber auch die vielen

Digitized by Google

jungen Hitzköpfe in unseren Reihen, die immer mit dem Munde so sehr vorweg waren, und nach den Erfolgen einiger kleinen Gefechte schon das Ganze beurtheilen wollten, hatten jetzt den Ernst einer größeren Feldschlacht und die Tüchtigkeit der disciplinirten russischen Armee in einer solchen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Man achtete sich von diesem Tage bei Wavre her gegenseitig viel mehr in beiden Heeren, und dieß war sehr gut, denn außer der Furcht vor einem Feinde halte ich nichts für so schädlich, wie dessen Nichtachtung. Auch die vielen Klubbhelden und Schreier in Warschau selbst hätten aus diesem Tage bei Wawre lernen sollen, daß, um ein freies mächtiges Polenreich zu gründen, es wahrlich anderer Sachen bedurfte, wie ihrer Reden, und mochten diese auch noch so schön sein, und ihrer geschriebenen Constitutionen und unpraktischen Gesetze. Diese Herren wollten und mochten aber nichts lernen, und wenn sie auch an den Tagen, wo ihnen der Kanonendonner von Wawre und Grochow in die Ohren brummte, verflucht kleinmüthig gewesen sein sollen, so wurden sie später, als wir die Russen wieder mehr zurückgedrängt hatten, ebenso übermüthig wie früher. Mit einer gewissen souverainen Verachtung sahen sie oft auf uns einfache Soldaten, die wir nur fechten und keine gelehrten Reden halten konnten, herab. Manch braver Officier hat sein Thun und Treiben von diesen Stubenhelden in Warschau bekritteln lassen müssen, und selbst tüchtige Generäle sind durch ihre Intriguen entfernt, und durch andere, die weit weniger leisteten, dafür aber mehr glatte Worte machen konnten, ersetzt worden. Es war in dieser Hinsicht oft eine heillose Wirthschaft damals in Polen und ich habe mich nicht wenig darüber geärgert, und alle diese Schwätzer in das erste Glied eines Regiments, das gegen eine feindliche Batterie anstürmen muß, gewünscht.

Wir glaubten eigentlich, daß die Russen am andern Tage das Gefecht bei Wawre wieder fortsetzen würden, und

der General Chlopicki, der unermüdlich die ganze Nacht hindurch thätig war, traf noch alle möglichen Anstalten, ihrem Angriffe zu begegnen. Obgleich ich ungemein müde war, denn wenn man wiederholte heftige Attaquen gemacht und sich mit dem Feinde herumgerauft hat, so verspürt man dieß schon im Körper, so mußte ich doch noch fast die ganze Nacht im Sattel bleiben. Es gab sehr viele Ritte zu besorgen, und auch mein zweites Pferd war zuletzt so marode, daß ich mir am andern Morgen noch einen kleinen erbeuteten Kosakengaul leihen mußte, um meinen Dienst thun zu können. Glücklicher Weise fehlte es nicht an gutem Proviant, denn da Warschau selbst in der Nähe lag, so waren aus der Stadt nach beendeter Schlacht ganze Schaaren von Einwohnern aller Stände herbeigeströmt, die ermüdeten Truppen mit Speise und Trank zu stärken. So mangelte es uns denn im Hauptquartier nicht an Champagner und Braten, und ich konnte mich erst immer durch einen frischen Trunk und einen guten Bissen laben, bevor ich wieder auf das Pferd steigen mußte.

Der russische Feldmarschall Diebitsch, der ein sehr vorsichtiger Feldherr war, hatte aber die Standhaftigkeit der Polen am ersten Tage so kennen gelernt, daß er keinen neuen Angriff unternehmen wollte, bevor er noch mehr Verstärkungen an sich gezogen hatte. Einige Batterien beschossen sich zwar etwas am andern Morgen, wobei aber, wie fast immer bei einem bloßen Artilleriegefecht der Fall, nicht allzuviel heraus kam, und die Vorposten plänkerten häufig mit einander herum, sonst blieb es aber den ganzen Tag still. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Rast recht lieb war, so große Freude ich auch sonst daran hatte, mich möglichst viel mit den Russen herumzuschlagen, denn ich und meine Pferde konnten uns nun doch wieder etwas ausruhen. Mitten in dem Lärm eines großen Stalles, wo es von Ordonnanzen aus und ein ging, warf ich mich auf die Streu und

Digitized by Google

ſchlief einige Stunden ſo feſt und ungeſtört, wie ich es nur im weichen Bette hätte thun können. Einige Stunden Ruhe, denn mehr bedarf ich im Felde nie, gaben mir bald meine frühere Kraft und Friſche wieder zurück.

Auch am zweiten Tage blieben die Ruſſen ruhig in ihren früheren Stellungen ſtehen, und außer daß einzelne Patrouillen auf einander ſtießen, fiel nichts vor. Da das Schlachtfeld noch voll Leichen lag und die Patrouillen unter einander es hinderten, daß dieſelben ruhig begraben werden konnten, ſo ſchickte der General Chlopicki den General Krukowiecki als Parlamentär zum ruſſiſchen General Witt, damit ein dreiſtündiger Waffenſtillſtand, zum Begraben der Todten, ausgemacht würde. In Begleitung dieſes Generals kam ich auch zu den feindlichen Vorpoſten, bei denen viele ruſſiſche Officiere aller Grade ſich befanden. Der Empfang von Seite derſelben gegen uns war zwar artig, aber doch ſehr ſteif und zurückhaltend. Unter dieſen Officieren erkannte ich, bei meinem ungemein ſcharfen Gedächtniß in derartigen Dingen, den ruſſiſchen Fürſten wieder, mit dem ich mich bei Brienne wiederholt ſo heftig herumgehauen und einige Tage ſpäter vergnügt mit ihm zuſammen getrunken hatte. Derſelbe trug jetzt ſchon General-Epaulettes und hatte die ganze Bruſt voll Orden. Ich redete ihn auf Franzöſiſch an und frug, ob ich vielleicht noch das Vergnügen habe, von ihm gekannt zu ſein. Der Ruſſe, der ein ſehr hochmüthiges Anſehen hatte und auch mehrere ruſſiſche Subaltern-Officiere in unſerer Gegenwart äußerſt geringſchätzend behandelte, antwortete in lakoniſchem Tone, daß er nicht wiſſe, ob und wo er mich geſehen habe, und überhaupt nicht jeden Officiers ſich mehr erinnern könne, der vielleicht einſt unter ſeinem Befehle geſtanden. Dieſer hochmüthige Ton verdroß mich, und ich ſagte ebenfalls etwas ſpöttiſch, die hohe Ehre, unter ihm zu fechten, hätte ich freilich noch nie gehabt, und würde auch hoffentlich in meinem Leben nie dazu kommen, aber gegen

Digitized by Google

ihn hätte ich ſchon früher gekämpft, und ob er ſich wohl noch des jungen Lieutenants von den franzöſiſchen Lanciers der Garde des Kaiſers Napoleon erinnere, mit dem er ſich bei Brienne ſo oft herumgehauen habe. Jetzt erſt faßte der ruſſiſche General mich recht ſcharf in's Auge, bemerkte mein Ehrenlegionskreuz, und ward darauf ſehr artig, ja ſelbſt herzlich gegen mich. Er meinte lachend, da wären wir ja alte Feinde oder Freunde, wie man es nehmen wolle, und ließ jetzt Champagner holen und trank mit mir auf die Erinnerung an jene alten Zeiten. Im Verlauf des weiteren Geſpräches fragte der General noch, warum ich nicht in ruſſiſche Dienſte getreten ſei, er hätte dann wohl für ein gutes Avancement Sorge tragen wollen. Ich that, als mache ich einen Scherz daraus und ſagte lachend, es freue mich ſehr, ihn in ſo guter Laune zu ſehen, daß er ſelbſt ſogar ſcherzen möge. Der Ruſſe hatte Tact genug, meinen Vorwurf zu verſtehen und dieſen Punkt fallen zu laſſen. Beim Wegreiten ſagte mir dieſer General noch, wenn ich vielleicht in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen ſollte, ſo möge ich mich nur an ihn wenden, er wolle dann ſchon nach Kräften für mich ſorgen. Es iſt möglich, daß dieß wirklich gut gemeint war, doch dachte ich, es könne auch Spott ſein, und ſo antwortete ich ihm denn: „auch ich verſpreche Ihnen meinen Schutz, mein Prinz, wenn wir Polen vielleicht das Glück haben ſollten, Sie als Gefangenen in unſerer Mitte zu ſehen", und damit galoppirte ich fort. Es läßt ſich mit dieſen vornehmen Ruſſen recht gut umgehen, doch muß man jeder arroganten Anmaßung derſelben wo möglich ſogleich mit Spott begegnen und ihnen auch nicht das Mindeſte einräumen. Die Franzoſen verſtehen dieß am Beſten und kommen deßhalb auch ſehr gut mit den Ruſſen aus, und dieſe ſind grade gegen ſie am höflichſten. Einen ſeltſamen Tauſch machte ich übrigens auch noch, während ich als Parlamentair bei den Ruſſen war. Ich ritt meine Falbe,

Digitized by Google

die wie gesagt einem russischen Stabsofficier gehört und von diesem in Warschau zurückgelassen war, wo ich sie denn gekauft hatte. Jetzt kam ein dicker russischer Infanterie-Oberst zu mir und sagte, diese Falbe habe ihm früher gehört und er sich so an dieselbe gewöhnt, daß er sie schmerzlich entbehren müsse, ob ich daher nicht die Gefälligkeit haben wolle, ihm das Thier wieder zu verkaufen. Ich sagte ihm, daß dieß nicht anginge, da ich ein tüchtiges Dienstpferd augenblicklich nicht entbehren könne, wenn er mir aber ein anderes brauchbares Reitpferd dagegen eintauschen wolle, so würde ich ihm seine Falbe gerne lassen. Der russische Oberst ließ nun einen braunen Hengst von der alten donischen Kosakenrace vorführen und sagte, er wolle mir dieß Roß gerne für meine Falbe geben, da es für ihn zu ungestüm sei. Ich bat, dasselbe vorher probiren zu dürfen, tummelte es in Gegenwart der russischen Officiere tüchtig herum, und da es mir besser als mein anderes Pferd gefiel, so war der Tausch auf der Stelle gemacht. Der Hengst erhielt die polnische Uhlanen-Chabracke und die Falbe die russische Chabracke aufgelegt, und Jeder von uns ritt mit dem Tausche sehr zufrieden auf seinem neuen Pferde davon. Dem alten russischen Grenadier, der das Umsatteln besorgt hatte, gab ich einen Silberrubel Trinkgeld, und demüthig küßte er mir die Hand und sagte: „möge es Ew. Hochwohlgeboren stets gut ergehen.“ In der nächsten Stunde mochte dieser russische Grenadier vielleicht schon lustig auf mich losschießen. Es kommen in einem Kriege oft gar seltsame Erscheinungen vor.

Am 13ten März griff der russische Feldmarschall Diebitsch unsere Linie aufs Neue an, nachdem er noch bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte, und die für das polnische Heer zwar unglückliche aber nichts destoweniger in hohem Grade ehrenvolle Schlacht bei Grochow begann. Als gegen 9 Uhr Morgens die russischen Kanonen zu don-

Digitized by Google

nern anfingen, hielt sich der General Chlopicki unweit der letzten zerstörten Häuser eines Dorfes auf, und hier verweilte er die meiste Zeit, bis er sich zuletzt in das berühmte „Erlenhölzchen" begab, wo der Kampf am ungestümsten tobte und die Entscheidung des Tages ausgefochten werden mußte. Es war ein mörderischer Tag bei Grochow, und obgleich ich wohl Schlachten beigewohnt hatte, in denen größere Truppenmassen sich gegenüberstanden, so doch keiner, in der es heißer zuging und wo mit mehr gegenseitiger Wuth gefochten wurde. Der Kern der russischen und polnischen Infanterie traf hier zusammen, denn zu größeren Reitergefechten kam es des vielen sumpfigen Bodens wegen nicht viel, und keiner von Beiden wich und wankte, ehe ihre Reihen aufs Aeußerste gelichtet und die Kräfte der Soldaten vollkommen erschöpft waren. Immer neue Reserven führte der russische Obergeneral in's Feuer, immer neue Regimenter mußten die schon zusammengeschossenen oder vollkommen ermüdeten wieder ablösen. Bei dem dreimal wiederholten Sturm auf das Erlenwäldchen von Grochow, das den Schlüssel unserer Schlachtlinie ausmachte, wurden immer und immer wieder neue Grenadier-Kolonnen vorgeführt, bis es den letzten endlich gelang, sich in demselben festzusetzen. Alles stand hier auf dem Spiel, seine Feldherrnehre war verloren, der Ruf des russischen Heeres vernichtet, wenn der Feldmarschall Diebitsch hier nicht über die viel schwächeren Polen gesiegt hätte. Aber auch diese mußten mit der größten Anstrengung kämpfen, denn es galt, das nahe Warschau, die Hauptstadt des Landes, den Sitz des ganzen Unabhängigkeitskampfes, zu retten. Wäre von den Polen bei Grochow nicht mit so großer Tapferkeit gekämpft worden, daß das russische Heer, obgleich Sieger, für die nächste Zeit zu einer Hauptschlacht zu sehr geschwächt war, leicht hätte der Feldmarschall Diebitsch auf den Gedanken kommen können, über die Eisdecke der Weichsel, die noch haltbar

Digitized by Google

genug war, zu gehen und Warſchau ſelbſt zu erſtürmen. Wäre dieß geſchehen, ſo hätte der Unabhängigkeitskampf Polens ſchon damals ſein ſchnelles Ende gefunden. Uebrigens ſchlug ſich das ruſſiſche Heer bei Grochow ſehr gut und wenn auch den meiſten Truppen deſſelben der ungeſtüme begeiſterte Muth der polniſchen Soldaten häufig fehlte, ſo zeigte ſich ihre ſtrenge Disciplin und muſterhafte Ordnung doch in recht vortheilhafter Weiſe. Es griff Alles wie eine Maſchine ineinander, während grade hierin bei uns ſich manche Fehler zeigten, und beſonders auch die Subordination einzelner Generäle unter dem General Chlopicki nicht der Art war, wie ſie hätte ſein ſollen. Auch einzelne neuerrichtete Korps ſchlugen ſich nicht zum Beſten und ſtanden weit, weit hinter den alten Regimentern zurück.

Der General Chlopicki war fortwährend im heftigſten Feuer und mehrere Pferde waren ihm ſchon unter dem Leibe erſchoſſen worden. Auch mein neuer brauner doniſcher Hengſt, den ich an dem Tage recht einweihte, hatte unter mir ſchon eine leichte Wunde am Halſe erhalten, ſo daß ich ihn zurückſchickte und ein ruſſiſches Beutepferd beſtieg. Gegen halb 2 Uhr Nachmittags erhielt der General Chlopicki die wiederholte Meldung, daß der General Zimynski, der mit 12 Bataillonen den Erlenwald beſetzt hatte, dem wiederholten Anſtürmen der Ruſſen nicht länger Stand halten könne, da ſeine Truppen theils erſchöpft, theils auch gänzlich aufgerieben waren. Bald darauf erhielt der tapfere Zimynski auch die tödtliche Wunde, an der er einige Tage darauf in Warſchau geſtorben iſt. Jetzt galt es für den General Chlopicki, die Schlacht zu retten oder ſelbſt unterzugehen. Der General Bogulawski mußte mit ſeiner Brigade, die aus dem berühmten 4ten und dem 8ten Linien-Regiment beſtand, einige allzu hart mitgenommene Truppen im Erlenwald ablöſen, während Chlopicki ſelbſt ſich an die Spitze von 4 Bataillonen Garde-Grenadieren ſtellte, und

Digitized by Google

dieſe auf den Kampfplatz und ſo den Ruſſen gegenüber führte. Sacre dieu, was begann jetzt hier für ein Kampf, es war wirklich faſt, als wenn die Hölle los wäre, ſo krachte und blitzte es von allen Seiten. Ich bin doch gewiß ſchon oft im heißen Gefecht geweſen, aber niemals, und ſelbſt nicht, als unſer großer Kaiſer Napoleon bei Mont-Saint-Jean die letzte Entſcheidung herbeiführen wollte, entſinne ich mich, daß der Tod auf kleinem Raume eine reichere Ernte gehalten hätte, als hier im Erlenholz bei Grochow am 13ten März 1831. Zu ganzen Wällen aufgethürmt lagen die Leichen hier ſchon übereinander und immer noch mehrte ſich die Zahl derſelben. Die Kanonen, die hier in großer Nähe gegen einander wütheten, krachten, daß man faſt taub werden konnte, und das Geknatter der Flintenſchüſſe, das Wirbeln der Trommeln, das Rufen der Officiere, um ihre Leute zum Vorwärtsſtürmen anzuſpornen, ertönte unaufhörlich dazwiſchen. Wie die Helden ſtanden unſere Leute, und immer und immer neue Colonnen ſchickte der ruſſiſche Feldmarſchall, der hier ſelbſt das Gefecht leitete, gegen uns zum Stürmen vor. Als wenn der Boden förmlich durch Pflüge aufgewühlt wäre, ſo war er von den ruſſiſchen Kanonenkugeln zerriſſen, wie auch den umſtehenden Bäumen ſchon faſt alle ihre Aeſte zerſchmettert waren. Wo aber der Kampf am mörderiſchſten wüthete, da war auch gewiß der General Chlopicki in ſeinem einfachen grauen Ueberrock, die kurze Pfeife im Munde, zu finden, ſtets das Gefecht leitend und die Truppen zu größerer Standhaftigkeit anfeuernd. Plötzlich aber ward er aus dieſem Erlenwald abberufen, da er ſah, daß die Ruſſen mit großen Cavalleriemaſſen ſich unſerer Linie näherten, und vielleicht einen allgemeinen Angriff mit ihrer Reiterei beabſichtigten. Hiergegen Anſtalten zu treffen, jagte der General zum Fürſten Radziwill, der dem Namen nach unſer Oberbefehlshaber war, damit dieſer dem General Thomas Lubenski den Befehl ertheile, mit ſeiner Cavallerie-Diviſion

Digitized by Google

den Ruſſen entgegen zu gehen, wozu derſelbe keine Neigung hatte, da ihm das Terrain für Reiterangriffe höchſt ungünſtig zu ſein ſchien. Im Begriff, wieder in den Erlenwald zurück zu reiten, wo die Polen nur noch mit äußerſter Anſtrengung ſich behaupten konnten, ſchmetterte eine ruſſiſche Kanonenkugel den General ſammt ſeinem Pferde zuſammen. Schwer verwundet wurde er auf die Senſenſtiele einiger Krakuſen gelegt und ſo nach Warſchau zurückgetragen. Trotz ſeiner ſchweren Wunde hat der edle Feldherr doch bei dieſem Zurücktragen ſeine Faſſung nicht verloren, die Truppen noch fortwährend ermahnt und einigen Bataillonen Befehle ertheilt. Mit ihm ging an dieſem Tage bei Grochow die Einheit in der Leitung des polniſchen Heeres verloren und ſo war ſeine Verwundung ein großer Verluſt für uns. Die Energie und Geiſtesgegenwart des Generals Skrzynecki, der zuletzt im Erlenwald den Oberbefehl führte, trug übrigens ſehr viel dazu bei, daß der endliche Rückzug der Polen nach Warſchau zu doch im Ganzen mit großer Regelmäßigkeit und Ordnung vor ſich gegangen iſt. Die Ruſſen waren übrigens ſelbſt viel zu geſchwächt und ermattet, als daß ſie an eine Verfolgung hätten denken können.

An 8000 Todte bedeckten ſchon den kleinen Raum in und um den Erlenwald, den 18000 Polen gegen 29000 Ruſſen ſo lange vertheidigt hatten, da gaben unſere Truppen, die furchtbar zuſammengeſchmolzen waren, dieſe Stellung auf und zogen ſich in guter Ordnung zurück. Eine ruſſiſche Kugel traf jetzt mein Pferd, das im letzten Todeskampf ſich krampfhaft aufbäumte, daß der Sattelgurt ſprang und ich ſammt dem Sattel auf die Erde fiel. Ich ſchlug dabei mit dem Kopfe gegen ein demolirtes Wagenrad, und der Fall war ſo heftig, daß ich betäubt auf der Erde liegen blieb. Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß mein treuer Bedienter, der meinen Fall aus der Ferne mit angeſehen hatte, mich mit Hülfe eines anderen Soldaten mitten im

Digitized by Google

heftigſten Schlachtengetümmel aufhob und über die Eisdecke der Weichſel, die für einzelne Fußgänger noch hielt, nach Warſchau ſchleppte. In dem gräflichen Hauſe, in dem ich früher einquartiert geweſen war, wurde ich auch jetzt wieder aufgenommen und mit der größten Sorgfalt verpflegt. Einige Tage vergingen übrigens, bis ich meine völlig klare Beſinnung wieder erhielt, und erſt in 2 Wochen war ich ſo weit hergeſtellt, daß ich meinen Dienſt wieder verſehen konnte. Von der traurigen Stimmung, die in Warſchau über den Verluſt der Grochower Schlacht herrſchte, habe ich daher als Augenzeuge ſelbſt nicht viel geſehen.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Zug mit dem General Dwernicki nach Wolhynien. Heftiges Reitergefecht bei Boremel. Uebertritt des Korps nach Wolhynien. Uebertritt des Korps nach Gallizien. Entkommen nach Polen. Verwundung. Zustand des polnischen Heeres. Einnahme von Warschau durch die Russen. Uebertritt der letzten polnischen Truppen nach Preußen.

Der General Chlopicki, der schwer verwundet in Warschau lag, bedurfte ja vorläufig keines Adjutanten mehr, und da ich dem Dienst im Hauptquartier keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte, denn die vielen Intriguen und Streitigkeiten daselbst ärgerten mich zu sehr, so suchte ich nach meiner Wiederherstellung die Führung meiner Escadron wieder zu übernehmen. Dieselbe befand sich noch immer bei dem Korps des Generals Dwernicki, der die neu gebildeten dritten Divisionen der 4 alten reitenden Jäger und 4 alten Uhlanen-Regimenter der polnischen Armee unter seinem Befehle hatte. In der Stärke von 6000 Mann, worunter 22 Schwadronen Cavallerie und 12 Geschütze, stand dieß Korps des Generals Dwernicki damals in und um Zamosk, wohin ich denn mit meinen beiden Pferden abging. Als ich mich bei dem General meldete, empfing mich dieser sehr freundlich und meinte, ich komme grade zur rechten Zeit, um ihn auf einem Zuge nach Wolhynien, den er vorhabe, zu begleiten. Eignete sich übrigens ein General des polnischen Heeres für diese sehr kühne Unternehmung, die den Krieg mehr in die lithauischen Provinzen Rußlands verpflanzen sollte, so war es gewiß Dwernicki. Obgleich nicht mehr ganz jung

Digitized by Google

und schon von ziemlicher Wohlbeleibtheit, war er doch einer der kühnsten und unternehmungslustigsten Cavallerie-Generäle, unter deren Befehl ich je gestanden habe. In dem Feuer und Ungestüm des Angriffes schien er sich wirklich den König Murat zum Vorbild genommen zu haben, wenn er auch sonst vernünftiger Weise das Material mehr zu schonen und die Kräfte von Roß und Reiter nicht zu sehr zu ermüden verstand, wie es bei dem Könige leider der Fall war. Im persönlichen Umgang war der General Dwernicki ungemein liebenswürdig und von jovialer Natur und hatte die Gabe, nicht allein seine Soldaten, sondern auch alle Einwohner der Landesbevölkerung, mit der er in Berührung kam, sehr für sich zu gewinnen. Grade bei einer Unternehmung, wie die nach Wolhynien, wo es galt, die dortige Bevölkerung für den Zweck des polnischen Krieges zu begeistern und den Aufstand auch dahin zu verpflanzen, war dieß von großer Wichtigkeit. Ob überhaupt sonst diese ganze Expedition nicht theilweise eine sehr verfehlte war, ist eine andere Frage, über welche ich schon oft die verschiedenartigsten Meinungen aussprechen hörte. Ich als einfacher Cavallerie-Officier, der nicht Kenntniß genug von dem ganzen inneren Zusammenhang des polnischen Krieges und den politischen Verhältnissen in Europa habe, erlaube mir darüber kein Urtheil. So viel weiß ich nur aus eigener Erfahrung, daß wir oft arg getäuscht wurden, und besonders die Stimmung der großen Masse des Landvolkes in Wolhynien gar nicht so begeistert für den Krieg war, wie man uns gesagt, und wie wir auch geglaubt hatten. Nur der Adel zeigte mit wenigen Ausnahmen den lebhaftesten Enthusiasmus für die Wiederherstellung des alten großen Polenreiches, und scheute zu diesem Zwecke kein Opfer an Gut und Blut. Eine Menge junger Adliger aus diesen alten polnischen Provinzen dienten in den Reihen unseres Heeres und es gab manche vornehme Familie, die freudig fast ihr ganzes Vermögen dem Zweck des Kampfes

Digitized by Google

opferte. Die größtentheils leibeigenen Bauern in dieſen Landſtrichen thaten in ſtumpfem Gehorſam faſt immer nur, was ihre Herrſchaft befahl. War dieſe polniſch geſinnt, ſo dienten ſie in den Reihen des polniſchen Heeres, war dieß aber nicht der Fall, dann auch faſt ebenſo willig bei den Ruſſen. In beiden Heeren fochten dieſe Soldaten, wenn ſie nur gute Officiere hatten, mit der großen perſönlichen Herzhaftigkeit und der Nichtachtung von Strapazen, Beſchwerden und Gefechten aller Art, die dem Polen faſt immer von Natur angeboren iſt. Strenge energiſche Führung durfte aber nicht fehlen und auch ſelbſt körperliche Züchtigungen, an welche die Bauern hier von Jugend auf ebenſo wie an das Brod gewöhnt ſind, waren oft nicht überflüſſig.

Mit frohem Muthe und voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit unſeres Führers marſchirten wir am 4. April von Zamosk aus. In der Nacht des 10. Aprils gingen wir über den Bug, nachdem den ganzen Tag ſehr eifrig an einer Schiffsbrücke über dieſen Fluß, der das neue Königreich Polen von den altpolniſchen Provinzen trennte, gearbeitet war. Gegen 10 Uhr Abends fing der Uebergang an, und dauerte ununterbrochen die ganze Nacht, ſo daß am anderen Morgen unſer Korps völlig auf dem jenſeitigen Ufer ſtand. Es ging grade die Sonne auf, als der General die Truppen zuſammentreten ließ, und eine kurze aber begeiſterte Rede an dieſelben richtete, in der er auf die Wichtigkeit, zugleich aber auch Gefährlichkeit unſeres ganzen Unternehmens aufmerkſam machte. Der Pole läßt ſich im Allgemeinen leicht durch feurige Worte begeiſtern und ſo wurde auch dieſe Rede des Generals Dwernicki mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Es machte auch das Ganze wirklich einen feierlichen Eindruck, der ſelbſt mir, der ich im Ganzen kein Freund von Reden bin, nach ſo langen Jahren erinnerlich geblieben iſt.

Unter den vielen kleineren und größeren Gefechten, die wir auf dieſem Zuge nach Wolhynien mit den ruſſiſchen

Digitized by Google

Truppen unter dem General Rüdiger zu beſtehen hatten, erinnere ich mich noch beſonders lebhaft des Gefechtes bei Boremel am 19. April. Es ging ſehr heiß an dem Tage zu und an 5 Stunden, von des Mittags 1 Uhr bis Abends 6, hauten wir Cavalleriſten uns mit den Ruſſen herum. Der General Dwernicki, für den ein recht heftiges Reitergefecht eine wahre Luſt war, ſchwebte an dieſem Tage wiederholt in der größten Gefahr, getödtet zu werden. Er hatte ſich zuerſt ſelbſt an die Spitze von 2 Escadrons unſerer reitenden Garde-Jäger und der neu errichteten Kosciusko-Krakuſen geſetzt und die ruſſiſchen Huſaren attaquirt. Unſere Reiterei ward aber anfänglich von der ruſſiſchen Uebermacht zuſammengedrängt, und dem General, der am heutigen Tage nicht ſeinen gewöhnlichen Schimmel, ſondern eine Falbe ritt, ſein Pferd unter dem Leibe getödtet. Schon hatten die Ruſſen denſelben umringt, als unſere Cavalleriſten, die jetzt erſt merkten, daß der General fehle, ſich wieder umdrehten, wüthend auf die Ruſſen einhieben und ſo den General befreiten, dem ein Officier darauf ein anderes Pferd gab. Auch meine Uhlanen-Escadron machte mir an dieſem Tage bei Boremel große Freude, und die Soldaten führten ihre Attaquen ſo gut aus, wie es die alten Lanciers-Regimenter des Kaiſers Napoleon auch nicht beſſer hätten machen können. Von den Ruſſen fochten übrigens einzelne Truppentheile und beſonders die Dragoner auch ſehr muthig, ſo daß es ein hartes gegenſeitiges Ringen und Kämpfen gab. Ich ſelbſt kam an dieſem Tage nicht ſo recht dazu, Säbelhiebe auszutheilen, wie es ſonſt oft der Fall war. Einem ruſſiſchen Koſacken, der einen heftigen Stoß mit ſeiner Lanze nach mir führen wollte, zerſplitterte ich dieſelbe durch eine gute Parade mit meinem Säbel. Bevor ich aber noch zu einem weiten Hieb ausholen konnte, hatte ein neben mir reitender alter Unterofficier von uns dem Feinde ſo mit der Piſtole durch die Bruſt geſchoſſen, daß der auf der Stelle todt aus

Digitized by Google

dem Sattel stürzte. Große Freude hatte ich auch an der Tapferkeit und Geschicklichkeit eines jungen Trompeters meiner Escadron, den ich selbst erst in Warschau vor einigen Monaten angeworben. Derselbe war auch dem Anschein nach nicht älter wie ich, als ich mir 1810 bei dem polnischen Lancier-Regiment in Spanien die ersten Sporen verdiente, und da ich grade hindurch vielfach an meine eigne Jugendzeit erinnert ward, so mochte es wohl kommen, daß ich für den kleinen Trompeter mein besonderes Interesse zeigte. Er verdiente dasselbe auch in der That, denn es war ein fixer muthiger Junge, der seinen Säbel schon so geschickt, wie der älteste Uhlan zu führen wußte. In diesem Reitergefecht bei Boremel, wo es in einzelnen Angriffen hin und her wogte, sah ich ihn in einem lebhaften Gefecht mit einem alten russischen Kosaken, der wie wüthend mit der Lanze nach ihm stieß, begriffen. Ich wollte meinem kleinen Trompeter schon zu Hülfe kommen, der aber rief mir ganz lustigen Muths in polnischer Sprache zu: „Lassen Sie mir den nur allein, ich werde schon mit ihm fertig", und kaum eine Minute dauerte es noch, da hatte der Russe einen solchen Säbelhieb über den rechten Arm, daß er die Lanze fallen lassen und so sich dem Trompeter ergeben mußte. Der war denn ungemein darüber vergnügt, und gar noch mehr, als ich ihn des Abends beim Appell nach dem Gefecht öffentlich vor der aufmarschirten Escadron lobte und mehreren Uhlanen als Muster empfahl. Schade um den braven Jungen, daß er in einem späteren Gefecht mit den Russen furchtbar von einem Kartätschenschuß verwundet ward, und gewiß große Schmerzen ausstehen mußte, bevor er starb. Auch den ältesten Unterofficier meiner Escadron, der auch schon seit 1812 diente und den Feldzug nach Rußland, aber bei einem anderen Regimente als ich, mitgemacht hatte, verlor ich in diesem Gefechte. Derselbe hatte jedenfalls gewisse Todesahnungen am Abend vorher, wie mir dieß schon wiederholt in meinen Feldzügen

Digitized by Google

angekommen iſt, und ſagte mir, daß er beſtimmt in nächſter Zeit fallen werde. Er übergab mir auch ſeine Uhr und geringe Baarſchaft und bat mich, daß ſeine Frau, die in Warſchau lebe, dieſe Sachen erhalte. Ich verſprach ihm nun dieß, äußerte aber, daß ſo gut wie ihm ſelbſt, mir das Schickſal werden könne, in der nächſten Zeit vor dem Feinde zu fallen. Der alte Unterofficier ſah mich jetzt einen Augenblick ſtarr an, als wolle er mein Geſicht zergliedern und ſagte dann mit wirklich feierlicher Stimme: „Nein, nein, Herr; Sie werden nicht in dieſem Feldzug ſterben, und wenn ſie auch noch ſo viel Blut laſſen müſſen, ſo bleiben Sie doch am Leben, mich aber wird man morgen beim Appell vergeblich aufrufen.“ Ich kann nicht leugnen, daß dieſe Worte des alten Mannes, die er in einem faſt prophetiſchen Tone ausſprach, einigen Eindruck auf mich machten.

Bei der Attaque am Gefechtstage ſelbſt jagte der alte Unterofficier wie ein wüthender Löwe auf die ruſſiſchen Huſaren los. Die neben ihm reitenden Uhlanen haben mir ſpäter erzählt, er habe ihnen im Gefecht noch zugerufen, „daß ich heute ſterben muß, weiß ich, aber von dieſen verfluchten Ruſſen will ich denn vorher auch noch ein gutes Theil mit in die andere Welt nehmen.“ Dabei ſoll er denn ſo gewaltig eingehauen haben, daß rechts und links die Feinde ſcheu zurückwichen, und ſich förmlich ſo ein leerer Kreis um den Alten bildete. Einen ruſſiſchen Officier haute er, wie ich ſelbſt geſehen habe, noch mit einem mächtigen Säbelhieb vom Pferde, und wollte eben einen andern Feind angreifen, als ein Dragoner ihm mit ſeinem Karabiner durch den Kopf ſchoß, ſo daß er auf der Stelle todt aus dem Sattel ſtürzte.

Unſer Verluſt an dieſem für uns ſo glänzenden Gefechtstage bei Boremel betrug einige hundert Mann, der der Ruſſen war aber gewiß größer. Die gegenſeitige Wuth, mit der gefochten wurde, war ſo ingrimmig, daß bei dem eigentlichen Reitergefecht ſelbſt gewiß ſehr wenige Gefangene

Digitized by Google

gemacht worden sind. Meine Uhlanen, die von den vielen Mißhandlungen, welche sich besonders die Kosacken gegen die polnischen Gefangenen zu Schulden kommen ließen, gehört hatten, waren so wüthend, daß sie kurz vor der Attaque sich gegenseitig laut das Versprechen gaben, weder Pardon zu geben, noch solchen zu nehmen. So viel ich gesehen, haben sie auch dieß Versprechen getreulich erfüllt. Ich selbst nahm übrigens bei dem letzten Angriff, den wir machten, einen schwer verwundeten russischen Dragoner-Officier gefangen. Derselbe hatte mit vielem Muthe gefochten und sollte eben von den wüthenden Uhlanen einer anderen Escadron zusammengehauen werden, als es mir gelang, mich dazwischen zu werfen und dem Officier, einem gebornen Kurländer, das Leben zu retten. Wir konnten den Schwerverwundeten bei unserem ferneren eiligen Marsch doch nicht mehr mitnehmen, und so schickte der General Dwernicki denselben mit einem Parlamentair an die Russen zurück. Ueberhaupt hielt unser General mit Recht sehr strenge darauf, daß die russischen Gefangenen möglichst gut behandelt wurden, und er hat selbst wiederholt Soldaten von uns mit strengen Strafen belegt, wenn er sie bei einer Rohheit oder gar Grausamkeit gegen die Gefangenen ertappte.

Schon in der Nacht nach diesem Gefechte bei Boremel brachen wir wieder auf, um uns der russischen Uebermacht, die von allen Seiten näher an uns heandrängte, zu entziehen. Es waren jetzt an 14,000 Mann der besten russischen Truppen unter den Generälen Rüdiger und Berg gegen uns, während unser Korps nur noch an 4200 Mann unter den Waffen zählte, und da war es denn freilich kein Wunder, daß trotz aller unserer Anstrengungen der Sieg endlich den russischen Generälen zu Theil werden mußte. Der General Dwernicki, der bis zum letzten Augenblick den Muth nicht verlor, obgleich er oft heftig fluchte, daß die Volhynier im Allgemeinen nicht mehr Enthusiasmus für unsere Sache

Digitized by Google

zeigten, da man uns doch unter dem Vorwand der allgemeinen Erhebung der Bevölkerung in diese Provinz gelockt hatte, faßte jetzt den kühnen Entschluß, daß wir uns wo möglich nach Podolien durchschlagen sollten. Eine Reihe der angestrengtesten Märsche, die ich je mit europäischer Cavallerie gemacht habe, begann jetzt für uns. Ueberall verfolgten uns die zahlreicheren Russen, deren Geschütz besonders nicht allein an numerischer Stärke, sondern namentlich auch an Güte der Bespannung dem unsrigen um das vierfache überlegen war, und fast täglich kam es zu größeren oder kleineren Gefechten. Wie die Hasen liefen wir noch nicht davon, sondern wehrten uns mit verzweifeltem Muthe, und manchen russischen Husaren oder Dragoner hieben und stachen meine Uhlanen noch vom Pferde.

Am 21. April kamen wir in Radziwillow hart an der galizischen Grenze an. Ein ungemeiner Jubel empfing uns hier, und aus dem nahen Galizien strömten große Menschenmassen zu uns, um die polnischen Soldaten, von denen sie schon so viel gehört hatten, jetzt selbst auch zu sehen. Alle, die zu uns kamen, brachten reiche Vorräthe an Lebensmitteln und Getränken mit, so daß unsere Soldaten sich wirklich mal wieder einen guten Tag machen und nach den vielen Entbehrungen und Anstrengungen aller Art, die sie hatten erdulden müssen, recht in Ueberfluß schwelgen konnten. Der General Dwernicki ritt hart bis an die k. k. österreichische Grenze, wohin österreichische Beamte und Officiere in Menge gekommen waren, und hielt längere Zeit eine Unterredung mit denselben. Die österreichischen Officiere waren bei dieser Gelegenheit ungemein artig gegen uns, und besonders mehrere geborene Ungarn und Gallizier unter denselben ließen es ganz deutlich merken, daß sie für unsre polnische Sache weit größere Sympathien wie für die Russen hegten, „dürften wir nur, Kamerad, mit Freuden führte ich meine ganze Schwadron Ihnen zu, und meine Husaren würden gern gegen die

Digitized by Google

Ruſſen einhauen", ſagte mir ein junger ungariſcher Huſaren-Rittmeiſter. Ueberhaupt habe ich nie eine Armee gefunden, deren Officiere ein ſo freundſchaftliches und recht kameradſchaftliches Benehmen gegen die Officiere anderer Truppen, ſelbſt wenn dieſe ihnen eben noch als Feinde mit den Waffen in der Hand gegenüber ſtanden, zeigten, wie grade die öſterreichiſchen. Schon 1814 und 15 war dieß in Frankreich der Fall, wo wir franzöſiſche Officiere am liebſten mit den öſterreichiſchen verkehrten und jetzt in Gallizien auch wieder. Die hochmüthigſten Officiere habe ich ſtets bei den Engländern gefunden, bei den Ruſſen ſind ſehr artige und feingebildete, aber auch viele ganz rohe gemeine Leute, wie man ſolche in keiner anderen Armee finden wird, unter den Officieren; bei den Preußen ſind dieſelben gebildet und äußerlich ſehr artig, aber ſonſt in ſehr ſteifen conventionellen Formen ſich beengend, ſo daß man am ſchwerſten mit ihnen bekannt wird. Sehr liebenswürdige Leute ſind unter den Spaniern; aber auch viele gänzlich ungebildete und dabei lächerlich hochmüthige Narren.

Während die Galizier uns in Radziwillow ſo feſtlich bewirtheten, benutzten die zahlreichen Juden daſelbſt den Umſtand, daß unſer General Dwernicki die ruſſiſchen Zollämter natürlich aufgehoben hatte, mit emſiger Thätigkeit, möglichſt viele hochverſteuerte Sachen nach Rußland hineinzubringen. Es war wirklich komiſch mit anzuſehen, wie geſchäftig dieſe Juden, die nie einen Vortheil außer Augen laſſen werden, hiebei ſich anſtellten, und gar manche lächerliche Scene, über die wir, wie mir noch erinnerlich iſt, herzlich lachten, fiel dabei vor. Mancher dieſer Juden hat gewiß in der kurzen Zeit einen ſehr bedeutenden Gewinn gemacht, den ihm aber wahrſcheinlich die Ruſſen ſpäter wieder abzujagen verſtanden haben.

Immer trauriger ward trotz dieſer augenblicklichen Freude in Radziwillow jetzt übrigens die Lage unſeres Korps, denn

Digitized by Google

von allen Seiten hatten die Russen immer zahlreichere Streitkräfte herangezogen und uns so umstellt, daß dem General Dwernicki kaum noch ein anderer Ausweg übrig blieb, als auf das österreichische Gebiet überzugehen und sich dort entwaffnen zu lassen. So lange wie möglich zauderte der tapfere General mit diesem traurigen Entschluß, und immer hoffte er noch einen Ausweg nach Podolien zu finden, allein vergeblich; das feindliche Netz zog sich stets mehr um uns zusammen. Dazu war auch ein Theil der Mannschaft und mehr noch der Pferde so erschöpft, daß man selbst mit dem besten Willen ihnen keine solche Gewaltmärsche und dabei heftige Angriffe mehr zumuthen konnte, wie wir sie in der letzten Zeit gemacht hatten.

In einer ziemlich festen Stellung hart an der Gallizischen Grenze blieben wir nun noch einige Tage stehen, um einen für uns günstigen Ausgang zu erwarten. Dieser wollte sich nicht finden, und da am 27. April der General Rüdiger mit großer feindlicher Uebermacht uns wieder angriff, so zog der General vor, sein Corps, anstatt es nutzlos aufreiben zu lassen, nach Gallizien überzuführen, wo es dann einige Tage später entwaffnet und aufgelöst wurde. Bei diesem Uebertritt hatte ich mit einem Theil meiner Escadron noch ein ziemlich heftiges Gefecht mit den russischen Husaren, die gar hitzig nachdringen wollten. Wir hieben noch ein Dutzend derselben zusammen und nahmen ihnen die Pferde ab.

Einige Tage nach unserem Uebertritt nach Gallizien, wohin uns die Russen nicht folgen durften, sollte unser Korps entwaffnet und vorläufig dann nach Siebenbürgen transportirt werden. Die Theilnahme, welche die ganze Bevölkerung Galiziens für uns hegte, war aber so groß, daß sehr vielen Officieren wie Soldaten Gelegenheit gegeben ward, heimlich zu entwischen und in größeren oder kleineren Abtheilungen sich wieder nach Polen durchzuschleichen. Auch das öster-

Digitized by Google

reichiſche Militair, welches zu unſerer Ueberwachung kommandirt war, drückte ſo viel wie möglich die Augen zu, und ließ viele wieder frei. Mir ſelbſt glückte es ſchon am anderen Tage, nachdem wir über die Grenze gegangen waren, wo wir noch alle unſere Waffen bei uns führten, mit drei Officieren und 27 Uhlanen meiner Escadron wieder zu entkommen. Nur tüchtige zuverläſſige Leute mit den beſten Pferden konnte ich mitnehmen, da unſer Hauſe nicht zu groß ſein durfte, um die Aufmerkſamkeit nicht zu erregen. Oeſterreichiſches Militär war aber meiner Flucht nicht fremd und wir haben ſelbſt von demſelben heimlicher Weiſe einige Winke und Rathſchläge erhalten, wie mir wohl am Beſten nach Polen zurückkommen könnten. Dieſe Durchſchleichung wäre mir aber nie geglückt, wenn ich nicht unter meinen Uhlanen 2 Freiwillige gehabt hätte, die mit der ganzen Gegend vollkommen vertraut waren und jeden noch ſo heimlichen Weg durch die Wälder und Sümpfe genau kannten. Es war dieß Unternehmen übrigens einer der gefahrvollſten und angeſtrengteſten Reiterzüge, die ich je gemacht habe. Alle unſere Pferde bis auf meinen Doniſchen Hengſt und 2 andere Thiere gingen dabei zu Grunde, und es war nur ein Glück, daß die 15 Uhlanen, die ich glücklich durchbrachte, zuletzt mit erbeuteten Koſakenpferden beritten gemacht werden konnten. Tag und Nacht faſt ſaßen wir im Sattel und trabten in den dichten Wäldern auf faſt unwegſamen Fußwegen fort, um den ruſſiſchen Streifſchaaren zu entgehen. Hätte uns indeß nicht die Theilnahme der Bevölkerung überall bei dieſem Unternehmen unterſtützt, ſo wäre daſſelbe gar nicht möglich geweſen. So ſind wir einſt in einem Schloſſe mit einem ruſſiſchen General, der eine zahlreiche Eskorte bei ſich hatte, zuſammen geweſen. Unſere Pferde waren in einem Stall, vor deſſen Thüren dann große Holzſtöße aufgeſtapelt wurden, wir ſelbſt aber wurden auf dem Boden des Schloſſes unter einem Haufen Matten von Bindbaſt verſteckt. Ein anders Mal wurde

Digitized by Google

von einem polnisch gesinnten Gutsbesitzer ein Kosaken-Unterofficier sammt seiner Mannschaft von 6 Kosaken mit 100 Dukaten bestochen, damit sie uns selbst heimlich durch die russischen Vorposten führten. Für Geld ist in Rußland stets alles zu haben, und ich habe es selbst erlebt, daß ein russischer Officier, der eine große Munitionskolonne führte, diese den Polen für 500 Dukaten verkaufte und dann sich so anstellte, als wenn er von den Feinden überfallen worden sei. Einige kleine Kosaken-Detaschements überfielen wir aber selbst mit Hülfe von Einwohnern und nahmen ihnen ihre Pferde weg, so wie wir auch einst drei russische Officiere, die ganz unbesorgt in einem Wagen fuhren, da sie gar nicht ahnten, daß hier Feinde seien, gefangen nahmen und auch glücklich mit durchbrachten. Freilich kostete dieß Alles nicht geringe Mühe und es verging selten eine Nacht, die wir nicht im Sattel zubringen mußten. Wenn man aber nur Hoffnung auf ein glückliches Gelingen seines Unternehmens hat, so erträgt ein tüchtiger Soldat alles derartige sehr leicht.

Wir waren unserem polnischen Heere schon sehr nahe gekommen und konnten hoffen, die äußersten Vorposten desselben in wenigen Stunden zu erreichen, als wir noch ein hitziges Gefecht mit einer starken Patrouille russischer Husaren zu bestehen hatten. Dieselbe war uns schon längere Zeit nachgesetzt, jedoch hatte ich sie durch allerlei Kreuz- und Querzüge und verschiedene Kriegslisten bisher immer noch glücklich zu täuschen und von unserer rechten Spur abzubringen gewußt. Jetzt so nah an dem Ziel, wo wir hoffen durften, den Lohn für alle unsere vielen Mühseligkeiten in wenigen Stunden vielleicht schon zu ernten und unsere Truppen zu erblicken, doch noch in russische Gefangenschaft gerathen zu müssen, war ein Gedanke, der mich und meine Leute mit der äußersten Wuth erfüllte. „Lebendig sollen sie uns nicht haben, also kämpft bis zum letzten Athemzug", rief ich meinen wenigen Uhlanen zu, und nun ging es gegen die Russen

Digitized by Google

an. Wenn die ruſſiſche Reiterei oft ſehr tapfer und beſonders auch ausdauernd in geſchloſſener Linie kämpft, ſo ſind dieſe Soldaten ſelten im Einzelngefecht recht gewandt. Es fehlt ihnen das Selbſtvertrauen und die Zuverſicht, die der Reiter im Einzelkampf haben muß, und ſie ſind viel zu ſehr daran gewöhnt, immer nur auf ihre Officiere zu ſehen und Befehle von denſelben zu erwarten. Grade dieß rettete uns, denn ſonſt hätten wir die Huſaren, die gewiß dreimal ſo ſtark als wir waren, unmöglich zurückweiſen können. Da ich wußte, daß wenn man die ruſſiſchen Officiere nur erſt außer dem Gefecht gebracht hat, die Mannſchaft ſehr leicht den Kopf verliert, und nicht mehr weiß, was ſie thun ſoll, ſo attaquirten meine Uhlanen beſonders heftig die beiden Officiere, die ſich bei den Huſaren befanden. Den feindlichen Rittmeiſter, einen ſchönen jungen Mann, deſſen Bruſt ſchon mit Orden bedeckt war, ſuchte ich mir ſelbſt aus. Mit höhniſchem Lachen hatte derſelbe uns vorhin ſchon von Weitem zugerufen, „jetzt habe er uns endlich erwiſcht, und wolle uns ſchon ſicher aufbewahren laſſen“, und darauf ſollte er jetzt die Antwort haben. Ein wüthender Kampf begann zwiſchen uns, denn der Ruſſe war muthig und ſtark, und ſein Pferd noch friſcher und daher ſchneller, als mein ſchon äußerſt ermüdeter doniſcher Hengſt. Wenn aber auch der Ruſſe recht geſchickt focht, ſo konnte er den Stoß von unten auf, den ich ſchon als polniſcher Lancier-Korporal von dem Maître d'armes gelernt hatte, doch nicht ſo gut wie ich, und ſo benutzte ich den rechten Augenblick und ſtieß ihm meinen Säbel unter dem Arm tief in die Seite hinein. Er fing ſchon in dem Sattel an zu ſchwanken, und ich dachte, der hat für diesmal auch ſein Theil, als der Ruſſe mit letzter Kraft noch eine Piſtole herauszog und mir eine Kugel durch die Rippe ſchoß. Da hatte ich denn auch gleich eine tüchtige Wunde abbekommen. Ich preßte ein Sacktuch mit der rechten Hand auf die Oeffnung, damit das Blut nicht allzuheftig

Digitized by Google

herausdringen möge, und da ich in allen solchen Dingen eine eiserne Kraft besitze, so gelang es mir, mich noch im Sattel zu erhalten. Glücklicher Weise ließen jetzt die russischen Husaren, nachdem ihre Officiere nicht mehr thätig sein konnten, sehr bald von uns ab. Meine Uhlanen, denen nur die Wahl frei stand, mit der äußersten Hartnäckigkeit zu kämpfen oder in die Gefangenschaft nach Sibirien zu wandern, hatten wie Verzweifelte um sich gehauen und gestochen, und so mochten wohl die Russen mit solchen Gegnern nicht allzugern zu thun haben. Wir selbst hatten übrigens bei diesem Gefechte einen äußerst braven Officier und 2 Uhlanen verloren, die Russen aber weit mehr. Von meinen Leuten unterstützt, gelang es mir mit äußerster Mühe, mich noch so lange im Sattel zu erhalten, bis wir glücklich bei den polnischen Vorposten ankamen, die anfänglich kaum ihren Augen trauen wollten, ein so kleines Häuflein Uhlanen von der feindlichen Seite herkommen zu sehen. Der Jubel, mit dem man uns empfing, als wir erkannt wurden und später die näheren Umstände unserer Rettung mittheilten, war ein sehr großer. Mir selbst nützte derselbe nicht viel, denn kaum bei den Polen angekommen, sank ich auch bewußtlos vom Pferde, auf dem ich mich nur mit Aufbietung aller meiner geistigen wie körperlichen Kraft so lange noch erhalten konnte. Ich hatte nun noch eine sehr schmerzhafte und langwierige Fahrt auf einer Kibitke zu bestehen, bis ich endlich in der polnischen Festung Modlin ankam. Hier verfiel ich denn der Behandlung eines sehr geschickten, französischen Arztes, und da ich eine überaus kernhafte Körper-Beschaffenheit besaß, so gelang es demselben denn auch, mich wieder herzustellen. Es war dieß meine 11te Wunde, die eine ärztliche Behandlung erforderte, und so war ich freilich schon an so etwas sehr gewöhnt. Kleine Schmarren und Streifhiebe, die ich mir selbst kurirte, hatte ich außerdem gewiß schon über ein Dutzend erhalten. Nachdem ich etwas über 6 Wochen in Modlin unter ärzt-

Digitized by Google

licher Behandlung geweſen war, fühlte ich mich wieder ſo weit hergeſtellt, daß ich mich auf's Neue zum Dienſt melden konnte. Etwas geſchwächt war ich freilich noch, doch bei feſtem Willen, der in ſo etwas ungemein viel thun kann, hoffte ich meiner Pflicht genügen zu können.

Es war eine verdammt traurige Zeit für das polniſche Heer, als ich mich wieder bei meinem Uhlanen-Regiment meldete und eine neue Escadron, deren Chef bei Oſtrolenka gefallen, zur Führung erhielt. Dieſer unglückliche Tag bei Oſtrolenka hatte der polniſchen Sache großes Verderben gebracht, und wenn Gott nicht ein Wunder that, und den Polen neue kräftige Bundesgenoſſen brachte, ſo war ihre Rettung faſt unmöglich. Immer neue Heerſchaaren ſandte der ruſſiſche Kaiſer aus ſeinem weiten Reiche, die ihm Polen wieder erobern ſollten, und wenn wir die Reihen der feindlichen Regimenter auch noch ſo ſehr lichteten, was half dieß? Neue Reſerven rückten dafür wieder ein und machten ſie vollſtändig. Die Kräfte unſeres Landes an Geld wie an Menſchen waren aber ſchon faſt nahezu gänzlich erſchöpft, und es war ſelbſt bei der äußerſten Aufbietung aller Kräfte nicht mehr möglich, den Truppenſtand des ganzen Heeres noch über 90,000 Soldaten zu bringen. Und wie viele unter denſelben waren nicht junge, gänzlich ungeübte Rekruten! Denn die Reihen der alten Soldaten, die immer hatten voran ſein müſſen, zeigten nicht geringe Lücken. Wer jetzt nicht gänzlich verblendet war, und das ganze Verhältniß unbefangen prüfte, der konnte nicht mehr die Rettung Polens, ſondern nur noch einen ehrenvollen Untergang von uns erwarten. Alle dieſe Gedanken, die mir völlig klar waren, durften mich aber keinen Augenblick entmuthigen und haben dieß auch wahrlich nicht gethan. Ich war Führer einer Escadron polniſcher Uhlanen und meine Soldatenpflicht gebot mir daher, bis zum letzten Augenblick nach beſten Kräften an der Spitze derſelben zu fechten, ſo lange ich den Befehl dazu erhielt, mochte nun

Digitized by Google

kommen was da wolle. Das Widerlichſte waren mir nur auch jetzt wieder alle dieſe verdammten Uneinigkeiten und Intriguen der höheren Befehlshaber und das Einmengen der Klubbs und Reichstags-Abgeordneten, und was weiß ich noch weiter, in unſre militäriſchen Angelegenheiten. Leider nahmen auch nur zu viele, ſonſt ganz tapfere Officiere an dieſem Unweſen theil, und vergeudeten ihre Zeit mit Redehalten und Adreſſen-Unterſchreiben, ſtatt daß ſie darauf hätten ſehen ſollen, daß ihre Soldaten die Pferde gut putzten oder heiles Schuhzeug an den Füßen hatten. Sacre dieu, da hätte unſer Kaiſer Napoleon hier ſein ſollen, der würde unter dieſer ganzen polniſchen Wirthſchaft ſchon ordentlich aufzuräumen gewußt haben. Ich ſelbſt hielt mich natürlich von all dieſem polniſchen Partheigetriebe gänzlich fern, und warf einen Klubbiſten, der mich bewegen wollte, meinen Namen unter einer Mißtrauens-Adreſſe gegen einen General, ich weiß nicht mehr wie er hieß, zu ſetzen, ohne Weiteres ſammt ſeiner Adreſſe zur Thür hinaus, ſo daß der Kerl zum größten Ergötzen meiner Uhlanen mit dem Kopfe früher als mit den Füßen draußen anlangte. Auch die Leute meiner Escadron ſuchte ich von all ſolcher Unordnung abzuhalten und ſagte ihnen, daß ihre Pflicht nur wäre, mir ſtets muthig gegen den Feind zu folgen, wohin ich ſie führe; das Reden und Politiſiren aber den alten Weibern und feigen Kerlen, die zum Fechten keine Courage hätten, zu überlaſſen. Meine Leute waren großentheils vernünftig genug, mir zu gehorchen, wie denn überhaupt meiner Anſicht nach die größte Schuld an den Officieren ſelbſt liegt, wenn Inſubordination unter ihren Soldaten einreißt und dieſelben zu Werkzeugen politiſcher Intriguanten ſich herabwürdigen.

Kurze Zeit nach meinem Wiedereintritt in den aktiven Dienſt legte der General Skrzynecki den Oberbefehl über das ganze Heer nieder, und der General Dembynski übernahm denſelben. Ich glaube, daß der Letztere ein recht tüchtiger, er-

Digitized by Google

fahrener General iſt, hätte es aber in vieler Hinſicht für beſſer gehalten, wenn Skrzynecki bei dem Oberbefehl geblieben wäre. Schon dieſer fortwährende Wechſel taugte nicht viel und raubte dem Soldaten gar leicht das nothwendige Vertrauen. Der General Skrzynecki übernahm den Befehl über die Cavallerie-Reſerve, zu der auch das Uhlanen-Regiment, bei dem ich ſtand, gehörte. Mein Brigade-General war übrigens jetzt der General Jagmin.

Der ruſſiſche Obergeneral Paskewitſch, der viel mehr Energie als der vorſichtige Diebitſch beſaß, war nun über die Weichſel gegangen, und immer näher und näher rückte die unglückliche Stunde der Entſcheidung für Polen. Wiederholt hatten wir noch kleinere Reitergefechte mit den Ruſſen, und wenn wir die feindlichen Schaaren auch häufig in denſelben zurückwarfen und ihnen manche Soldaten noch zuſammenhieben, ſo konnte dadurch die Entſcheidung doch nicht aufgehalten werden. Immer näher rückten die feindlichen Kolonnen jetzt der Stadt Warſchau, und wenn man auch in der Eile in der letzten Zeit begonnen hatte, dieſelbe möglichſt zu befeſtigen, ſo war doch vorauszuſehen, daß dieſe Befeſtigungen lange nicht hinreichen würden, einem ſtürmenden Angriff der Ruſſen zu widerſtehen. Was half es, wenn nun auch in den letzten Augenblicken ſelbſt mehrere Frauen ſich den Anſchein gaben, an der Anlegung von Wällen mit arbeiten zu wollen? Hätten alle die Leute, die das ganze Jahr über hier ſo viele unnütze Reden hielten, die dadurch vergeudete Zeit dazu benützt, an den Befeſtigungen mit arbeiten zu helfen, ganz andere Wälle wären entſtanden. Wenn ſich übrigens in dieſen letzten Tagen unſer Heer noch bis auf das Aeußerſte mit den Ruſſen herumſchlug, ſo geſchah dieß lediglich und allein, um unſere militäriſche Ehre bis auf den letzten Augenblick zu retten, an die Möglichkeit des Gelingens unſerer Vertheidigung glaubte innerlich kein einziger nur irgendwie urtheilsfähiger Offizier.

Digitized by Google

Am zweiten Tage des Sturmes hatte unſer Regiment vor dem Jeruſalemer Schlage noch ein recht heftiges Reitergefecht mit den ruſſiſchen Garde-Dragonern und Garde-Huſaren. Sacre dieu, was hieben wir auf dieſelben zu guterletzt noch ein, und mancher Feind mußte noch aus dem Sattel heraus. Dieſe rothen Huſaren der Garde auf ihren prächtigen Schimmeln erlitten hier noch tüchtige Einbuße. Da es mein Grundſatz bei jedem Reitergefecht iſt, womöglich mit feindlichen Officieren zuſammen zu kommen, und beſonders gar bei den Ruſſen es viel wichtiger iſt, einen Officier für das Gefecht untüchtig zu machen, als zehn Gemeine, ſo hieb ich mich denn auch hier wieder mit einem ruſſiſchen Rittmeiſter herum. Derſelbe war in voller Parade-Uniform, denn er hatte gewiß gehofft, ſo ohne Weiteres ſchon in das eroberte Warſchau einziehen zu können. Vorläufig verdarb ich ihm dieſe Freude übrigens, und gab ihm einen Hieb, an dem er gewiß manche Woche noch gelegen haben mag. Ich ſelbſt erhielt von einem ruſſiſchen Dragoner-Unterofficier einen ſtarken Hieb über die Achſel, der glücklicher Weiſe nur flach war, aber mir längere Zeit noch oft Schmerzen bereitete. Mit welchem Muthe ſich die polniſche Armee noch in dieſen letzten Tagen vor Warſchau gegen die überwiegende ruſſiſche Uebermacht ſchlug, iſt bekannt genug. Was half es, das Trauerſpiel war bald ſeinem Ende nahe! Wir übergaben endlich die Stadt, die doch nicht länger zu vertheidigen war, und zogen vorläufig nach Modlin. Ein fernerer Widerſtand der einzelnen, ſchon ganz geſchwächten Corps wäre auch für die Länge unmöglich geweſen, und hätte das Land, was ſchon ſo viel gelitten hatte, nur noch in größeres Elend geſtürzt. Der General Ribynski, der zuletzt unſere Hauptarmee, die noch einige 20,000 Mann betrug, befehligte, faßte daher den unter dieſen Umſtänden allein vernünftigen Entſchluß, und ging am Mittag den 5. Oktober über die preußiſche Grenze. Von den 6 Escadrons, aus denen unſer Uhlanen-

Digitized by Google

Regiment urſprünglich beſtanden hatte, waren bei dieſem Uebergang noch 228 Mann unter den Waffen. Wir mußten hier unſere bisher mit Ehren geführten Waffen und auch die Soldaten ihre Pferde abgeben und wurden von preußiſchen Regimentern ſtrenge bewacht. Wer von uns nach Frankreich, Belgien oder England wollte, erhielt für eine beſtimmte Marſchroute Päſſe dahin, und mußte ſich bald auf den Weg machen. Von den Soldaten kehrten viele wieder in ihre Heimath zurück, andere wanderten in die weite Welt aus, und ſomit war die Auflöſung des letzten polniſchen Heeres geſchehen.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Fahrt durch Deutschland. Wiederfinden eines alten Bekannten. Aufenthalt in Paris. Anstellung als Capitain in der Fremdenlegion. Ankunft in Algerien. Leben daselbst. Einschiffung der Legion nach Spanien.

— —

Tiefe Trauer erfüllte uns Alle, als wir nun von einander Abschied nehmen mußten. Vielfache Gefahren und Beschwerden aller Art hatten wir zusammen ertragen in Freud und Leid, in Sieg und Unglück als treue Kameraden aneinander gehalten. Geschieden mußte jetzt werden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen in diesem Leben, denn zerstreut in allen Theilen der Erde umher zu irren sollte das Loos der meisten Kämpfer des polnischen Krieges von 1831 von nun an sein. Beim letzten Abschied, als wir Manche, die uns näher befreundet gewesen, noch einmal herzlich umarmten, liefen auch mir die bitteren Thränen über die Backen, und Gleiches geschah bei den meisten Kameraden. Auch von meinen Leuten weinten viele laut wie die Kinder, als ich noch einmal durch ihre so sehr geschwächten Reihen ging und Jedem die Hand zum letzten Abschied reichte. Jedem Uhlanen meiner Escadron schenkte ich noch zuletzt 4 preußische Thaler als Zehrung für die nächste Zeit. Wie gern hätte ich den braven Leuten mehr gegeben, doch auch mir stand ja eine ungewisse Zukunft bevor, und so mußte ich mein kleines Vermögen, von dem ich in Polen so schon etwas zugesetzt hatte, gewissenhaft zu Rathe halten.

Mit meinem mir näher befreundeten Uhlanen-Major, der seine Frau mit einem dreijährigen Kinde bei sich hatte,

Digitized by Google

beſchloß ich, die Reiſe nach Frankreich gemeinſchaftlich zu machen. Wir kauften uns einen einfachen Stuhlwagen, über den wir ein Plandach von Leinwand zum Schutz gegen die ſchlechte Witterung ſpannten und ließen dann unſeren zwei Reitpferden Geſchirre auflegen, um ſolche als Wagenpferde zu benutzen, während mein Burſche, ein äußerſt tüchtiger, zuverläſſiger Soldat, als Kutſcher angenommen wurde. So traten wir denn unſere traurige Fahrt nach Frankreich 7 oder 8 Tage nach unſerem Uebertritt auf preußiſches Gebiet an. Meine Wunde an der Seite war theilweiſe wieder aufgebrochen und ſchmerzte mich ſehr, während mein Kamerad an einer Fußwunde noch hinkte, und da auch ſeine Frau von den vielen kummervollen Tagen der letzten Zeit in ihrer Geſundheit ſehr angegriffen war, ſo beſchloſſen wir, nur kleine Tagreiſen zu machen. Rühmen muß ich übrigens das artige und humane Betragen, das alle preußiſchen Behörden, mit denen wir in Berührung kamen, gegen uns beobachteten. Auch die Officiere und Soldaten, wenn auch zurückhaltend und gemeſſen in ihrem Benehmen, wodurch ſie auch am leichteſten etwaigen Reibereien entgehen wollten, waren, wenn wir mit ihnen in Verbindung kamen, ſehr höflich. Mit einem langedienten preußiſchen Oberſten hatte ich einſt ein langes Geſpräch über den Kaiſer Napoleon, wozu mein Ehrenlegionskreuz die Veranlaſſung gab. Er ſagte, daß er denſelben bitter haſſe, ihn dabei aber doch für den größten Feldherrn der Welt halte. Einen gleich tiefen Haß gegen den Kaiſer Napoleon, ja gegen alle Franzoſen, habe ich überhaupt ſehr häufig in den alten preußiſchen Landestheilen gefunden, je näher man aber dem Rhein kam, deſto mehr nahm derſelbe ab, ja ſchien ſogar oft in Bewunderung und Vorliebe für Frankreich überzugehen. Möglich iſt übrigens, daß uns unſere Wahrnehmungen getäuſcht haben, denn wir vermieden es im Allgemeinen thunlichſt, viel mit der Bevölkerung in Deutſchland in Berührung zu kommen.

Digitized by Google

Es wurde damals mit den auswandernden polnischen Soldaten vielfach eine Art Enthusiasmus getrieben, der sich in lärmenden Reden, Banketten, Trinkgelagen und ähnlichen Huldigungen zu zeigen bestrebte. Nun gönnte ich freilich meinen armen vertriebenen Kameraden diese öffentliche Theilnahme von ganzem Herzen, denn bei dem Mangel an pekuniären Mitteln waren leider nur zu Viele derselben ganz allein darauf angewiesen; mir persönlich war es aber ein Gräuel, ein Gegenstand der Neugierde zu sein und mich vielleicht sogar als solchen bewundern zu lassen. Auf Reden halten und viele schöne Worte machen habe ich mich nie verstanden, und außer einigen kurzen Ermahnungen an meine Soldaten, wenn dieß mir nöthig schien, habe ich in meinem ganzen Leben nie eine Rede gehalten. Sowohl mein Reisegefährte als ich gingen daher allen öffentlichen Huldigungen, in denen sich manche unserer Kameraden oft nur zu sehr zu gefallen schienen, stets aus dem Wege, und blieben des Abends in den Gasthäusern, in denen wir Rast machten, fast immer auf unserem Zimmer. Einigemale, besonders am Rhein, konnten wir es aber doch nicht verhindern, daß wir als ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde oder meinetwegen auch Theilnahme dienen sollten; wir mögen uns aber wohl etwas schroff und ungeschickt dabei benommen haben. Waren wir Beide doch nur einfache Soldaten durch und durch und zu Volksrednern gänzlich verdorben.

Ein seltsames Zusammentreffen mit einem früheren Bekannten hatte ich übrigens noch auf dieser Fahrt durch Deutschland. Es war in der Lausitz, als wir eines Abends, durch die schlechten Wege und andere Zufälligkeiten aufgehalten, nicht mehr das kleine Städtchen, in dem wir unser Nachtlager nehmen wollten, zu erreichen vermochten. Die Frau meines Reisegefährten befand sich dazu in einem sehr leidenden Zustande und so machten wir denn schon in der

Digitized by Google

Dunkelheit bei einem elenden Dorfe Halt, um womöglich daselbst zu übernachten. Es war aber keine Schenke in demselben vorhanden, und die Bauern sagten uns, daß wir in das Schloß des Gutsherrn, der früher Major gewesen sei, fahren müssen, da man uns dort ein Nachtlager gewiß nicht verweigern würde. Obgleich mir nun solche Bitten sehr verhaßt sind und ich lieber im Wagen selbst geschlafen hätte, als mich zu derselben zu verstehen, so bestimmte uns doch der wirklich leidende Zustand der armen Frau, auf den Gutshof zu fahren. Ein großes Fest schien daselbst gefeiert zu werden, denn alle Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet, und um den Herrn nicht selbst zu stören, ließ ich mir den Gutsverwalter herausrufen. Diesem trug ich auf, — denn da mein Gefährte kein Wort deutsch konnte, so mußte ich alle derartigen Geschäfte stets besorgen, — dem Gutsbesitzer zu sagen, daß zwei polnische Officiere, die mit einer kranken Frau reisten, gezwungen wären, seine Gastfreundschaft für eine Nacht zu erbitten. Nach einer Weile kam der Verwalter auch wieder heraus und führte uns in ein Nebenhaus, in dem wir zwei ganz anständig eingerichtete Zimmer und später auch ein gutes Abendessen nebst Wein erhielten. Die Krankheit der Frau nahm aber noch in der Nacht zu, und so waren wir denn gezwungen, die Gastfreundschaft des uns unbekannten Gutsherrn noch um einen Tag länger in Anspruch zu nehmen, was ich denn auch in einem französisch geschriebenen Billet schriftlich that, da der Verwalter mir gesagt hatte, daß es seinem Herrn, der kein Freund des polnischen Krieges sei, gewiß nicht angenehm wäre, wenn er mich persönlich empfangen müsse. Um nach unseren Pferden zu sehen, ging ich am Nachmittag auf den Hof, auf den mein Bursche den donischen Hengst zum Putzen herausgeführt hatte. Hier traf ich denn auch den Gutsherrn, der als alter Cavalleriſt das wirklich sehr gute Pferd mit großem Interesse zu betrachten schien. Zu meinem Er-

Digitized by Google

ſtaunen erkannte ich in ihm den früheren Pagen wieder, wegen deſſen Verwundung ich als Knabe geflohen, und den ich ſpäter bei Ligny, wo er als Officier bleſſirt in unſere Gefangenſchaft gerathen war, einige Dienſte erwieſen hatte. Auch der Gutsherr ſchien mich wieder zu erkennen und frug mich in einem ſehr artigen Ton, ob wir uns nicht ſchon früher im Leben geſehen hätten, da ich ihm ſehr bekannt vorkäme. Ich antwortete, es wäre dieß wahrſcheinlich bei Ligny geweſen, wo ich als Capitain der franzöſiſchen Küraſſire, wenn ich mich nicht irre, Gelegenheit gehabt hätte, ihm einige Gefälligkeiten zu erweiſen. Von unſerer früheren Begegnung in der Knabenzeit ſchwieg ich auch deßhalb wieder gänzlich, weil ich mir ein für allemal feſt vorgenommen hatte, mein angenommenes Inkognito für mein ganzes Leben zu behalten. Der Gutsbeſitzer, der ſich nun auch dieſer Begegnung bei Ligny erinnerte, ward darauf ungemein artig, ja ſelbſt herzlich gegen mich, ruhte nicht, bis ich und mein Gefährte uns ſeiner Familie vorſtellen ließen, und an den Feſtlichkeiten, die wegen der Verlobung der älteſten Tochter grade ſtattfanden, Antheil nahmen, wie er denn überhaupt alles Mögliche that, uns den Aufenthalt auf ſeinem Schloſſe recht angenehm zu machen. Für den leidenden Zuſtand der Frau meines Gefährten war eine längere Ruhe ſehr erwünſcht, und ſo blieben wir an 8 Tage auf dieſem Gute, und wäre unſer Gemüth über den traurigen Ausgang des polniſchen Krieges nur nicht ſo niedergebeugt geweſen, ſo hätten wir eine ſehr angenehme Zeit daſelbſt verleben können. Später habe ich einmal dieſem Gutsbeſitzer, der ein großer Jagdfreund war, durch eine ſichere zufällige Gelegenheit aus Algier eine ſchöne, ſchon präparirte Löwenhaut zum Geſchenk geſchickt, und ein ſehr artiges Schreiben, in dem er ſeinen Dank dafür ausdrückte, wiederbekommen. Die Ruhe und gute Pflege, welche die Frau meines Kameraden auf dem Gute fand, hatte ihr ſo wohl gethan, daß ſie ſich

Digitized by Google

ganz erholte und wir nun unsere fernere Reise etwas rascher fortsetzen konnten. Mein Kamerad wollte nach Brüssel, da er Hoffnung hatte, in belgische Militairdienste eintreten zu können, was auch später geschehen ist, und so setzten wir denn unsere Fahrt über Halle, Kassel, Köln und Aachen dahin fort. Einige Wochen hielt ich mich jetzt in Brüssel auf, und benutzte diese Zeit, meine Wunde, die mir noch immer viele Schmerzen machte, recht gründlich heilen zu lassen, was auch geschah, da ich das Glück hatte, einen sehr geschickten Arzt zu finden. Von Brüssel aus besuchte ich das nahe Schlachtfeld von Mont-Saint-Jean (Waterloo). Einen ungemein traurigen Eindruck gewährte es mir, diese Stätte jetzt wiederzusehen, auf der unser Kaiser Napoleon seinen letzten Riesenkampf ausfocht. Die Gegend war übrigens jetzt so angebaut und verändert, daß ich zuerst Mühe hatte, mich auf dem Schlachtfelde zu orientiren. Endlich erkannte ich die Stellen wieder, wo wir Küraſſiere des Generals Milhaud die englischen Quarrées zersprengten, und auch den Platz, auf dem ich bei der letzten Attaque der Gardereiter unseres Kaisers sammt meinem Pferde niederstürzte, fand ich nach langem Suchen. Einzelne bleiche, schon halb verwitterte Knochen lagen noch auf den bebauten Feldern umher, und es war leicht möglich, daß solche einst den Körpern guter, treuer Kameraden von mir, die hier den Soldatentod fanden, angehört hatten. Ein trauriger Anblick! Eine Menge Buben umringten mich und wollten als Führer dienen oder verkauften aufgefundene Flintenkugeln, Knöpfe und derartige Sachen. Der Zufall wollte, daß ich einen Knopf von der Uniform eines französischen Küraſſiers mit der Nummer des Regiments, bei dem ich selbst gestanden hatte, zum Kauf angeboten erhielt. Ich kaufte denselben zur Erinnerung und habe ihn lange aufbewahrt, bis er mir endlich einmal in Spanien, als die Carlisten meinen Mantelsack erbeuteten, mit fortgekommen ist. Auch das Dorf,

Digitized by Google

in dem ich nach meiner Verwundung bei Mont-Saint-Jean (Waterloo) längere Zeit gelegen hatte, besuchte ich jetzt wieder; die braven Leute, die mich damals so herzlich gepflegt, wie auch der geschwätzige, dabei aber doch sehr geschickte Chirurgus, waren übrigens schon seit mehreren Jahren gestorben, so daß ich ihnen leider meinen Dank für die vielen uneigennützigen Dienste, die sie mir geleistet, nicht mehr abstatten konnte. In Brüssel trennte ich mich nun von meinem bisherigen Reisegefährten, dem Uhlanen-Major, da dieser dort blieb und später auch ganz in belgische Militairdienste übertrat. Auch meinen Burschen entließ ich daselbst, denn meine pekuniären Mittel waren nicht der Art, daß ich mir ferner einen Bedienten halten konnte. Es wurden damals in Belgien viele neue Truppen-Corps errichtet, und so trat denn mein Uhlan dort wieder in Dienste, und soll es, wie ich später gehört habe, bis zum Wachtmeister bei den belgischen Lanciers gebracht haben. Nun, einen besseren und zuverlässigeren Cavalleristen hätte das neue Königreich Belgien auch schwerlich aufweisen können. Mein donisches Roß, das mir jetzt auch unnütz ward, verkaufte ich an einen belgischen Cavallerie-Officier, der es als Dienstpferd gebrauchen wollte. Als ich übrigens jetzt mit dem Marseiller Banquier, bei dem ich mein Geld stehen hatte, und der ein sehr reeller Mann war, abrechnete, fand es sich, daß ich noch nahe an 19,000 Francs im Vermögen besaß. Von den Zinsen dieser Summe konnte ich nicht leben, und so mußte ich mich denn bemühen, bald wieder Militairdienste zu bekommen. In Frankreich, an welches Land ich ja Anrechte hatte, hoffte ich am sichersten einen für mich passenden Platz zu finden, und so fuhr ich denn im Januar 1832 mit der Diligence von Brüssel nach Paris, dort mein ferneres Glück zu versuchen.

Das Erste, was ich that, als ich in Paris, dieser Stadt, die mir stets ein unangenehmer Aufenthalt gewesen, ankam,

Digitized by Google

war, mir eine meinen Mitteln angemeſſene Privatwohnung zu miethen und mich ſo für einen etwaigen längeren Aufenthalt daſelbſt häuslich einzurichten. Daß man, ſobald nicht beſondere Protection vorhanden, und dieß war leider bei mir nicht der Fall, ſich auf lange Geduld gefaßt machen muß, wenn man von dem franzöſiſchen Kriegsminiſterium etwas zu erlangen wünſcht, wußte ich ſchon aus früherer Erfahrung. So machte ich mich denn auf vieles Warten in Vorzimmern und gar manche unnützen Gänge im Voraus ſchon gefaßt und ward wahrlich hierin nicht getäuſcht. Mit Artigkeit wurde ich zwar überall aufgenommen und an Verſprechungen fehlte es auch nicht, aber ſonſt rückte meine ganze Angelegenheit nicht recht von der Stelle. Sacre dieu, da galt es denn wieder, Geduld zu haben, und ich habe Gänge thun müſſen, die mir viel ſaurer wurden, als die heftigſte Attaque auf ein feindliches Quarrée. Nähere Kameraden von mir fand ich dießmal gar nicht in Paris, und ſo verkehrte ich hie und da nur mit einigen früheren polniſchen Officieren, die mir von Warſchau her noch flüchtig bekannt waren. Meine Abendſtunden verbrachte ich häufig im Circus von Franconi, wo ich meinen edlen Hengſt Selim, der mir in Griechenland einmal das Leben gerettet hatte, und deſſen Gelehrigkeit mich oft ergötzte, als abgerichtetes Pferd wiederfand. Zwei Monate mochte ich auf dieſe Weiſe in Paris verlebt haben, und befand mich ſchon in ziemlich mißmuthiger Stimmung, als der Zufall wollte, daß eine glänzende Equipage dicht an mir vorbeirollte. In der darin ſitzenden Dame erkannte mein ſcharfes Auge ſogleich die frühere Oberſten-Frau, die ich ſammt ihrer Tochter 1811 in Spanien einſt aus den Händen der Guerillas befreit hatte. Eine eigenthümlich geformte, kleine Warze am Ohr half mir zu dieſem Wiedererkennen, was ſonſt nach ſo langen Jahren wohl ſchwierig geweſen wäre. Die Equipage fuhr in ein elegantes Hotel in der Nähe, und auf meine Erkun-

Digitized by Google

digung ſagte mir der Portier deſſelben, daß die darin ſitzende Dame die Frau des Generallieutenants Grafen N. N. ſei. So hatte denn die Frau Oberſtin ein gutes Avancement ſeit jener Zeit gemacht, und wenn ſie ſich meiner noch erinnerte, ſo konnte ihre oder vielmehr ihres Mannes Protection mir jetzt ſchon von Nutzen ſein. Obgleich mir nun all' ſolch Gebitte unangenehm iſt und ich mich in meinem Leben nie dazu entſchloſſen habe, ſo beſchloß ich doch, dießmal eine Ausnahme zu machen und mich der Dame in's Gedächtniß zurückzurufen. In einem möglichſt kurzen Billet that ich dieß auch, und fügte noch hinzu, was ich jetzt ſei und für die Zukunft wünſche. Schon am nächſten Morgen brachte mir ein Bedienter ein Briefchen von der Frau Gräfin, in dem mich dieſe auf eine ungemein freundliche Weiſe einlud, ſie doch ſogleich zu beſuchen, was ich denn natürlich auch that. Auf eine äußerſt artige, ja ſelbſt herzliche Weiſe empfing mich nun dieſe Dame, reichte mir die Hand und ſagte wiederholt, wie ſehr es ſie freue, mich endlich nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen und mir den großen Dienſt, den ich ihr einſt in Spanien geleiſtet hättte, doch etwas vergelten zu können. Einige Tage darauf kam ihr Mann, der Generallieutenant, der in militairiſchen Geſchäften abweſend geweſen war, wieder nach Paris zurück, und auch dieſer empfing mich auf die zuvorkommendſte Weiſe. Ich mußte nun demſelben mein ganzes bisheriges Schickſal erzählen und meine Papiere zeigen, worauf er mir ſagte, daß er meine Anſprüche auf Wiederanſtellung im franzöſiſchen Heere beim Kriegsminiſterium durch ſeine Fürſprache unterſtützen wolle. Auch ſonſt überhäufte mich dieſe ganze Familie wirklich mit Freundlichkeiten, ich ward ſehr oft zu größeren oder kleineren Geſellſchaften eingeladen und verlebte viele angenehme Stunden im Kreiſe derſelben. Die Tochter, welche ich damals mit der Mutter zuſammen gerettet hatte, lebte übrigens jetzt nicht in Paris, ſondern war an einen höheren

Digitized by Google

Beamten in einer Provinzialſtadt verheirathet. Ich habe dieſelbe auch in ſpäteren Jahren, da ich mal durch dieſe Stadt reiſte, beſucht, und bin auch von ihr auf eine ſehr freundliche Weiſe empfangen worden.

Die Fürſprache des Generals hatte übrigens ihren Zweck nicht verfehlt, denn ſchon nach einigen Tagen ward ich in das Kriegsminiſterium berufen und dort gefragt, ob ich die Stelle eines Capitäns bei der neu errichteten Fremdenlegion in Algier annehmen wolle. Es ward mir dabei geſagt, daß man grade bei dieſer Legion vorzugsweiſe gern tüchtige, und auch mit verſchiedenen Sprachen vertraute Officiere anzuſtellen wünſche. Bei der Cavallerie ſei augenblicklich keine Capitains-Stelle frei, doch ſolle jedenfalls, ſobald dieß geſchehe, Rückſicht auf mich genommen werden. Da ich ſchon früher erklärt hatte, daß ich vorzugsweiſe gern nach Algerien gehen würde, weil ich mich an das freie und ungenirte Feldleben, das dort herrſchte, mehr als an den friedlichen Garniſons-Dienſt im Inneren von Frankreich ſelbſt gewöhnt hätte, ſo nahm ich denn dieſe Capitains-Stelle gern an. Ich wäre zwar lieber ſogleich bei meiner alten Waffengattung, der Cavallerie, eingetreten, doch da ſich dieß jetzt nicht ſo machen ließ, ich auch das Verſprechen hatte, daß dieß ſpäter bei günſtiger Gelegenheit geſchehen ſolle, ſo fügte ich mich denn auch darein, bei der Infanterie zu dienen. Einen recht dankbaren Abſchied nahm ich von dem General und deſſen liebenswürdiger Familie. Derſelbe ſagte mir noch, daß ich mich auch fernerhin auf ſeine Protection verlaſſen könne, und gewiß wäre dieß auch der Fall geweſen, wenn er länger am Leben geblieben. Leider hatte ich ſtets Unglück mit den wenigen Protectionen, die ich je beſeſſen habe, und ſo mußte denn dieſer General ſchon einige Monate nach meiner Abreiſe ſterben. Es war dieß ſowohl für mich, wie für das ganze franzöſiſche Heer in der That ein Verluſt, da es nicht allein einen ſehr kriegserfahrenen General,

Digitized by Google

ſondern auch einen edlen, uneigennützigen Mann dadurch verlor.

Im Juni 1832 erhielt ich denn mein Patent als Capitain bei der Fremdenlegion und reiſte bald darauf von Paris ab. In Marſeille verweilte ich noch einige Tage und ſchiffte mich dann auf einer Segelfregatte der königlichen Flotte nach Algier ein. Unſere Ueberfahrt, die ziemlich ſtürmiſch war, dauerte an 9 Tage, und ſo landete ich am 2ten Juli 1832 auf dem Boden Afrikas. Es war dieß ſomit der dritte Welttheil, in dem ich die Waffen führen ſollte.

Der Eindruck, den Algier ſelbſt, beſonders vom Hafen aus, bevor wir uns ausſchifften, auf mich machte, war ein ungemein freundlicher. Die Stadt liegt terraſſenförmig auf einem ziemlich ſteilen Berg, und da die Straßen derſelben ſehr eng ſind, und die weißen Häuſer nahe aneinander ſtehen, ſo ſieht das Ganze wie eine große weiße Wachszelle aus. Auch die Umgebung, ſowohl in der Nähe wie in der Ferne, bietet dem Auge mannigfache Reize und kann den Ankommenden ſehr leicht für das neue Land, in dem er nun kürzere oder längere Zeit verweilen ſoll, einnehmen. Freilich ſchwinden, aus der Nähe geſehen, ſehr bald viele dieſer anfänglichen Reize gar arg zuſammen, ja verwandeln ſich ſogar häufig in das Gegentheil, wie dieß im Orient ſtets der Fall iſt. Die Stadt Algier ſah im Jahr 1832, als ich ſie zuerſt betrat, übrigens noch weit orientaliſcher aus, als es jetzt nach 18 Jahren der Fall iſt, und die vielen neuen europäiſchen Gebäude, die in manchen Stadttheilen immer mehr und mehr die orientaliſche Bauart verdrängen, fehlten noch größtentheils. Auch das Leben und Treiben der Bevölkerung auf den Straßen hatte damals noch einen ungleich orientaliſcheren Charakter, als gegegenwärtig, wo man faſt mehr Europäer, als Eingeborene ſieht. Auf mich, der ich den Orient von meinem Aufenthalt in Aegypten und

Digitized by Google

Arabien her ja ſchon zur Genüge kannte, machte Alles, was ich jetzt ſah, nicht im Mindeſten mehr den Eindruck des Fremdartigen und Ungewohnten, wie dieß bei einigen jüngeren Officieren meiner Reiſegeſellſchaft, die ſoeben aus der Militairſchule entlaſſen, die Welt noch gar nicht kannten, der Fall war. Das naive Erſtaunen derſelben über alle die vielen neuen Eindrücke, die ſie hier von allen Seiten empfingen, hat mich in den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes in Algier nicht wenig beluſtigt. Auch die große Hitze, die grade bei unſrer Ankunft herrſchte und alle Europäer ſo ſehr zum Klagen brachte, beläſtigte mich nicht im Mindeſten. Mein Körper war ſchon ſo an ein heißes Klima gewöhnt, daß mir die algieriſchen Sonnenſtrahlen nicht zu warm vorkamen, ja ich mich ſogar oft derſelben freute. Ich habe zwar jegliche Witterung ohne allzu große Beſchwerde zu ertragen gelernt, ziehe aber ſonſt, wenn ich die Wahl haben kann, einen algieriſchen Sommer einem polniſchen Winter weit vor. Beſonders in der Stadt Algier ſelbſt, wo die Seeluft die Hitze ſehr mildert und man die Erquickung eines täglichen Bades im Meere mit ſo leichter Mühe genießen kann, wird die Hitze ſelten allzu unbequem werden. Freilich im Inneren des Landes iſt es oft anders und hier weiß ich einige Orte, wo einem die Sonne ſchon gar arg zuſetzen und das Geſicht recht braun brennen kann.

In der Stadt Algier ſelbſt blieb ich jetzt einige Wochen, die ich theils dazu anwandte, mich bei meinen verſchiedenen höheren Vorgeſetzten zu melden und mich überhaupt über die Dienſte und Verhältniſſe, die meiner jetzt harrten, etwas zu orientiren, theils mich auch noch mehr für das hieſige Klima zu equipiren. Zwar war ich ſchon von Paris aus in Uniform gereist, hatte aber für die afrikaniſchen Bedürfniſſe doch noch manche Sachen nöthig, die ich grade in Algier ſelbſt am beſten kaufen konnte. Auf meine Bitte wurde ich übrigens, bevor ich in die Legion

Digitized by Google

ſelbſt eintrat, auf 8 Wochen einem franzöſiſchen Linien-Regiment aggregirt, um bei demſelben den Dienſt der Infanterie, ſoweit er von dem der Cavallerie abweichend iſt, beſſer kennen zu lernen. Da ich mir viele Mühe gab, und der Oberſt des Regiments mich in meinem Vorhaben auf alle Weiſe unterſtützte, ſo habe ich in dieſer Zeit vom Infanterie-Dienſt ſo viel gelernt, daß ich meine Compagnie wohl zu führen verſtand. Die Compagnie der Fremdenlegion, deren Führung ich im September 1832 antrat, enthielt ſehr viele tüchtige Elemente. Größtentheils waren die Soldaten derſelben aus Polen, die nach Beendigung des Krieges von 1831 nach Frankreich ausgewandert waren und dort aus Noth ſich bei der Fremdenlegion hatten anwerben laſſen. Es waren dieß meiſt ſehr brauchbare, abgehärtete Soldaten, gewöhnt an die verſchiedenartigſten Strapazen, und muthig gegen den Feind. Nur mit der Trinkſucht hatte man viel mit denſelben zu kämpfen, viel mehr als in Polen ſelbſt, und es ſchien wirklich, als ob ſich Manche aus Verzweiflung über das unglückliche Schickſal ihres Vaterlandes förmlich dem Trunke ergeben hätten. Bei ſolch eingefleiſchten Säufern, die oft ſogar ihre Schuhe, Hemden und Hoſen verkauften, um nur ihrer Leidenſchaft zu fröhnen, half kein Mittel, ihnen dieß Laſter abzugewöhnen. Mochte man ihnen noch ſo ſtrenge Strafen geben, noch ſo ermahnende Worte an ſie richten und ihr Ehrgefühl anzuſpornen verſuchen, es war dieß gewöhnlich ganz vergeblich. Die verſchiedenſten Experimente habe ich oft mit ſolchen Menſchen angeſtellt, allein nur ſehr ſelten ward mein Bemühen von einem Erfolg gekrönt. Im Uebrigen konnte ich mit meinen Polen recht gut zufrieden ſein, ſie waren leicht in ſtrenger Disciplin zu erhalten, und es freute mich ſehr, daß ich grade dieſe Compagnie bekommen hatte. Einzelne Compagnien der Fremdenlegion, die damals über 6000 Mann ſtark war, enthielten ungemein viel Geſindel, beſonders auch Deſerteure

Digitized by Google

aus allen Ländern der Welt, und es gab Kerle darunter, die wirklich nicht den Schuß Pulver werth geweſen wären, mit dem man ſie erſchoſſen hätte. In Disciplin zu halten waren dieſe Leute freilich, denn es ſtanden dem Capitain ſtrenge Strafmittel genug zu Gebote, und er hätte überall Beiſtand finden können, wenn es wirklich zu großen Inſubordinationsvergehen kam, aber ſonſt konnten ſich die Officiere auch gar nicht auf ihre Soldaten verlaſſen, die auch in Algerien zu ganzen Dutzenden zu deſertiren verſuchten.

Als übrigens der Oberſt Bernelle den Oberbefehl übernahm, ward gewaltig unter dieſem Geſindel aufgeräumt, wie denn überhaupt auch ein viel beſſerer Geiſt in dem ganzen Corps eingeführt wurde. Beſonders unter den Officieren nahm der Oberſt Bernelle eine ſtrenge Sichtung vor, was ſehr nothwendig war, denn es befanden ſich manche Individuen unter denſelben, die man wirklich nie hätte zu Officieren machen ſollen. Der alte Bernelle war ein tüchtiger, vielerfahrener Soldat aus der guten Napoleoniſchen Schule, der wohl wußte, was für die Fremdenlegion taugte, und die von ihm für richtig erkannten Mittel auch mit Energie anzuwenden verſtand.

So war die anfänglich ſchiefe Stellung, welche die Legion zu den national-franzöſiſchen Regimentern einnahm, durch ihn weſentlich verbeſſert. Beſonders auch manchen Betrügereien und Unterſchleifen, die hie und da bisher leider zum Nachtheil der armen Soldaten ſtattgefunden hatten, wurde gerade von dieſem Mann ſo viel wie möglich geſteuert, wie denn auch die Legion jetzt in allen Dingen eben ſo gut uniformirt und equipirt wurde, wie jedes franzöſiſche Regiment. Durch ein treffliches Muſikcorps, das größtentheils aus Deutſchen beſtand, die überhaupt die Hälfte des ganzen Corps bildeten, zeichnete ſich von nun an die Legion ſehr aus, und übertraf ſicher weit alle franzöſiſchen Regimenter,

Digitized by Google

zum großen Verdruß derselben. Der Deutsche ist nun einmal am Besten zum Musiker zu gebrauchen, und so hatte man denn unter den sehr verschiedenartig gebildeten Soldaten der Legion die größte Auswahl, um ein tüchtiges Musikcorps zusammen zu setzen. Es gab damals, neben dem ärgsten Gesindel der Welt, viele junge, gebildete Leute unter den Legions-Soldaten, die wegen politischer Verhältnisse ihr Vaterland hatten meiden und aus Noth sich anwerben lassen müssen. Die meisten derselben haben in Algier, oder mehr noch in Spanien, wo die Legion ja mit Auszeichnung einige Jahre focht und fast gänzlich aufgerieben ward, ihren Tod gefunden.

Bei der später wieder neu in Algier errichteten Fremden-Legion, die ja augenblicklich noch daselbst besteht, sind meines Wissens noch weit weniger von diesen jungen politischen Flüchtlingen, was ich übrigens in militärischer Beziehung gerade für keinen Nachtheil für das Corps halte. Diese Herren, wenn sie in moralischer Hinsicht auch vielleicht einen hohen Werth besitzen mochten, waren, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, nicht recht leicht zu tüchtigen Feldsoldaten heranzubilden. Sie waren in der Regel schon von Jugend auf zu verweichlicht erzogen, an zu viele Lebensbedürfnisse gewöhnt und daher für den afrikanischen Dienst nicht abgehärtet genug, dann auch keine Freunde der strengen Disciplin und des unbedingten schweigenden Gehorsams, wie er für ein so buntartig zusammengesetztes Corps, wie die Fremden-Legion, nothwendig war. Die Offiziere hatten daher oft den meisten Verdruß von diesen jungen Leuten höherer Stände, die als Legions-Soldaten dienen mußten, und wollten solche oft nicht sehr gern in ihre Compagnien nehmen. Ich muß noch oft lachen, wenn ich mich eines alten Schweizers erinnere, der früher lange bei der Schweizergarde Carls X. in Paris gestanden hatte, und hier jetzt eine Compagnie, die vorzugsweise viel deutsche Studenten und auch

Digitized by Google

ſchon geweſene Beamte enthielt, eine Zeit lang befehligte. Wenn ich dieſen manchmal des Abends im kammeradſchaftlichen Geſpräch klagte, welchen Verdruß mir die Trunkenbolde in meiner Compagnie bereiteten, dann pflegte er regelmäßig mir zu antworten: „O Bruder, das iſt nichts gegen die Politiker, die ich habe. Sag dir, lieber zehn Säufer, als drei Politiker", — ſo nannte er alle jungen, mehr gebildeten Soldaten, „will ich in meiner Compagnie haben." Freilich war der Capitain, der ſelbſt gern einen guten Trunk liebte, gegen Trunkenbolde viel nachſichtiger, wie er wohl hätte ſein ſollen, und wie ich jeden Falls geweſen bin. Einzelne dieſer jungen, mehr gebildeten Männer aus Deutſchland haben ſich übrigens ſehr ausgezeichnet und ſich ſelbſt den Offiziersgrad erworben, was für einen Ausländer in Frankreich wirklich keine leichte Sache iſt. Im Allgemeinen muß man übrigens jedem jungen gebildeten Deutſchen davon abrathen, ſich als Soldat in der Fremden-Legion anwerben zu laſſen, und ich habe dieß wiederholt in Algier oder in Spanien gethan, ohne daß ich glaube, meine Pflicht als franzöſiſcher Offizier dadurch verletzt zu haben. Hatte ich aber ſolche junge Leute einmal unter meinem Befehl, ſo behandelte ich ſie im Dienſt eben ſo ſtreng, wie alle anderen Soldaten, und machte keinen Unterſchied, ob Einer früher Student oder Bauernknecht geweſen war. Es mag dieß Manchem freilich nicht gefallen und er in ſeinem Innern oft genug über mich räſonnirt haben.

Es iſt ein ſehr vernünftiger Grundſatz des General-Commandos, die Legion nie in der Stadt Algier ſelbſt garniſoniren zu laſſen, da die Verſuchungen mannigfacher Art daſelbſt für die vielen lockeren Soldaten derſelben zu groß ſein würden. So lagen wir denn meiſt in den Blockhäuſern und befeſtigten Lagern der Provinz Algier einquartiert, was ſehr gut war, da ſich die Soldaten in denſelben viel mehr an die Strapazen des Feldlebens gewöhnen konnten,

Digitized by Google

und auch die Disciplin ungleich leichter zu handhaben war.

Zuerſt als ich nach Algier kam, habe ich längere Zeit in dem bekannten „Maison Quarrée“, wie ein großes befeſtigtes Blockhaus, einige Stunden von Algier entfernt, heißt, garniſonirt; dann im „Camp de Coubu“, einem großen, befeſtigten Lager mit ſteinernen Baracken, in Douera und noch ähnlichen andern Orten. Es waren dieß größtentheils ganz bequem gelegene und für die Soldaten vollkommen genügende Gebäulichkeiten, in denen ſie ſich für ihren Stand eingewöhnen konnten. Da es gerade in den Jahren von 1832 bis 1835 nicht allzuviel größere Expeditionen in Algerien gab, denn man hatte damals noch nicht den Plan,, den afrikaniſchen Beſitzungen die große Ausdehnung zu geben, die ſie jetzt beſitzen, ſo war es eine ſehr vernünftige Maßregel, einen Theil der Soldaten täglich mit Arbeiten an den Straßen, Kaſernen, Wällen u. ſ. w. zu beſchäftigen. Drei bis vier Stunden wurde täglich exercirt, und eben ſo lange Zeit mußten die Soldaten die Schaufeln, Spaten, Aexte, oder auch Schiebkarren zur Hand nehmen und tüchtig arbeiten, wofür ſie dann eine kleine Zulage von $^1/_2$ Litre Wein per Tag bekamen. Auf dieſe Weiſe wurde mit geringen Unkoſten viel Nützliches geſchafft, die Mannſchaft beſchäftigt und dadurch vom Müſſiggang und den Laſtern deſſelben abgehalten, und auch zugleich mehr an Strapazen und Anſtrengungen gewöhnt. Nichts iſt gefährlicher für den guten Zuſtand einer Truppe, als wenn man die Soldaten viel müßig ſich herumtreiben läßt, denn die Langeweile verführt ſie dann nur zu dummen Streichen und Einer lernt den andern hierin mit zu. Manchem jungen, verwöhnten Herrn unter den Soldaten wollte es freilich ſchlecht gefallen, hier mit der Schaufel oder der Axt vier Stunden zu arbeiten, doch war gerade ihnen dieß beſonders dienlich, da ſie ſich dadurch an Abhärtung gewöhnten.

Digitized by Google

Größeren Treffen, die mir namentlich erinnerlich geblieben sind, habe ich in den Jahren 1832 bis 1835 in Algerien nicht beigewohnt. Einmal versuchten die Kabylen ein Blockhaus, in dem ich mich mit 80 Soldaten befand, in der Nacht heimlich zu überfallen. Unsere Posten waren aber wachsam, wie es sich gehört, und wir empfingen die braunen Schufte mit einer tüchtigen Flintensalve, die ihnen gewiß Verlust zugefügt hat. Sie feuerten darauf noch einige gänzlich unschädliche Flintenschüsse gegen das Blockhaus ab, schwärmten noch längere Zeit mit wildem Geheul umher und zogen dann unverrichteter Sache wieder ab. Auch eine Arbeiter-Abtheilung, die ich gerade befehligte, sollte einmal von einer feindlichen Schaar überfallen werden. Ich hatte aber Unrath vorher gespürt, paßte daher gut auf, und ehe die Angreifenden es sich versahen, standen wir mit den Waffen in der Hand völlig gerüstet da, sie nach Gebühr zu empfangen. So wie die Kabylen dieß merkten, gaben sie gleich ihren beabsichtigen Angriff wieder auf, ergriffen die Flucht, wobei wir sie noch in geschlossenen Colonnen eine Strecke weit verfolgten, ohne sie jedoch einholen zu können. Einzelne kleine Patrouillen und vereinzelte Posten sind übrigens wiederholt von Kabylen, die sich auf schlaue Weise nahe an dieselben herangeschlichen hatten, überfallen und dann ermordet worden. Wir fanden dann später die oft unmenschlich verstümmelten Leichen der Ermordeten, wodurch unsere Leute dann so wüthend wurden, daß sie selten Feinden, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, Pardon gaben. An 8—10 Mann meiner Compagnie habe ich übrigens während dieser Zeit verloren. Ein alter Korporal derselben, der früher bei den Schweizern schon gedient hatte, schlug sich dagegen einmal mit seiner Patrouille von 8 Soldaten durch einen ganzen feindlichen Haufen, der gewiß fünfmal so stark war, durch, und brachte noch einige Gefangene mit. Der Brave erhielt für diese That das Ehrenlegionskreuz, was er auch

Digitized by Google

wirklich verdient hatte. Auf mich feuerte übrigens einmal ein Kabyle aus einem Hinterhalt, und verwundete mein Pferd so in der Kruppe, daß ich dasselbe am andern Tage tödten lassen mußte, da eine Heilung unmöglich war. Ich hatte mir das recht schöne Thier erst kurze Zeit vorher um 800 Franks gekauft, und erlitt so einen recht empfindlichen Verlust, den mir Niemand wieder ersetzte. Obgleich meine Soldaten nun eifrig nach dem Thäter spürten und das ganze Terrain abstreiften, so gelang es uns doch nicht, denselben zu erwischen. Die Kabylen sind so schlau und gewandt wie die Katzen, und wenn man sie nicht auf der Stelle einfangen kann, so gelingt es später fast nie, ihrer habhaft zu werden. Im offenen Kampfe sind sie selten sehr muthig, außer wenn sie in die Enge getrieben oder in sehr großer Ueberzahl sind; bei kleinen heimlichen Ueberfällen sind es aber sehr gefährliche Gegner. Weitere kriegerische Abenteuer, die mein Gedächtniß aufbewahrt hat, erinnere ich mich nicht in den Jahren 1832 — 35 in Algerien bestanden zu haben. Seit ich zum zweiten Male nach meiner Rückkehr aus Spanien hieher kam, habe ich freilich an manchen viel blutigeren und gefährlicheren Kämpfen Theil genommen.

Einige Uebelstände abgerechnet, die man aber wohl überall in allen Lebensverhältnissen finden wird, war ich sonst ganz mit meiner Lage und auch mit meinen dienstlichen Verhältnissen zufrieden. Gerade dieß einsame Leben in den Blockhäusern und Lagern, worüber so viele meiner Kameraden klagten, sagte mir sehr zu, und ich hätte es nicht mit der glänzendsten Garnison in Frankreich vertauschen mögen. Sehr viel Zeit nahm mir der Dienst weg, denn ich bekümmerte mich genau um alle Einzelheiten desselben, und strebte besonders darnach, mir Kenntniß von dem Charakter jedes einzelnen Mannes in meiner Compagnie zu verschaffen. In meinen dienstfreien Stunden jagte ich viel zu Fuß, oder mehr noch zu Roß, wozu die vielen wilden Schweine, die überall zu

Digitized by Google

finden waren, Veranlaſſung gaben, oder plauderte mit den Kameraden, unter denen ich einige, beſonders ältere Offiziere fand, deren Unterhaltung mir zuſagte. Einige gute Pferde hielt ich mir faſt beſtändig, und da ich oft Gelegenheit fand, junge edle Roſſe von den Eingeborenen einzukaufen und ſie dann völlig zugeritten wieder an höhere Offiziere abzuſtehen, ſo verdiente ich bei dieſem Pferdehandel immer einiges Geld, und hatte wenigſtens die Koſten für die Fourage dabei frei. Mit einem ſehr böſen, jungen Hengſt, den ſeiner Wildheit wegen Niemand gerne haben wollte, und den ich daher ſehr wohlfeil kaufte, überſchlug ich einſt dicht bei dem Blockhauſe von „Maison Quarrée“, und verletzte mich dabei ſo am Fuß, daß ich mehrere Wochen nicht gehen konnte. Dieß war übrigens die einzige Verhinderung, alltäglich meinen Dienſt zu thun, die ich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Algerien gehabt habe.

Im Frühling 1835 bot ſich mir die Gelegenheit, als Capitain zu den in Algerien neu errichteten Spahis verſetzt zu werden. Schon war ich im Begriff, um dieſe Verſetzung nachzuſuchen, da ich doch im Ganzen lieber bei der Cavallerie, als bei der Infanterie diente, als ich hörte, daß die ganze Fremdenlegion in einigen Wochen nach Spanien eingeſchifft werden ſollte. Der König Louis Philipp hatte dieſelbe damals der Königin Chriſtine in ihrem Kriege gegen die Carliſten geliehen, oder glaube ich wohl mehr geſchenkt. Unter ſolchen Verhältniſſen, wo heiße Kämpfe mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten ſtanden, mochte und wollte ich meine Compagnie nicht verlaſſen, und die Verſetzung zur Cavallerie unterblieb damals. Die ganze Fremdenlegion, die damals faſt 7000 Mann ſtark war, wurde nun in Algier ſelbſt aus ihren verſchiedenen Garniſonen, in denen ſie bisher vertheilt geſtanden hatte, zuſammengezogen und neu uniformirt und equipirt. Viele kriegsluſtige Offiziere von andern

Digitized by Google

franzöſiſchen Regimentern in Algerien ließen ſich freiwillig zu derſelben verſetzen, ſo daß ſie wirklich ein ſehr tüchtiges Corps, was für jeden Krieg vollkommen geeignet war, abgab. Am 26. Juli 1835 ſchifften wir uns denn auf der Rhede von Algier an Bord mehrerer franzöſiſchen Linienſchiffe heitern Muthes ein.

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Zuſtand der Legion in Spanien. Gefechte. Ueberfälle. General Bernelle. Errichtung eines Uhlanen-Regiments. Tod des Generals Conrad.

Es war eine verhältnißmäßig ſehr langwierige und auch läſtige Seereiſe, die wir nach Spanien hatten, da unſere Schiffe ſehr überfüllt waren, und erſt am 27. Auguſt konnten wir in dem elenden Hafen der ſpaniſchen Feſtung Tarragona landen. Ein allgemeiner Donner der Kanonen begrüßte unſere Ankunft daſelbſt und neugierig drängte ſich die Bevölkerung herbei, als die fremden „Argelinos" (Algierer), wie die Soldaten der Legion gewöhnlich genannt wurden, mit voller Parademuſik ihren Einmarſch hielten. Die Fremdenlegion, die damals an 7000 Mann in ihren Bataillonen zählte, war auch dem äußeren Anſehen nach bei ihrer Landung ein ſo ſtattliches Infanteriecorps wie das Chriſtiniſche Heer kein zweites mehr aufzuweiſen hatte. Meiſt ſtarke, feſte, gedrungene und auch ſchon abgehärtete Soldaten zählten wir in unſeren Reihen, denen die neuen Uniformen, die ſie vor der Einſchiffung in Algier noch erhalten hatten, ein hübſches und kriegeriſches Ausſehen verliehen. Wohl an die Hälfte der Legion beſtand aus Deutſchen, Schweizern und Belgiern, ein Viertel aus Polen und das letzte Viertel aus Italienern und Franzoſen. Uebrigens waren auch von allen übrigen Völkern dazwiſchen und von Finnland bis zum Negerſtaat der Inſel Hayti hätte man ſchwerlich ein Land auffinden können, von dem nicht ein oder der andere Sohn in

Digitized by Google

unſeren Reihen paradirte. Unter den Officieren waren ſehr viele Franzoſen und Schweizer von der ehemaligen Schweizer-Garde der Bourbons, dann Polen und im Verhältniß zur Mannſchaft nur wenige Deutſche.

Es waren übrigens gar verſchiedene Gedanken, mit denen ich jetzt den ſpaniſchen Boden wieder betrat. Grade 25 Jahre waren es jetzt, ſeit ich als junger Trompeter der polniſchen Lanciers des Kaiſers Napoleon zuerſt über die Grenze dieſes Landes ging, um den erſten Säbelhieb hier gegen den Feind zu thun. Mit welchem regen Intereſſe ſah ich damals Alles an, welch jugendlichen Ehrgeiz hegte ich noch! Das war jetzt vorbei, ruhig und gleichgültig gegen Alles hatte das bewegte Leben mich gemacht, was ich ſeitdem geführt. Nur meine Pflicht als Soldat, wie es meine militäriſche Ehre gebot, that ich noch; alle anderen Wünſche und Hoffnungen aufzugeben, hatte ich durch das Schickſal ſchon längſt gelernt. — Mit ganz anderen Empfindungen betrat der größte Theil unſerer Legionsſoldaten jetzt den ſpaniſchen Boden. Sie freuten ſich, daß ſie aus Algerien fortgekommen waren, denn beſonders das Arbeiten an den Straßen und Bauten, ſo zuträglich es auch für die Legion war, hatten den meiſten Soldaten ſehr ſchlecht gefallen. In Spanien hingegen träumten ſie ſich goldene Berge. Ehre, Ruhm, und was Vielen von ihnen noch lieber war, reiche Beute. Die armen Teufel, wie arg wurden ſie auch wieder hierin, wie ſo oft in ihrem Leben ſchon, getäuſcht. Von den 7000 Mann, die 1835 geſund und kräftig bei Tarragona landeten, waren 4 Jahre ſpäter kaum noch 2000 Mann am Leben, die übrigen erlagen den carliſtiſchen Kugeln, und mehr noch dem Elend und den Krankheiten in den Hoſpitälern. Dieſe 2000 Mann, von denen manche auch noch einen ſiechen Körper für ihr übriges Leben mittrugen, wurden zerlumpt wie die ärgſten Bettler, und ohne einen Sous in der Taſche, über die ſpaniſche Grenze nach Frankreich wieder zurückgebracht. Von

Digitized by Google

dort aus konnten ſie denn in ihre Heimath marſchiren, um dort als Bettler anzukommen, oder auch, wenn ſie noch körperlich tauglich dazu waren, ſich auf's Neue für die Fremdenlegion, die wieder in Algerien errichtet wurde, anwerben laſſen. Ein gleiches Schickſal werden übrigens faſt immer alle derartigen Fremdenlegionen haben, die ſich in Dienſte von Völkern begeben, die ſonſt eine ganz verſchiedene Nationalität von ihnen haben. Was thut's, es gibt ſtets Menſchen genug, die ihr Schickſal in die Reihen ſolcher Corps treibt, und jedem Staat, der eine Fremdenlegion anwirbt, wird es nie an Zuſpruch dafür fehlen. Beſonders Deutſche habe ich immer in Menge in ſolchen Corps dienend gefunden, und auch die Fremdenlegion, die jetzt noch in Algerien ſteht, erhält fortwährend ihren meiſten Erſatz aus Deutſchland, obgleich die darin dienenden deutſchen Soldaten ſtets am unzufriedenſten mit ihrem Schickſal ſind, und am Meiſten klagen oder raiſonniren. Da ich ſelbſt mit den Verhältniſſen in Deutſchland gänzlich unbekannt bin, ſo weiß ich nicht, ob der Grund davon, daß ich ſo viele Deutſche ſtets in den Fremdenlegionen gefunden habe, in eigenthümlichen Zuſtänden in ihrer Heimath beruht, oder ob dem Deutſchen doch nur ein beſonderer Trieb angeboren iſt, ſein Glück in fremden Kriegsdienſten zu ſuchen. Finden wird er es auch äußerſt ſelten.

Unſere Soldaten hatten bei ihrer Ankunft in Spanien Löhnung erhalten und da der Wein hier wohlfeil und dabei ſtark iſt, ſo ruhten denn die Meiſten nicht eher, als bis die letzte Scheidemünze auch wieder durch die Gurgel gejagt war. Es wimmelte daher in den erſten Tagen nach unſerer Ankunft in den Straßen von Tarragona von nur zu vielen betrunkenen Legionsſoldaten, die oft ſo des Weines voll waren, daß ihre Füße ſie nicht mehr tragen konnten und ſie wie die Schweine gleich in den Straßen liegen blieben. In Spanien, wo überhaupt große Mäßigkeit herrſcht, wird Trunken-

Digitized by Google

heit allgemein verachtet, und so trug denn der Anblick dieser vielen Trunkenbolde leider nur zu viel dazu bei, die Legionssoldaten gleich von den ersten Tagen unserer Ankunft an bei der einheimischen Bevölkerung in eine gewisse Mißachtung zu bringen. Es ist aber auch wahr, dieser überwiegende Hang, sich bei jeder nur irgendwie möglichen Gelegenheit viehisch zu betrinken, war ein ungemein vorherrschendes Laster bei nur zu vielen von unseren Soldaten. Ich habe Leute in meiner Compagnie oder später in der Schwadron gehabt, die wie Löwen im Gefecht fochten, auch sonst die besten, zuverlässigsten Soldaten waren, die mir bis in die Hölle unverzagt nachgefolgt wären, aber nicht im Stande sich zeigten, dem Hang, sich zu betrinken, sobald sie nur irgendwie die geringste Gelegenheit dazu finden konnten, zu widerstehen. Auf alle nur irgend denkbare Weise habe ich mich bemüht, solchen eingefleischten Trunkenbolden ihr Laster abzugewöhnen, allein es gehörte zu den Ausnahmen, wenn mein Bemühen auf die Länge von günstigem Erfolg gekrönt wurde. Ich habe öffentlich und unter vier Augen auf das Ehrgefühl solcher Leute zu wirken gesucht, es half selten etwas; ich habe sie ganze Nächte lang, nach den angestrengtesten Märschen, in den sog. „polnischen Bock" spannen und so in dieser unbequemen und schmerzlichen Stellung liegen lassen; sie auf meinem Zimmer, wie ich es 1810 vom alten Waliawski gelernt hatte, mit der Klinge so durchgehauen, bis mir der Arm müde wurde und die Geprügelten auf dem Boden herumkrochen und vor Schmerz wie die Hunde winselten. Einige Tage darauf waren sie ebenso betrunken wieder wie vorher und verkauften Uniformen, Waffen, oder stahlen wie die Raben, um nur Geld für den geliebten Wein zu erhalten. Wie mancher sonst brave Kerl ist durch diesen Hang zum Saufen zu solchen Verbrechen gebracht worden, daß das Kriegsgericht ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, oder zu viele Jahre Gefängniß im Bagno verurtheilen lassen mußte. Wollten doch einige

Digitized by Google

Wochen nach unſerer Landung in Spanien zwei deutſche Soldaten von einem anderen Bataillon der Legion in ihrer Trunkenheit ſogar ſich gegen mich thätlich widerſetzen. In ſolchen Dingen habe ich niemals Spaß verſtanden, und ſo hieb ich den einen Kerl auf der Stelle zuſammen, und den Anderen ſo über den Arm, daß er auch noch Wochenlang im Hoſpital liegen mußte, bis er zur Schanzarbeit verurtheilt werden konnte. Ich halte ſonſt den Nordländer in vielfacher Hinſicht im Allgemeinen für einen beſſeren Soldaten, wie den Südländer, aber in ſeiner Mäßigkeit und darin, daß er nur äußerſt ſelten ein Trunkenbold ſein wird, hat Letzterer einen entſchiedenen Vorzug vor Erſterem.

Unſer Oberſt, und ſpäterer General Bernelle war ein unternehmungsluſtiger und ehrgeiziger Soldat und die Chriſtiniſche Regierung nicht geſinnt, die Legion lange unnütz zu füttern, und ſo blieben wir denn auch nur kurze Zeit müßig in Tarragona, und brachen bald gegen die Carliſtiſchen Schaaren auf. Es war dieß auch ein Glück, denn Corps wie unſere Legion dürfen nie lange müßig in einer Stadt ſtehen und man muß ſie entweder unausgeſetzt im Felde gegen den Feind führen, oder in Lagern und einſamen Blockhäuſern mit körperlichen Arbeiten beſchäftigen. Nur auf ſolche Weiſe iſt die unumgänglich nothwendige ſtrenge Disciplin ſtets in denſelben zu erhalten. Mit der Fremdenlegion in Spanien iſt dieß wahrlich auch geſchehen, denn man hat ſie faſt fortwährend in den angeſtrengteſten und gefährlichſten Unternehmungen gegen die Carliſten beſchäftigt. Kein ſpaniſches Regiment hat in dieſen Jahren ſo viele Leute vor dem Feind verloren, als grade die Legion, keins iſt ſo oft in den mörderiſchen Kampf hineingeführt worden. Einen ſolchen kräftigen Sturm mit dem Bajonett, ein ſo ruhiges, wohlgeübtes Feuer im Quarrée, wie ich ſolche wiederholt von der Legion geſehen habe, hätte auch kein ſpaniſches Regiment, und wäre es das Beſte geweſen, je ausführen können. Das mußten

Digitized by Google

ſelbſt die ſo ſtolzen und eingebildeten Spanier anerkennen, und mochten ſie ſich den Anſchein geben, die Argelinos auch ſonſt noch ſo ſehr zu verachten, wenn es recht etwas Herz- haftes auszuführen galt, wurden dieſelben doch ſtets an die Spitze geſtellt. Auch die Carliſtiſchen Schaaren, wenn ſie der Legion auch im gewandten Tirailliren und in der ge- ſchickten Benutzung des Gebirges, das ſie als Eingeborne auch beſſer kannten, überlegen waren, fürchteten die ge- ſchloſſenen Angriffe derſelben ungemein. Das „Hurrah" der Alemannos (Deutſchen), und das en avant, en avant der Franceses (Franzoſen) waren Töne, die den Carliſtiſchen Ohren nur zu oft unangenehm klangen. Grade weil ſie die Legion ſo ſehr fürchteten, ſuchten ſie auch auf jede Weiſe die Soldaten derſelben durch die größten Verſprechungen zur De- ſertion zu verleiten. Bei dem gräßlichen Leichtſinn und der gänzlichen Ehrloſigkeit, die viele von unſeren Soldaten in dieſer Hinſicht zeigten, gelangen ſolche Carliſtiſchen Verfüh- rungen nur zu gut und Manche von uns, und darunter ſelbſt infamer Weiſe auch Officiere, deſertirten zu den Feinden. So hatte man bei den Carliſten ſogar zuletzt auch ein Fremden- bataillon gebildet, was größtentheils aus Ueberläufern von unſerer Legion, worunter viel Deutſche und Belgier, aber faſt gar keine Polen waren, beſtand. Es herrſchte zwiſchen unſerer Legion und dieſem Carliſtiſchen Bataillon der wüthendſte gegenſeitige Haß und die Soldaten derſelben haben wieder- holt in den Gefechten mit äußerſter Erbitternng gegen einan- der gewüthet. So kämpften Deutſche gegen Deutſche in ei- nem fernen Lande für eine fremde Sache, deren Gelingen ihnen am Ende ziemlich gleichgültig ſein konnte.

Der Hauptſchauplatz der vielen größeren und kleineren Gefechte, an denen die Fremdenlegion in dieſem ſpaniſchen Kriege mit theilnahm, waren die Gebirge von Navarra. Ganz Navarra, wie überhaupt der große Theil von Nord- Spanien und den Baskiſchen Provinzen, gehörte zu der

Digitized by Google

Parthei des Don Carlos und lieferte dem Heere desſelben die tüchtigſten Krieger. Wie ſchwer es für Soldaten iſt, den Kampf in einem Lande zu führen, wo der größte Theil der Bevölkerung ihnen feindlich gegenüberſteht, lernte ich auch jetzt wieder ſo recht in dieſen Theilen von Spanien kennen. So hielt es beſonders ſehr ſchwer, zuverläſſige Führer für uns zu finden, während unſere Feinde durch ihre zahlreichen Spione von allen unſeren Bewegungen ſtets auf das Genaueſte unterrichtet waren. Nicht gar lange Zeit nach unſerem Einmarſch in die Gebirge kam ich mit ungefähr 80 Mann unſerer Soldaten dadurch in die größte Lebensgefahr. Wir ſollten eine weitere Rekognoſcirung gegen den Feind unternehmen, und hatten zu dieſem Zwecke auch einen Führer, der als Bauer in einem Dorfe unweit Pamplona wohnte, mitbekommen. Als völlig zuverläſſig war mir dieſer Menſch geſchildert worden, da derſelbe ſchon mehrere Tage unſerem Heere als Führer gedient und wiederholt kleine Patrouillen von uns glücklich geleitet hatte. Ein längeres Kriegsleben hat mich aber in allen ſolchen Sachen ſchon ſehr vorſichtig und beſonders auch gegen Spanier, denen Fremde nie recht trauen können, argwöhniſch gemacht. Ich gab daher dem Lieutenant en prémier meiner Kompagnie heimlich den Befehl, mit 40 anderen Soldaten uns in der Entfernung einer halben Stunde als Reſerve zu folgen und dabei genau auf die Zeichen zu achten, die ich ihm auf dem Wege hinterlaſſen würde. Ein alter Korporal mußte nämlich wie zufällig etwas hinter meiner Kolonne zurückbleiben, und von hundert zu hundert Schritt, vier kleine Steine auf dem Wege ſo legen, daß ſie ein Kreuz bildeten. Wer dieß nicht wußte, ging ohne etwas davon zu merken bei dieſen Kreuzen vorbei, für den damit Vertrauten waren ſie aber ein genügendes Zeichen, um unſere Spur nicht zu verfehlen. Einige Stunden hatte unſer Führer uns auch ſo geführt, daß nicht das mindeſte Verdächtige zu ſpüren war, als plötzlich mit lautem Geſchrei

Digitized by Google

ein ſtarker Haufe Carliſten, deſſen Zahl gewiß das Dreifache meiner Mannſchaft betrug, hinter einer Felſenwand hervorſtürzte. In demſelben Augenblick ſchlug auch der Führer, der an meiner Seite ging, ein lautes höhniſches Gelächter auf und ſprang mit einem mächtigen Satz, wie ihn nur ein gewandter Bergſteiger machen kann, auf einen hohen Felsblock, der neben dem Wege lag, um ſo zu entfliehen. Der Schuft war ſchnell geweſen, ich aber dießmal noch ſchneller wie er, denn ich zog ſogleich meine Piſtole aus dem Gürtel, den ich um den Mantel trug, und feuerte dem Kerl eine Kugel durch den Schenkel, daß er auf ſeinem Felsblocke niederſtürzte und daſelbſt vorläufig liegen bleiben mußte. Schlecht hätte es uns übrigens nun doch ergehen können, wenn die Carliſten nicht zu übereilt aus ihrem ſonſt ganz ſchlau angelegten Hinterhalt hervorgebrochen wären. Eine kleine Kirche mit einem Kirchhofe, der, wie in Spanien üblich, mit einer Steinmauer umgeben war, lag nämlich nur einige hundert Schritte ſeitwärts von dem Platze, auf dem wir überfallen werden ſollten. Glückte es uns nur, dieſen Kirchhof zu erreichen, ſo war es nicht ſchwer, uns hinter der Mauer deſſelben, ſo lange gegen die ſtärkſte feindliche Uebermacht zu vertheidigen, bis unſere Reſerve, die unſer Schießen ja hören mußte, herangekommen war. Ich rief meinen Leuten daher ſogleich zu, Kehrt zu machen und führte ſie in vollem Trabe nach dem Kirchhofe. In viel zu hitziger Haſt ſtürmten die Carliſten uns nach, als daß ihr ungeregeltes Feuer ſehr viel Schaden hätte thun können und ſo fielen nur 5 — 6 Mann von uns und wir übrigen erreichten glücklich den Rettungsplatz. Dieſe Verwundeten von unſeren Soldaten, die ſich nicht hatten flüchten können, ermordeten die Carliſten vor unſeren Augen auf die grauſamſte Art, ohne daß wir ihnen hätten zu Hülfe kommen können. Einer dieſer Soldaten, ein junger Deutſcher, ich glaube aus Sachſen, ſchrie dabei auf jammervolle Weiſe und rang bittend die Hände, aber vergeblich,

Digitized by Google

es wurde auch ihm der Kopf zerſchmettert. Jetzt verſuchten die Schufte aber ſogar den Kirchhof, hinter deſſen Mauer ich meine Soldaten hatte niederknieen laſſen, zu erſtürmen, empfingen aber ihren verdienten Lohn. Auf 50 — 60 Schritte hatte ich die Feinde herankommen laſſen, dann mußte die Hälfte meiner Mannſchaft eine Salve geben, während die Uebrigen als Reſerven mit geladenen Gewehren ſtehen blieben. Ungefähr ein Dutzend Carliſten ſtürzte nach dieſer erſten Salve todt oder verwundet zu Boden, während die Anderen es für gerathen fanden, ſich aus der Schußlinie zu flüchten. An drohenden Geberden und den beliebten Schimpfworten wie „Chriſtinos“ und „Punnateros“ ließen ſie es nun nicht fehlen und ſchwangen drohend ihre Flinten gegen uns, während meine Soldaten ſich damit vergnügten, ihren Zorn durch allerlei verächtliche und höhniſche Pantomimen noch mehr zu reizen. Die Schufte ſollten nur wieder herankommen, hier hinter meiner feſten Kirchhofsmauer hätte ich den Sturm eines ganzen Carliſtiſchen Bataillons wiederholt abſchlagen wollen. Wohl eine Stunde ſtanden wir uns nun ſo gegenüber, ohne daß eine Parthei die andere anzugreifen wagte, als wir die uns zu Hülfe kommende Reſervemannſchaft unter meinem Lieutenant anmarſchirt kommen ſahen. So wie dieſe näher gekommen war, brachen wir mit lautem Hurrah auch wieder hervor, und die Carliſten, die jetzt doch ſahen, daß nichts mehr gegen uns zu machen war, räumten bald das Feld und zogen ſich nach ihrer Gewohnheit in die höheren Gebirge wieder zurück. Eine Verfolgung dahin war von unſerer Seite ſehr ſchwierig, ja faſt unmöglich und ſo marſchirten wir auch wieder zurück, nachdem wir die Leichen unſerer ſo ſchändlich ermordeten Soldaten mit militairiſchen Ehrenbezeigungen begraben hatten. Die Feinde hatten, wie ſie dieß immer thaten, wenn es ihnen irgendwie möglich war, ihre Todten und Verwundeten mit fortgeſchleppt. Das Haus des Bauern der uns verrathen hatte, wurde von uns ſpäter

Digitized by Google

zur Strafe niedergebrannt, wie dieß immer in ſolchen Fällen geſchah.

Einem ſehr blutigen Gefechte wohnte ich auch noch unter dem Befehl des Generals Cordova, der die geſammte Chriſtiniſche Armee damals hier befehligte, unweit der Bergfeſtung Zubiri bei, deren Bau die Carliſten verhindern wollten. Es iſt eine wilde Felſengegend hier, in der nur einzelne ſchmale Wege für Truppen gangbar ſind, ſo daß der Aufmarſch größerer Kolonnen ganz unmöglich iſt und Alles ſich in kleine Gefechte auflöſen muß. Obgleich nun die Carliſtiſchen Truppen grade in dieſem kleinen Gebirgskriege ihre Hauptſtärke haben, da ſie größtentheils aus abgehärteten Söhnen der Berge zuſammengeſetzt ſind, ſo wurden ſie an dieſem Tage doch nach blutiger Gegenwehr zurückgetrieben. Der Spanier iſt von Natur grauſam und leicht zum Blutvergießen geneigt, und da faſt alle Bürgerkriege ſtets mit großer Erbitterung geführt werden, ſo fielen denn auch jetzt ſehr viele Rohheiten und Grauſamkeiten vor. Ausgegangen ſind dieſelben zuerſt von den Carliſten, die theilweiſe einen förmlichen Vertilgungskampf gegen die feindliche Parthei führen zu wollen ſchienen. Später im Verlauf des Krieges gaben die Chriſtinos ihren Gegnern auch hierin nichts nach. Beſonders auch gegen die Soldaten der Legion, die ſie bitter haßten, verübten die Carliſten oft die wildeſten Grauſamkeiten und ermordeten unſre Leute, die das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen, ohne Weiteres. Es war daher natürlich, daß die Unſrigen Gleiches mit Gleichem vergalten und alle Carliſten, die in ihre Gewalt kamen, ſehr häufig ohne Weiteres erſchoſſen. Es hat mir wiederholt die größte Anſtrengung gekoſtet, gefangenen Carliſten das Leben zu retten, und ich habe ſelbſt einmal gegen ſpaniſche Lanciers den Säbel ziehen müſſen, um meinen Befehlen hierin den nöthigen Nachdruck zu verſchaffen.

Sehr lange Zeit blieb ich übrigens in Spanien nicht bei der Infanterie der Fremdenlegion, ſondern trat bald zu

Digitized by Google

der Cavallerie derſelben über. Unſer General Bernelle, ein ſehr thätiger und ehrgeiziger Mann, hatte nämlich den Mangel von Reiterei, die beſonders auch für die Verfolgung des Feindes ſich eignete, wiederholt unangenehm empfunden und daher den Entſchluß gefaßt, wo möglich einige Escadrons Uhlanen zu errichten. An altgedienten tüchtigen Cavalleriſten war beſonders unter den polniſchen und deutſchen Soldaten der Fremdenlegion kein Mangel und auch geeignete Cavallerie-Officiere waren in genügender Menge zu bekommen. Die Hauptſchwierigkeit war nur das Geld für die Anſchaffung der Pferde und der übrigen Equipirungsſtücke und es macht der Energie und der Schlauheit des Generals Bernelle wirklich alle Ehre, daß er auch hierin Rath zu ſchaffen wußte. Alles andere war übrigens eher von Madrid zu bekommen, als grade Geld, woran dort ſelbſt der größte Mangel zu ſein ſchien, denn mit der Gage für uns Officiere blieb man gewöhnlich mehrere Monate im Rückſtand, und ſelbſt unſeren Soldaten konnte die volle Löhnung ſelten ganz regelmäßig ausgezahlt werden. Sei dem nun wie da wolle, der ſchlaue und grade in ſolchen Sachen ſehr geübte General Bernelle wußte Rath zu ſchaffen und die Cavallerie wurde errichtet, zuerſt nur in der Stärke von einigen hundert Mann, bis zuletzt ein volles, übrigens nicht ſehr ſtarkes Regiment daraus wurde. Faſt aus lauter Polen, die früher in der polniſchen Cavallerie gedient hatten, beſtand das Officierscorps des Regiments und auch die Soldaten deſſelben waren faſt durchgängig Polen und Deutſche. Die Polen haben vorzugsweiſe eine Neigung für die Lanze, die ſie auch häufig ſehr geſchickt zu führen wiſſen, und ſo wurde denn dieß neu errichtete Cavalleriecorps ein Uhlanen-Regiment, das man in der Uniformirung, der ſelbſt auch die weißen langen Reitermäntel nicht fehlten, dem Reglement und allen ſonſtigen Dienſtvorſchriften ganz nach Muſter der polniſchen Reiterei organiſirte.

Digitized by Google

Es war ein tüchtiges, aus lauter zuverläſſigen und muthigen Officieren, wie Soldaten, zuſammengeſetztes Regiment, bei dem nur die Remontirung mitunter Manches zu wünſchen übrig ließ. In Spanien ſteht die Pferdezucht im Allgemeinen auf keiner beſonders hohen Stufe, denn auch die ſo vielgeprieſenen andaluſiſchen Roſſe ſind oft mehr zum Paradiren auf der Straße, als zu einem angeſtrengten Gebrauch im Felde geeignet, und gar hier in Navarra waren gute Pferde ſehr ſelten und theuer. Allzuviel Geld für den Ankauf von Remontepferden war auch nicht vorhanden und ſo mußten denn viele ſchlechte, hochbeinige und ſchon ſehr zuſammengerittene Pferde in das Regiment eingeſtellt werden, obgleich manche Uhlanen recht tüchtige kleine Thiere von der gedrungenen und ſtarken, wenn auch nicht ſchönen Gebirgsrace reiten konnten. Wo es Gelegenheit fand, Attaquen gegen den Feind zu machen, da hat dieß polniſche Uhlanen-Regiment es gewiß nicht an Energie und Kraft fehlen laſſen, und der alten Tapferkeit der Polen und Deutſchen auch hier auf's Neue wieder alle Ehre gemacht. Der Carliſtiſchen Reiterei war es weit überlegen und hat ſelbſt die beſten feindlichen Cavallerie-Corps wiederholt geworfen. Sonſt freilich war grade nicht Alles in demſelben, wie es hätte ſein ſollen, und der Dienſt darin, wie überhaupt in der ganzen Fremdenlegion, nicht ſonderlich angenehm. Mehr oder weniger wird dieß aber überhaupt bei allen derartigen, etwas bunt zuſammengeſetzten Corps, die ſich in einem fremden Lande befinden, der Fall ſein. Man muß in denſelben lernen, ſich über Manches hinwegzuſetzen und bitteren Aerger oft zu verſchlucken oder in tüchtigen Verwünſchungen Luft zu machen, ohne daß mit denſelben viel geändert wird.

Unſer Hauptſtandquartier ward nun bald darauf die Feſtung Pamplona, in der auch der Vice-König von Navarra, der General Sansfield, ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Es herrſchte im Allgemeinen ein luſtiges Leben hier,

Digitized by Google

und die Beſchwerden, die wir in den beiden Feldzügen von 1836 und 1837 zu beſtehen hatten, ließen ſich recht gut ertragen. Mit den Feinden waren wir häufig zuſammen und grade dieſe vielen kleinen kriegeriſchen Abenteuer gaben unſerem Leben erſt die rechte Würze. Meiſt beſtand dieſes Zuſammentreffen mit den Carliſten nur in Vorpoſtengefechten oder Raufereien größerer oder kleinerer Patrouillen, die übrigens bei der gegenſeitigen Erbitterung, womit gefochten wurde, oft ſehr blutig waren und vielen Soldaten das Leben koſteten; mitunter kam es jedoch auch zu größeren Treffen, in denen die Kanonen tüchtig dazwiſchen knallten. Das Commando der Legion legte nun bald darauf der General Bernelle nieder, der nach Frankreich zurückging. Wenn ich auch ſehr weit davon entfernt bin, ein unbedingter Lobredner dieſes Mannes zu ſein und beſonders die vielen Schattenſeiten, die ſein Character in moraliſcher Hinſicht hatte, nie verkannte, ſo war ſein Abgang in mancher Beziehung doch ein Verluſt für unſer Corps. Seine Strenge und Energie hielt die ganze Legion in möglichſt feſter Disciplin, ja hatte dieſelbe allein zu dem Corps gemacht, das ſich durch Muth und Kriegstüchtigkeit Achtung bei Feind und Freund zu verſchaffen wußte. Der General war oft leidenſchaftlich, im höchſten Grade egoiſtiſch und daher ungerecht gegen Andere, aber energiſch und ſeinen Befehlen die nöthige Achtung verſchaffend.

Sowohl die meiſten Officiere, wie auch die Soldaten der Legion liebten ihn nicht, ja hegten ſogar oft großen Haß gegen ihn, fürchteten aber ſeine Strenge und befolgten daher die gegebenen Befehle. Grade bei einem ſolchen Corps, wie die Legion, und den ſo eigenthümlichen Verhältniſſen, unter denen ſie in Spanien focht, war dieſe Strenge, ſo oft auch darüber raiſonnirt werden mochte, ſehr am Platze. Dann verſtand auch der überaus ſchlaue und gewandte General Bernelle ſehr gut, mit den ſpaniſchen Ober-

Digitized by Google

generalen umzugehen und ſich, und ſomit auch ſeinem Corps, die nöthige Achtung bei demſelben zu verſchaffen. Er nahm alle dieſe hochtönenden ſpaniſchen Worte und Verſprechungen für das, was ſie ſind, nämlich leere Phraſen, und ließ ſich durch dieſelben nicht im Mindeſten täuſchen. So lange er das Obercommando führte, ward der Sold viel richtiger bezahlt und überhaupt das ganze Corps nicht auf alle Weiſe ſo ſchändlich und mit dem größten Undank behandelt, wie es ſpäter leider nur allzu häufig geſchah. Auch die Auflöſung der Trümmer der Legion hätte man nicht auf ſolche empörende Weiſe vorzunehmen gewagt, wäre ein Mann wie Bernelle noch der Befehlshaber derſelben geweſen. Der hätte kurzen Proceß mit dieſen Spaniern gemacht und im Nothfalle ſeine gerechten Forderungen auch mit Gewalt durchgeſetzt, wenn er geſehen, daß dieß mit Güte nicht möglich war. Hat doch gleich im Anfang nach unſerer Landung, als man der Legion die ihr rechtlich zukommende Verpflegung unter irgend einem Vorwand verkürzen wollte, obgleich die Magazine vollgefüllt waren, der General ſeine 7000 Mann zuſammen marſchiren laſſen und dem ſpaniſchen Obercommiſſair gradeheraus geſagt, er würde nöthigenfalls Gewalt brauchen und ſeine Leute auch auf die Chriſtinos feuern laſſen, wenn man nicht in Güte ſeinem Corps gebe, was demſelben zukäme. Das half denn ſogleich, und auf ſolche Weiſe muß man mit den Spaniern umgehen, wenn man als Fremder ſich Autorität bei denſelben verſchaffen will.

In geſelliger Hinſicht vermißte ich die Frau des Generals Bernelle ſehr. Es war eine liebenswürdige, noch jugendliche Franzöſin, die ſo recht für das Leben im Feldlager geſchaffen war. Stets guter Laune, und muntere Geſelligkeit liebend, machte ſie für uns Officiere ein recht angenehmes Haus. Beſonders liebte ſie es ungemein, als kühne Reiterin zu glänzen und auf muthigen arabiſchen Roſſen, die ſie aus Algerien mitgebracht hatte, wie der Sturm-

Digitized by Google

wind so dahin zu sausen, daß nicht alle Officiere ihrer Umgebung ihr stets zu folgen vermochten. Da ich immer auf möglichst gute Pferde hielt und auch in Spanien noch einigemal recht tüchtige Rosse hatte, so habe ich oft die Generalin auf solchen ungestümen Spazierritten begleitet.

Der Nachfolger des Generals Bernelle, der nach einem kurzen Zwischenreich später die ganze französische Hülfsbrigade befehligte, war der General Conrad, ein Elsäßer von Geburt, der früher schon mit großer Auszeichnung gedient hatte. Es war dieß ganz ein alter, ächter Feldsoldat der Napoleonischen Schule, ein Ehrenmann durch und durch, dabei im Gefecht von einem seltenen Muthe; auch er ist in Spanien vor dem Feind geblieben. Auf seinem weißen Schimmelhengst, marokanischer Zucht, war der General Conrad bei jedem Gefecht, mochte dieß nun bei Tag oder bei Nacht sein, gewiß in den vordersten Reihen, wo es am hitzigsten zuging, zu finden, und setzte sich oft den Carlistischen Kugeln viel mehr, als nöthig, aus. Da sein Schimmel, obgleich er ein so leuchtendes Ziel für die feindlichen Schüsse abgab, nie von einer Kugel getroffen ward, so stand bei vielen Legionssoldaten der Glaube der gänzlichen Unverwundbarkeit desselben fest. Leider war dieß bei dem tapferen General selbst nicht der Fall, denn in dem heftigen Gefechte bei Barbastro fand er am 2ten Juni 1837 den Heldentod. Unter dem Befehl des spanischen Generals Orna wurde an diesem Tage eine große Rekognoscirung gegen die befestigte Stadt Barbastro, in der sich der Prätendent Don Carlos persönlich befinden sollte, unternommen. Wie das immer geschah, wenn man vielleicht von feindlicher Uebermacht unversehens angefallen zu werden befürchten mußte, hatten die spanischen Generale die so schon zusammengeschmolzenen Reste der Legion wieder an die Spitze der ganzen Colonne, also an den gefährlichsten Posten, gestellt. Der General Conrad, der in seiner ritter-

Digitized by Google

lichen Gesinnung stets glaubte, der Ehrenplatz des Soldaten sei da, wo die größte Gefahr drohe, willigte immer hierin ein, obgleich ihm die Spanier diese Aufopferung wahrlich nicht dankten, ja sogar oft über die dummen Fremden, die sich für sie todtschießen ließen, spotteten. So ward denn auch dießmal wieder vor Barbastro die Legion von der Carlistischen Uebermacht umringt und genöthigt, sich im blutigen Gefechte durchzuschlagen. Zwar geschah dieß, wie immer in sochen Fällen, auch dießmal wieder, denn dem geregelten Gliederfeuer und den kraftvollen Bajonettangriffen der vielerprobten Legionssoldaten haben die Carlisten trotz aller ihrer sonstigen militärischen Vorzüge niemals Stand zu halten vermocht. Sehr groß war aber bei dieser Gelegenheit auch wieder der Verlust, den die Legion erlitt, die von jetzt an fast als ganz aufgelöst betrachtet werden konnte. Den General Conrad selbst traf eine feindliche Kugel mitten durch sein tapferes Herz, so daß er auf der Stelle todt vom Pferde stürzte. Seine Leiche ließen die Soldaten aber, die ihn sehr liebten, nicht in der Gewalt der Feinde, sondern es gelang ihnen, dieselbe mit nach Zaragoza zu bringen, wo sie feierlichst und mit allen möglichen militairischen Ehrenbezeugungen begraben ward.

Trotz aller seiner großen militairischen Vorzüge paßte übrigens der General Conrad nicht sehr zum Führer dieses Corps und der General Bernelle füllte seinen Posten in vielfacher Hinsicht weit besser aus. Er war im Dienst nicht energisch genug, schenkte den Officieren seiner Umgebung leicht zu großes Vertrauen, und hatte auch nicht die gehörige Strenge gegen die Soldaten. Seine große Gutmüthigkeit schenkte oft manchen Leuten die Strafen wieder, die sie reichlich verdient hatten, und wenn auch der bessere Theil unserer Mannschaft den General Conrad ungemein liebte, so fürchtete ihn doch der schlechtere Theil derselben lange nicht genug. Dieß war aber für ein derartig zusam-

Digitized by Google

mengesetztes Corps, wie die ganze Fremdenlegion war, ein Unglück, und so litt unter seiner Führung die Disciplin wesentlich, und mancherlei Unordnungen, besonders auch unter den Officieren selbst, welche auch lange nicht ihre Schuldigkeit immer so thaten, wie es sich gehörte, fingen an einzureißen. Auch im Umgang mit den Spaniern zeigte sich der tapfere Conrad zu vertrauungsvoll, zu ritterlich, und wurde daher oft von denselben getäuscht und mit Versprechungen betrogen, an deren Erfüllung Niemand dachte. Daß auch die Legion selbst mit darunter leiden mußte, war natürlich, und es fingen allmählig immer mehr und mehr Chikanen aller Art gegen dieselbe an, die man in der ersten Zeit nicht gewagt hätte.

Eine lange Reihe von Gefechten und Ueberfällen aller Art hatten wir besonders auch im Frühling 1837, wo wir von Pamplona und Huante aus die Feinde wiederholt angriffen. Besonders bei Laranzar hatten wir am 21. März ein sehr blutiges Gefecht, da es den Carlistischen Schaaren, die das Terrain sehr genau kannten, fast geglückt wäre, unser Hauptquartier zu überfallen. Mit wirklich bewundernswürdigem Muthe schlugen sich hier zwei Bataillone der Fremdenlegion, und ihrer Todesverachtung allein ist es zuzuschreiben, daß den Carlisten ihr wohlangelegter und geschickt ausgeführter Ueberfall mißglückte. Ohne einen Schuß zu thun, den General Conrad zu Fuß an der Spitze, — denn dieser hatte, wegen Unpäßlichkeit im Bette überrascht, nicht mehr Zeit gehabt, sein Pferd zu besteigen, — stürmten dieselben mit dem Bajonett einen steilen Berg, den die Feinde schon besetzt hatten, und vertrieben diese aus ihrer Stellung. Den Preis dieses Tages erkämpfte sich übrigens eine Voltigeurs-Compagnie der Legion, die von einem sehr tapferen deutschen Officier befehligt wurde. In einer kleinen Redoute behauptete sich diese kleine Schaar lange Zeit gegen einen Feind, der gewiß die vierfache Stärke hatte, und wußte alle seine stürmischen Angriffe beständig abzuschlagen. Schon hatten die Voltigeurs

Digitized by Google

ſich verſchoſſen, und immer wüthender ſtürmten die erbitterten Feinde heran, da läßt der Hauptmann ſeine Soldaten mit dem Bajonette gegen dieſelben losgehen und ſo ſchlägt er alle Angriffe zurück, bis endlich die Compagnie, die ſchon über die Hälfte ihrer Leute verloren hatte, von andern Bataillonen abgelöst wurde. Die beiden Lieutenants derſelben waren gefallen, der Hauptmann ſelbſt hatte auch eine Wunde erhalten.

Nur wenige Tage ſpäter, nachdem dieſer Ueberfall, bei dem unſer Verluſt wohl an 150 Todte und Verwundete betragen haben mochte, glücklich abgeſchlagen war, hatten wir wieder ein lebhaftes Gefecht mit den Carliſten. Eine feindliche Kugel zerſchmetterte mir bei dieſer Gelegenheit meine Säbelſcheide, die ich an der Seite trug, mit ſolcher Gewalt, daß ein Stück des Metalles derſelben einem neben mir reitenden ſpaniſchen Officier in den Schenkel fuhr, und ihn dort nicht unbedeutend verwundete. Die Carliſtiſchen Tactioſos führten oft Gewehre von ſehr ſchwerem Kaliber bei ſich, die ſtark geladen wurden und deren Kugeln dann eine große Kraft hatten. Es war nur ein Glück für uns, daß ſich dieſe Gewehre etwas unbehülflich zeigten, und beſonders auch ihre Ladung längere Zeit erforderte, ſo daß ſie im Ganzen doch nur verhältnißmäßig geringen Schaden anrichteten.

Am Paſſe von Oſtiz hatten wir um dieſe Zeit auch noch ein ſehr blutiges Zuſammentreffen mit den feindlichen Schaaren, deren wiederholte heftigen Angriffe wir ſtets glücklich zurückſchlugen und uns ſo unſeren Rückweg nach Pamplona bahnten. Ende März 1837 kamen wir in dieſer Feſtung, die uns ſtets zum Hauptquartier diente, wieder an, ohne im Ganzen bei allen unſeren Streifzügen allzu viel ausgerichtet zu haben. Wir hatten eine Menge tapferer Soldaten verloren, und die Feinde ebenfalls; dieß war auch das ganze Reſultat dieſer mehrwöchentlichen Unternehmungen.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Leben in einer ſpaniſchen Familie. Adjutantendienſte beim General Iribarren. Tod deſſelben bei Huesca. Verwundung. Fernere Dienſtleiſtung bei der ſpaniſchen Cavallerie. General Don Diego Leon. Rückkehr nach Frankreich und Algerien. Schluß.

Zufällig hatte ich im Winter 1837 in Pamplona jenen ſpaniſchen Stabsofficier wieder gefunden, dem ich einſt in Südamerika, da er in unſere Gefangenſchaft gerathen war, einige weſentliche Dienſte leiſtete und bald ihm ſeine Befreiung verſchaffte. Mit ungemeiner Herzlichkeit nahm dieſer Mann, der als großer Gutsbeſitzer viel Anſehen genoß, mich hier auf, und ſeine Worte, „daß Alles was er beſitze, mir zu Gebote ſtehe", waren dießmal, wie ſonſt wohl in Spanien, keine leere Höflichkeitsphraſe, ſondern wirklich ernſthaft gemeint. In ſeinem Hauſe, das durch eine liebenswürdige, ſehr ſchöne Frau und zwei wo möglich noch ſchönere Schweſtern derſelben großen Reiz erhielt, war ich faſt ein täglicher, gern geſehener Gaſt, und habe beinahe alle meine dienſtfreien Stunden auf die angenehmſte Weiſe daſelbſt verlebt. Die ſpaniſche Sprache war mir ja ebenſo geläufig wie meine Mutterſprache, ja faſt noch geläufiger als dieſe, da ich oft in Jahren kein Deutſch mehr geſprochen hatte, ebenſo vertraut waren mir auch alle ſpaniſchen Sitten und Lebensgewohnheiten, denn meine erſte Frau war ja eine Spanierin geweſen, und ſo fühlte ich mich im Kreiſe dieſer Familie völlig heimiſch. Meine von der heißen Sonne braun gebrannte

Digitized by Google

Geſichtsfarbe gab mir außerdem ein ſo ſüdländiſches Ausſehen, daß ich mich dreiſt für einen Spanier, wenigſtens aus den ſüdamerikaniſchen Kolonien, hätte ausgeben können, ohne daß ſelbſt Landeseingeborne dieſe Täuſchung gemerkt. Die ſchönen Damen im Hauſe machten ſich oft das Vergnügen, mich als ihren Vetter aus Südamerika vorzuſtellen, und ich wurde ſtets als ſolcher dann angenommen. Auch daß ich ein Katholik war, trug viel dazu bei, mich in dieſer ſpaniſchen Familie recht heimiſch werden zu laſſen; denn wenn auch die gebildeten Männer in Spanien faſt durchgängig große Freigeiſter ſind, die ſich aus einem Religionsunterſchied nicht das Mindeſte mehr machen, ſo iſt dieß bei dem weiblichen Geſchlechte doch nicht der Fall und ein Katholik wird ſtets bei ihnen beſſer angeſchrieben ſein, als ein Andersgläubiger. Von unſeren Legionsſoldaten benutzten manche ſchlaue Kerle dieß und ſpielten die eifrigen Katholiken, die ſogar einen Roſenkranz in der Taſche bei ſich führten, oder traten öffentlich auf feierliche Weiſe zum Katholicismus über, bloß um Wein oder andere derartige materielle Vortheile von den ſpaniſchen Frauen dafür zu erhalten. Es war dieſen oft in vieljährigen Kriegsſtürmen ganz verwilderten Kerlen völlig gleichgültig, zu was für einer Religion ſie ſich äußerlich bekennen mußten, und ſie wären mit derſelben Gemüthsruhe Muhammedaner oder Sonnenanbeter geworden, wenn ihre Weinportion ſich dadurch verdoppelt hätte. Kannte ich doch einen alten, ſonſt ſehr kriegstüchtigen Unterofficier, der mir ſelbſt lachend erzählte, er ſei ſchon katholiſch, muhammedaniſch, proteſtantiſch, griechiſch-katholiſch und jetzt wieder römiſch-katholiſch geweſen, da ihm dieß als Soldat in den verſchiedenen Ländern, in denen er gedient hätte, Vortheile gebracht. Die Carliſtiſchen Generäle und beſonders die vielen Mönche, die im Heere des Don Carlos eine ſo große Rolle ſpielten, benutzten übrigens den Umſtand, daß der größte Theil der Legion aus Ketzern beſtand, — denn auch der Franzoſe gilt bei

Digitized by Google

dem Spanier faſt nie für einen rechtgläubigen Katholiken, — um den Haß ihrer Schaaren grade gegen uns noch mehr zu entflammen. Haben uns doch oft gefangene Carliſten geſagt, daß ihre Prieſter ihnen gradezu befohlen hätten, alle gefangenen Legionsſoldaten ohne Weiteres zu ermorden, da es ein Gott wohlgefälliges Werk ſei, dieſe Ketzerbrut wo möglich ganz von der Erde zu vertilgen.

Durch die Vermittlung eines ſpaniſchen Freundes wurde ich bald näher mit dem ſpaniſchen General Iribarren, der ein Vetter des Hauſes war, näher bekannt. Derſelbe machte mir den Antrag, zur perſönlichen Dienſtleiſtung zu ihm überzugehen, was ich gern annahm, denn mancherlei Verhältniſſe machten den Dienſt ſowohl bei der Infanterie, wie auch bei dem polniſchen Uhlanen-Regiment der Fremdenlegion grade nicht ſehr angenehm. An tüchtigen Cavallerie-Officieren war übrigens bei unſerem Regimente eher Ueberfluß als Mangel, und ſo konnte meine Stelle ſehr leicht für die kurze Zeit, in der daſſelbe überhaupt noch beſtand, beſetzt werden. Immer mehr und mehr näherte ſich die ganze Fremdenlegion im Jahr 1837 ſchon ihrer Auflöſung, denn neuen Erſatz aus Frankreich erhielt ſie nicht und die feindlichen Kugeln wie auch die Seuchen in den äußerſt ſchlecht eingerichteten und überfüllten Hoſpitälern, lichteten von Woche zu Woche mehr die Reihen derſelben. In den zwei Jahren, während denen ſie auf ſpaniſchem Boden focht, hatte die Legion ſchon über die Hälfte ihrer Mannſchaft eingebüßt. Der General Iribarren war unbedingt mit der beſte ſpaniſche Cavallerie-General, den ich je geſehen habe, und ein Mann, der durch die vielen militairiſchen Tugenden, die er beſaß, jedem Heere zur Zierde gereicht hätte. Noch im beſten Mannesalter ſtehend, war er von hoher ſtattlicher Figur und ſeine ganze äußerliche Erſcheinung konnte ſchon den vornehmeren der unter ihm dienenden Soldaten das größte Vertrauen einflößen. Er beſaß daſſelbe auch von allen Corps, die unter ſeinen Befehlen

Digitized by Google

ſtanden, in ſo hohem Grade, wie dieß nur bei ſehr wenigen Generalen des Chriſtiniſchen Heeres der Fall war. Selbſt ſehr ſtrenge gegen ſich und von einer unermüdlichen Thätigkeit beſeelt, verlangte er mit Recht auch Gleiches von allen ſeinen Untergebenen und wußte den Säumigen, mochten dieſe nun einen Rang bekleiden, welchen ſie wollten, ſolchen Reſpekt einzuflößen, daß ſie unter ihm mehr leiſteten, wie dieß unter jedem anderen Befehlshaber der Fall geweſen wäre. Grade auf ſeinen Antrieb iſt mancher unfähiger oder gar feiger Officier unſeres Heeres, und wir hatten deren nur zu viele, zum Teufel gejagt worden. Im außerdienſtlichen Umgang war der General Iribarren grade, offen, von angenehmem Aeußern und lange nicht von dem lächerlichen Hochmuth beſeelt, den die Spanier ſonſt ſo oft gegen die Fremden zu zeigen pflegen. Er liebte ſein ſchönes Vaterland durch und durch und war ſtolz auf die vielen Vorzüge deſſelben, ohne aber deßhalb alles Fremde zu verachten. Beſonders in militairiſcher Hinſicht liebte er es ſehr, ſich zu unterrichten, und gar viele Stunden mußte ich ihm von all den Erfahrungen erzählen, die ich als Cavallerie-Officier nun ſchon in ſo vielen und verſchiedenen Kriegen erworben hatte. Alle dieſe Eigenſchaften machten mir natürlich den General ſehr theuer und ich zähle mit Recht die Zeit, die ich in ſeiner nahen Umgebung verlebte, als die angenehmſte, die mir je auf ſpaniſchem Boden zu Theil wurde. Leider ſollte dieſelbe nur von ſehr kurzer Dauer ſein. Ende Mai 1837 hatten wir wieder ein ſehr hitziges Gefecht bei Huesca in Aragonien. Wie immer, wo es galt, ſich im Feuer zu zeigen, war der General Iribarren der Vorderſte im Angriff gegen die Feinde. Die Carliſten waren gewiß doppelt ſo ſtark als wir, wie denn überhaupt grade auf dieſem Theil des ſpaniſchen Kriegsſchauplatzes die Chriſtinos ſtets die Minderheit zählten. Die Fremdenlegion mit dem General Conrad voran, ſtürmte mit dem Bajonett auf den Feind los, während Iri-

Digitized by Google

barren ſelbſt ſich an die Spitze von einer Escadron Küraſſiere ſetzte, um mit dieſer auf die Carliſtiſchen Lanceros (Lanciers) einzuhauen. Die feindliche Reiterei, obgleich ſchlecht beritten, hatte doch manche ſehr muthige und für die Sache der ſie diente, begeiſterte Officiere und Leute, und befand ſich außerdem in der überwiegenden Mehrheit, und ſo kam es denn zu einem ſehr heftigen Reiterkampf, der längere Zeit dauerte. Gleich im Anfang des Treffens war ich leider von dem General getrennt worden, da derſelbe mich zu dem Oberſten Leon mit einem Auftrage ſchickte. Ich ritt an dieſem Tage ein ſehr ſchönes, aber ungemein feiges Pferd andaluſiſcher Zucht, was von dem Schlachtenlärm ſo erſchreckt wurde, daß ich es nicht recht in das Gefecht hineinbringen konnte, obgleich ich es mit Sporen und der Pallaſchklinge bearbeitete und es überall blutig wurde. In heftigem Zorn mußte ich endlich von dem feigen Pferde herabſpringen und mich auf einen kleinen halbverhungerten Gebirgsklepper, den ich glücklicher Weiſe von einem Marketender noch erhielt, ſetzen, um nur ſo raſch in das Gefecht zu kommen. Hier ging es denn ſchon ſehr hitzig zu, und den General Iribarren ſelbſt ſah ich in der Mitte von feindlichen Lanceros, mit denen er ſich wüthend herum hieb. Sacre dieu, was ſpornte ich jetzt meinen ſchwachen Gaul an, um dem General, wie es meine verdammte Schuldigkeit war, zu Hülfe zu kommen. Der ſah noch mein Bemühen und ſoll ausgerufen haben, „laſſen Sie nur Capitain, ich werde ſchon allein mit den Kerlen fertig", was ich aber des Getöſes wegen um mich herum nicht gehört habe. In demſelben Augenblick jagte auch ein höherer Carliſtiſcher Officier, es ſchien dem Anſehen nach ein Deutſcher zu ſein, mit hochgeſchwungener Klinge auf mich ein. Jetzt galt es, mich zu vertheidigen und das that ich denn wahrlich auch nach beſten Kräften, obſchon ich mein ſchlechtes Pferd nicht gehörig herumwerfen konnte. Zuletzt fiel das ſchwache Thier vorne mit mir auf

Digitized by Google

die Kniee und in demſelben Augenblick, als ich es wieder in die Höhe reißen will, ſauſte die Klinge meines Gegners mir auf den Kopf. Der Hieb zerſpaltete die runde Mütze, die ich trug, und verwundete mich noch am Schädel, ſo daß ich ſogleich beſinnungslos aus dem Sattel ſtürzte. Glücklicher Weiſe hatte ich ein großes ſeidenes Taſchentuch und eine mit Rapporten dick ausgeſtopfte Brieftaſche in der Mütze liegen gehabt, und da der Säbel meines Gegners auch wohl nicht allzuſcharf geweſen ſein mochte, ſo war mein Schädel nicht zerſpalten worden, was ſonſt ohne Zweifel geſchehen wäre. So hatte der Hieb mehr gedröhnt, als daß er tief eingedrungen war, und die Wunde war nicht ſo ſehr gefährlich geworden. Wer mich eigentlich vom Schlachtfelde fortgetragen hat, habe ich ſpäter nie recht genau erfahren können, obgleich ich mich eifrig darnach erkundigte, um meine Retter belohnen zu können. Wahrſcheinlich ſind es deutſche oder polniſche Infanteriſten der Fremdenlegion geweſen. Was mich mehr wie meine eigne Wunde ſchmerzte, war die Nachricht, die ich am anderen Tage, als ich völlig wieder zur Beſinnung gekommen war, in Zaragoza, wohin man mich gebracht hatte, erhielt, daß auch der General Iribarren tödtlich verwundet und wohl ohne Rettung ſei. Ein Lanzenſtoß eines Carliſtiſchen Lanceros hatte dem tapferen General die Todeswunde gegeben, an der er einige Tage nach dem Treffen geſtorben iſt. Vor ſeinem Tode hat er noch einen langen Bericht an die Regierung in Madrid dictirt und darin auch mich für das Ritterkreuz des Fernando-Ordens vorgeſchlagen. Einige Zeit darauf erhielt ich daſſelbe auch wirklich zuertheilt, doch war dieſer Orden nur ein ſchwacher Troſt in der gerechten Trauer, die ich über den Verluſt des Generals fühlte. Auch in der Fremdenlegion, die nächſt den Küraſſieren ſich an dieſem Tage die meiſte Ehre erworben hatte, was auch der ſterbende General in ſeinem letzten Bericht noch rührend anerkannte, hatte ich den

Digitized by Google

Verluſt von manchen guten Waffengefährten zu beklagen. Die Legion hatte, wie immer der Fall, wenn ſie in das Feuer kam, auch dießmal wieder wüthend gefochten, aber dabei auch an Todten und Verwundeten ſehr großen Verluſt erlitten; allein einige zwanzig Officiere derſelben waren getödtet oder verwundet worden.

Als meine Kopfwunde erſt ſo weit wieder hergeſtellt war, daß ich den Transport nach Pampelona vertragen konnte, ließ ich mich dorthin transportiren, denn in Zaragoza, wohin man mich vom Schlachtfelde gebracht hatte, war der Aufenthalt wahrhaftig *nicht behaglich zu nennen*. In dem Hauſe der mir befreundeten ſpaniſchen Familie fand ich denn die gaſtlichſte Aufnahme und liebevollſte Pflege, die ich mir nur wünſchen konnte, und ſo ſchritt meine Geneſung raſcher vorwärts, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre. Manche trübe Stunde, wo körperliche Schmerzen mich quälten, oder der Mißmuth über die ſchreiende Ungerechtigkeit, mit der man gegen die ſchwachen Ueberreſte der Legion immer mehr und mehr verfuhr, mich verdrießlich machte, haben die Damen des Hauſes, oder ihre zahlreichen Freundinnen, die ſie alltäglich beſuchten, mir durch ihr fröhliches Geplauder verkürzt. Oft ward auch zur Guitarre geſungen, oder die jungen Damen tanzten ihre ſchönen ſpaniſchen Nationaltänze; kurz es war beſtändig Heiterkeit und Frohſinn in dem Hauſe.

Ungefähr 8 Wochen mußte ich das Zimmer hüten, dann war meine Wunde ſchon ſo weit wieder geheilt, daß ich ausgehen konnte. Einen weich mit Watte gepolſterten Hut mußte ich aber noch mehrere Wochen lang tragen und konnte überhaupt noch längere Zeit nicht einen irgendwie angeſtrengten Dienſt zu Pferde verrichten. Müßig ſollte und wollte ich aber während dieſer Zeit doch nicht bleiben, denn ſo lange ich nun einmal Officier in ſpaniſchen Dienſten war, mochte ich auch, ſo viel in meinen Kräften ſtand, mich gern *nützlich bezeigen*. So ward ich denn jetzt zu

Digitized by Google

verschiedenen Aufträgen verwandt, da ich ja ebenso gut wie ein Eingeborner spanisch sprechen konnte. Ich mußte die Ersatzmannschaften der Lanceros-Schwadronen unseres Heeres im Gebrauch der Lanzen und Säbel unterrichten oder ihnen Reitstunden geben. Auch nach Andalusien ward ich gesandt, dort neue Remonten für die Cavallerie zu holen und kaufte bei dieser Gelegenheit auch einige schöne Hengste für eigene Rechnung, die ich später wieder mit bedeutendem Gewinn verkaufte. Ich selbst habe nie recht gern, während ich in Spanien war, andalusische Pferde reiten mögen, und stets Vieles an den Thieren, die ich unter dem Sattel hatte, auszusetzen gehabt, mochten sie auch sonst noch so schön sein.

Bei diesen verschiedenen Aufträgen, die mir jetzt zu Theil wurden, kam ich auch mit dem General Espartero, der damals das Obercommando führte und meist im Nordwesten des Landes an der Seeküste den Hauptschauplatz seiner Thätigkeit hatte, häufig in Berührung. Obgleich ich grade persönlich manche Ursache hätte, mich über diesen Mann zu beklagen, der mir Vieles versprach und nichts hielt, so halte ich denselben doch für einen ungemein fähigen General. Die Christinische Parthei verdankt der Thätigkeit und Umsicht desselben entschieden ihren endlichen vollständigen Sieg, und ich bin fest überzeugt, Don Carlos hätte doch am Ende den Preis davongetragen, wenn nicht grade dieser Mann den Oberbefehl gegen ihn geführt. Das Erste und Wichtigste, womit Espartero sein Amt antrat, war, daß er Zucht und Ordnung wieder in die sehr verwilderte Armee hineinbrachte. Es war dieß zwar eine sehr schwierige Aufgabe, die sowohl Strenge und Festigkeit, wie auch Geschicklichkeit in einem nicht geringen Grade erforderte, die der General aber glücklich zu lösen wußte. Viele Dutzende von Officieren aller Grade, die sich feig oder gänzlich unfähig benommen hatten, wurden ohne Weiteres weggejagt oder sogar infam kassirt, und dieß Loos traf

Digitized by Google

ſelbſt mehrere Oberſte von Regimentern. Freilich war dieß auch dringend nothwendig, denn es mag ſelten ein Heer gegeben haben, das einen ſo großen Ueberfluß von gänzlich unfähigen Officieren beſaß, wie grade das Chriſtiniſche, bevor General Espartero den Oberbefehl antrat. War der General übrigens gegen die Officiere ſtreng, ſo war er dieß auch mit Recht gegen die Soldaten. Kerle, die bei groben Inſubordinationsvergehen, Raub und Plünderung, oder Deſertion zum Feinde ertappt wurden, ließ er ohne Weiteres erſchießen, und als dieß verdiente Loos nur erſt 30—40 Mann getroffen hatte, war bald eine treffliche Disciplin im ganzen Heere hergeſtellt. Dadurch nur allein war daſſelbe endlich in den Stand geſetzt, die Carliſten zu beſiegen und dem blutigen Bürgerkrieg zum Wohl des Landes ein Ende zu machen. Gegen mich ſelbſt war der General Espartero, wenn er auch nie die Würde eines commandirenden Generals vergaß, äußerlich ſehr artig, und da er erfahren, daß ich fünf Jahre in Südamerika gefochten hatte, wo auch er, freilich auf der entgegengeſetzten Seite, gedient, ſo hat er wiederholt mit mir über die dortigen Verhältniſſe und über die Fähigkeiten des Generals Bolivar, die er nicht gering anſchlug, geſprochen. Für baare Münze brauchte man übrigens ſeine glatten Worte nicht immer zu nehmen und dem Grundſatze: „Verſprechen und halten iſt zweierlei“ huldigte er, wie es überhaupt gerne viele Südländer thun, nur allzu ſehr.

Nachdem ich völlig wieder ſo weit geneſen war, daß ich meinen Dienſt als Cavallerie-Officier in ſeinem ganzen Umfange verrichten konnte, ward ich dem General Don Diego Leon, der die geſammte Reiterei des Espartero befehligte, zugetheilt. Es war dieß ein noch junger, ſchöner und dabei eitler Mann aus einer ſehr vornehmen ſpaniſchen Adelsfamilie, der ſich zwar perſönlich tapfer zeigte, ſonſt aber das Vergnügen mehr als den angeſtrengten Felddienſt

Digitized by Google

liebte. Er ſchien etwas vom König Murat gehört zu haben und nahm ſich denſelben gern in ſeinem äußeren Auftreten zum Vorbild, ohne jedoch den raſtloſen Feuereifer dieſes Mannes, der ſich oft allen ſeinen Untergebenen mittheilte, in gleich hohem Grade zu beſitzen. Uebrigens habe ich wiederholt einige recht gelungene Reiterattaquen von ihm commandiren ſehen, ſo namentlich bei Los Arcos, wo er die Lanceros de la guardia (Garde-Uhlanen) recht tüchtig ins Feuer führte. Ich perſönlich kam recht gut mit dieſem General aus und trieb einigemal auch Pferdehandel mit ihm. Um dieſe Zeit ſah ich auch zum erſtenmal die Uhlanen der engliſchen Hülfsbrigade, mit denen wir bei Tafalla im September 1838 eine gemeinſame Parade hatten. Das Regiment, das ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen war, beſtand durchgängig aus Engländern und Irländern, und ritt auch faſt lauter engliſche Blutpferde. Es mußten dieß urſprünglich gewiß ſehr ſchöne Thiere geweſen ſein, die aber jetzt durch die vielen Entbehrungen aller Art und den Dienſt in den Gebirgen theilweiſe ſchon ſehr mitgenommen ausſahen. Ein Pferd guter engliſcher Zucht iſt ein ungemein edles Thier, das bei ſorgfältiger Pflege und Wartung zu den größten Leiſtungen ſich fähig zeigt. Fehlen dieſe aber, wie es im Felde oft nicht anders möglich iſt, tritt Futtermangel ein, oder muß es mit ſchlechtem Futter zufrieden ſein, und iſt dabei viel der Kälte oder dem Zugwinde ausgeſetzt, ſo kränkelt es ſehr leicht, und wird zu ſehr ſtrapazirt. Grade ihrer Unempfindlichkeit wegen gegen alle derartigen Strapazen halte ich gute polniſche Roſſe für die beſten und ausdauerndſten Soldatenpferde, bei einem Feldzuge im Süden und im ſehr gebirgigen Terrain aber die Pferde orientaliſcher Zucht, wie ſie die Spahis und Chaſſeurs d'Afrique in Algerien reiten.

Unter dieſen Officieren der engliſchen Legion, deren Infanterie jetzt nur noch zwei ſchwache Bataillone ſtark war,

Digitized by Google

traf ich viele sehr tüchtige Reiter, mit denen ich manchen wilden Ritt machte. Auch ein sehr gutes Irländisches Jagdpferd tauschte ich von Einem derselben, der nach England wollte, gegen einen weiß geborenen andalusischen Hengst ein. Dieser Hengst, obgleich er für einen Cavallerie-Sattel nicht sehr brauchbar war, hatte die schönsten Mähnen und den vollsten Schweif, den ich je bei einem Pferde gesehen habe. Ich habe später gehört, daß ihm die Ehre zu Theil geworden ist, mit in den Leibreitstall der regierenden Königin von England aufgenommen zu werden.

In heftiger und kräftiger Attaque zeichnete sich übrigens diese englische Reiterei eben so sehr wie unser polnisches Uhlanen-Regiment aus, und wiederholt sind gerade durch die muthigen Angriffe dieser fremden Reiter die Carlistischen Reiterschaaren über den Haufen geworfen worden. Von unserer einheimischen spanischen Reiterei ließ sich aber nicht immer Gleiches behaupten, und mehrfach sah ich sehr vornehm sein wollende und elegant herausgeputzte spanische Cavallerie-Regimenter so erbärmliche Angriffe, besonders gegen Carlistische Infanterie und Artillerie machen, daß es wirklich eine Schande war.

Ich hätte die Hälfte der Officiere gewiß kassirt und die Mannschaft auf alle Weise gestraft, wenn ein so erbärmliches Cavallerie-Regiment unter meinem Befehl gestanden. Trotz des vielfachen Nutzens, den die englische Hülfsbrigade leistete, ward sie übrigens von den Spaniern mit gleichem Undank behandelt und wo möglich auf alle Weise zurückzusetzen gesucht, wie unsere französische. Nur wenn es recht in's Feuer gehen sollte, dann suchte man die „Estrangeros" hervor, und sie mußten die Ersten sein; sonst glaubte jeder spanische Lump sich über dieselben weit erhaben. Gerade dieses spanischen Hochmuthes wegen hatte ich zuletzt noch ein ernsthaftes Duell. So ein junger vornehmer Spanier, der trotz seiner gänzlichen Unerfahrenheit in allen militärischen

Digitized by Google

Dingen ſchon die Oberſten-Epaulettes trug, und wir hatten ſolche unnütze Herren nur zu viele in den Hauptquartieren herumlaufen, — erlaubte ſich in meiner Gegenwart über die Deutſchen zu ſpotten und ſie insgeſammt Trunkenbolde und Weinſchläuche zu nennen. Perſönlich hatte er mich dadurch nicht beleidigen wollen, denn er glaubte, wie es die meiſten Officiere, die mich nicht näher kannten, thaten, daß ich ein geborner Spanier aus den ſüdamerikaniſchen Kolonieen ſei. Betrachtete ich mich ſelbſt nun auch viel mehr als Franzoſe, wie als Deutſcher, denn ich habe meine militäriſche Erziehung ja in den Feldzügen unſeres Kaiſers Napoleon erhalten, und 1814 und 15 ja gegen Deutſche auch gefochten, ſo wollte ich doch nicht, daß ein ſpaniſcher Windbeutel ſich erfrechen dürfe, über die tapfern Deutſchen in der Art zu ſprechen. Ich ſagte ihm daher in Gegenwart von vielen Officieren: „der verſoffenſte deutſche Tambour der Fremdenlegion habe der Sache der Königin Chriſtine viel größere Dienſte geleiſtet, und namentlich keine ſolche Scheu vor den Carliſtiſchen Kugeln gezeigt, wie er es ſelbſt gethan.“ Was wollte mein junger Prahler jetzt machen? die Beleidigung, die ich ihm öffentlich angethan hatte, war zu groß, und obgleich man durch verſchiedene Vermittlungen mich zu bewegen ſuchte, ſolche wieder zurückzunehmen, ſo erklärte ich doch beſtimmt, dieß nicht zu thun, und ſo mußte er mich denn fordern und wählte dabei als Waffe den Säbel.

Daß ich ein ungleich beſſerer Fechter war, als mein Gegner, wußte ich recht gut, und ſo beſchloß ich denn, ihm zur Strafe wo möglich einen recht auffallenden Hieb über ſein glattes Geſicht zu geben. Ein alter polniſcher Officier der wenigen Uhlanen, die als einzige Ueberreſte der ganzen Fremdenlegion noch im ſpaniſchen Dienſte waren, ſekundirte mir, und wie ich gewollt, ſo gab ich meinem Gegner eine breite Schmarre über die Backe, ſo daß er für ſein ganzes Leben eine bleibende Strafe für ſein Geſchimpfe auf die Deutſchen

Digitized by Google

behalten wird. Da dieſer junge Oberſt einer ſehr vornehmen Adelsfamilie angehörte, ſo machte die Sache viel Aufſehen im Lande; ich ward in Unterſuchung gezogen und erhielt einen vierwöchentlichen Arreſt. Es war dieß die erſte Strafe, die ich in meiner ganzen militäriſchen Dienſtzeit, vom Trompeter an, erhalten habe. So wie mein Arreſt beendet war, forderte ich auf der Stelle meinen Abſchied. Man ſchien mich im ſpaniſchen Heere noch gebrauchen zu können, denn man machte mir verſchiedene Verſprechungen, ich aber ließ mich dadurch nicht irre leiten, ſondern forderte wiederholt und ſo beſtimmt meine Entlaſſung, daß man mir ſolche im Januar 1839 auch endlich geben mußte.

Seit man die armen invaliden Soldaten der Fremdenlegion, die ihre geſunden Knochen im Dienſt der Königin Chriſtina eingebüßt hatten, mit ſo empörendem Undank behandelte und ſie oft mit Zwangspaß über die Grenze ſchaffte, ſtatt ihnen die verſprochene Penſion auszuzahlen, war ich dieſer ganzen ſpaniſchen Sache längſt überdrüſſig geweſen, und hatte ſchon oft den Plan gefaßt, ſie zu verlaſſen. Auch in pekuniärer Hinſicht war es ein ſchlechtes Geſchäft, der Königin Chriſtina zu dienen, denn beſonders uns fremden Subaltern-Officieren, die wir all' die Ränke und Schliche und geheimen Wege in Madrid nicht ſo gut kannten, blieb man die Gage oft 5 — 6 Monate ſchuldig, oder bezahlte dieſelbe in Papieren, bei deren Umſatz in baarem Gelde man oft über ein Drittheil einbüßen mußte. Obgleich ich ſtets ſehr mäßig lebte und auch im Pferdehandel nicht unbedeutend gewann, habe ich doch während der vierthalb Jahre, die ich jetzt wieder in Spanien focht, einige tauſend Franks von meinem kleinen Vermögen zuſetzen müſſen. Freilich waren manche Darlehen an Kameraden, die ſonſt den größten Mangel hätten leiden müſſen, darunter, welche ſpäter durch eine feindliche Kugel quittirt wurden. Als ich 1839 eine Generalrevue in Marſeille über mein Vermögen abhielt,

Digitized by Google

beſaß ich gerade noch etwas über 14000 Franks, das Andere nebſt den Zinſen war in Polen und Spanien drauf gegangen.

Mit meinem Maulthiertreiber ging ich nun auf faſt unpaſſirbaren Gebirgswegen über die Pyrenäen nach Frankreich zurück, und nach mancherlei Beſchwerden und Gefahren kam ich denn auch glücklich in den letzten Tagen des Januar 1839 in Bayonne an. Zuletzt wäre ich übrigens noch auf ein Haar einer ſtarken Streifſchaar Carliſtiſcher Tactioſos in die Hände gefallen, wo es mir dann leicht hätte übel ergehen können. Es iſt mir noch räthſelhaft, daß dieſe Leute, die ſonſt ungemein ſcharfe Sinne haben und alles Verdächtige ſehr geſchickt aufzuſpüren wiſſen, unſerem Zug, der aus 11 Maulthieren und meinem inländiſchen Jagdpferde, das gleich dem beſten Mulo klettern konnte, beſtand, nicht entdeckten. Nur eine Felſenwand trennte uns von dem Pfade, den ſie marſchirten, und wir konnten jedes Wort ihrer lärmenden Unterhaltung genau verſtehen. Ich glaube, der Mayoral unſerer Karawane ſtand mit den Carliſten eben ſo gut in Verbindung wie mit den Chriſtinos, wie dieß oft in dieſem Kriege der Fall war, und wenn er Erſteren nur Sachen, und beſonders Munition, an der ſie oft großen Mangel hatten, heimlich aus Frankreich zuführte, ſo ließen ſie ihm dagegen ſtillſchweigend zurückbringen, was er wollte, und wenn es auch verabſchiedete Chriſtiniſche Offiziere waren. Was konnten ihnen dieſe auch weiter noch ſchaden, und ſie gönnten dem Mayoral wohl den enorm hohen Preis, den dieſer ſich für einen ſolchen Transport bezahlen ließ.

Es war allen Offizieren der Fremdenlegion, als dieſe 1835 von Algerien nach Spanien eingeſchifft wurden, ein Anſpruch auf Wiedereintritt in franzöſiſche Dienſte in ihrer Charge, oder ſonſt auf geſetzmäßige Penſionirung zugeſichert worden, und ſo reiſte ich denn nach Paris, um meine Wiederanſtellung zu betreiben. Wie immer daſelbſt, mußte ich manche vergebliche Gänge laufen und langweilige Stunden

Digitized by Google

in den Vorzimmern und Bureaux umherſtehen, bis ich meine beſcheidenen Wünſche erfüllt ſah. Da dieß immer faſt mit einem jedesmaligen Aufenthalt in Paris verknüpft war, ſo mag es viel zur Vermehrung des unangenehmen Eindruckes, den dieſe ſonſt ſo glänzende und großartige Stadt ſtets auf mich machte, mit beigetragen haben. So ziehe ich für meine Perſon den Aufenthalt in dem einſamen Blockhauſe in Algerien dem beſtändigen Leben in Paris weit vor. Im Kriegsminiſterium bot man mir jetzt eine Stelle als Reitlehrer in der Cavallerieſchule von Saumur an, da ein hoher General, dem ich einen böſen mauriſchen Hengſt unterdeſſen zugeritten hatte, meine Reitkunſt empfohlen. Verſchiedene Umſtände ließen mir aber dieſen Poſten in Saumur nicht ſonderlich angenehm erſcheinen, wie ich denn keine große Vorliebe für die Garniſonen in Frankreich ſelbſt zeigte, und ich bat daher um Wiederverwendung in Algerien. Glücklicherweiſe konnte man mich jetzt bei der Cavallerie dort verwenden, und ſo kehrte ich denn in meine Capitains-Charge im Sommer 1839 dahin zurück, nachdem ich grade 4 Jahre entfernt geweſen war. Vielfache Veränderungen hatte dieſer kurze Zeitraum in Algerien bewirkt, und beſonders die Ausdehnung des franzöſiſchen Gebietes ſehr bedeutend erweitert.

Seit jener Zeit verweile ich denn, meinen kurzen Aufenthalt in Marſeille 1844 abgerechnet, beſtändig in dieſem Lande und werde auch hoffentlich das Ende meines vielbewegten Lebens in demſelben finden. Mancherlei Strapazen und Beſchwerden, ja auch Gefahren habe ich in dieſem Zeitraum bis jetzt wieder durchgemacht. Viele Monate habe ich, in einſamen Blockhäuſern und Militairpoſten garniſonirt, gar manche Nächte am Bivouacfeuer verbracht, mich mit Kabylen und Hajuten herumgerauft, Säbelhiebe ausgetheilt, und auch einſt eine Wunde am Fuße wieder dafür empfangen; kurz, habe ein Leben mit all' den Annehmlichkeiten und Beſchwerden geführt, wie es mehr oder min-

Digitized by Google

der jedem Officier der leichten C
Felddienste zu Theil wird. Im
glücklich und zufrieden, wenn mich
alte Wunden auf meinem benar
schmerzen, und begehre nicht mehr
mir jetzt gibt. Der jugendliche C
ließ, einst noch ein berühmter Gene
verflogen und hat einer philosophis
Der Eine stieg hoch, der Andere b
und ohne tüchtige Capitains kann
stehen, denke ich, wenn mir bisw
Kopf kommt, daß ich jetzt noch da
großer Kaiser im Jahr 1815 ernann
den mit den Zinsen meines kleinen
men für meine mäßigen Bedürfniss
ich ja nicht. Kommt denn einst
mich unser oberster General zum
kann ich diesem wichtigen Ange
eines alten Soldaten entgegen
ich einmal übernahm, habe ich n
und ehrlich zu erfüllen mich bestreb
Capitain Waliawski mir sagte, al
peter angenommen wurde: „Werde
tiger Soldat, Frederic, oder es w
jetzt gleich mit dem wilden Schimm
Jahren schon das Genick, als daß
werden könntest", sind mir nie au
So mögen denn einst in Ehren di
Grab donnern, ich hoffe, denselben

Anmerkung. Wegen weiter Entfe
orte war eine genaue Correctur nich
besonders in den ersten beiden Bänden
die man zu verbessern bittet; so i
Kurtka statt Kunika, und andere meh